Die
Principien
der
Erziehung
auf dem Grund der
Geschichte.

Dargelegt und psychologisch beleuchtet
von

Joh. Georg Justin Eichler,
ev. luth. Pfarrer in Hohentrüdingen.

Ansbach.
Druck und Verlag von Reider & Hezner.
Commissionsverlag der A. Stuber'schen Buchhandlung in Würzburg.
1881.

Die Principien der Erziehung auf dem Grund der Geschichte.

Dargelegt

von

Joh. Georg Justin Eichler.

Ansbach
Druck von Reider & Hezner.
Commissionsverlag der A. Stuber'schen Buchhandlung in Würzburg.
1881.

Vorwort und Einleitung.

Vorliegende Schrift, welche in Gestalt von sieben Briefen erscheint, ist durch Umgestaltung und Erweiterung mehrerer Conferenzvorträge entstanden. Zu ihrer Abfassung wurde ich veranlaßt durch Lesung eines von Pastor Diekmann in Wesselburen gehaltenen und im Druck erschienenen Vortrags über den biblischen Geschichtsunterricht in der Volksschule, dem ich entgegnen zu müssen glaubte. —

Vergleicht man die Erziehung mit der Pflege eines Fruchtbäumleins, so erinnert der Stamm mit den Zweigen an die geistig-seelische Natur des Zöglings mit ihren Kräften und Anlagen. Die Wurzel weist auf Religion und Sittlichkeit hin. Bei der unter dem Einfluß von Sonnenschein und Regen stehenden Ackerkrume, in welcher das Fruchtbäumlein steht, denkt man an die Persönlichkeit und Intelligenz des Erziehers, von welchem auf den Zögling Geist und Kraft durch Keimbildung und Entwicklung übergeleitet werden sollen. Den verschiedenen Bodenarten der Ackerkrume entsprechen die verschiedenen Principien der Pädagogie. Endlich setzt, wie die Ackerkrume mit ihren Bodenarten, so die intelligente Persönlichkeit des Erziehers mit ihren Principien einen Untergrund voraus, und dieser Untergrund ist die Geschichte, welche schon Cicero nennt eine testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, ma-

gistra vitae, nuntia vetustatis. Eines Untergrundes bedarf aber nicht nur die Ackerkrume mit ihrem Samen, der zur Frucht reifen soll, sondern auch jeder Weg, der betreten werden soll. Letzterer, bei welchem die Vergleichung mit der Ackerfrucht aufhört, erinnert an die Führung und Tragung des Zöglings, sofern dieses Beides begrifflich von der Heilung und Bildung unterschieden ist. Auf dem Acker sollen gute Früchte wachsen, und der Weg soll zu einem guten Ziele führen. Dem entspricht, daß Persönlichkeiten auf dem Boden der Geschichte hervortreten, welche Frucht erzielen und einen zum Ziel führenden gangbaren Weg bilden. Die erziehungsbedürftige Individualität ist im Bild das Fruchtbäumlein, und seine Frucht ist sachliche Geistesfrucht; die Individualität soll aber auch selbst zu einer Frucht reifen dadurch, daß sie im Fortgang zum Ziele zur Persönlichkeit wird. Für das Reifwerden der persönlichen Lebensfrucht und der sachlichen Frucht des Geistes ist die Methode ebenso wenig gleichgültig, als die Principien es sind; jedoch tritt, wie für den Unterricht im engern Sinne die Principienlehre, so für die Erziehung im engern Sinne die Methodik nicht in den Vordergrund: denn zu allererst handelt es sich dort um die Methode, hier um die Principien.

Was die Geschichte als den Untergrund betrifft, so ist ihre Wirklichkeit und ihre Darstellung zu unterscheiden. Der Erzieher soll sich seinen Zöglingen gegenüber als von der Welt der Geschichte herkommend betrachten, m. a. W., er soll sich mit allen den geschichtlichen Persönlichkeiten zusammengeschlossen wissen, welche auf ihre Zeitgenossen im Großen oder im Kleinen erziehlich eingewirkt haben, und soll Geschichte durch geist- und lebensvolle Veranschaulichung zur Darstellung bringen, um seinerseits nichts Wesentliches in seinem Erzieherberufe zu versäumen. Denn wer sich mit der Jugend zu beschäftigen hat,

ist, wenn er nichts mit der Geschichte anzufangen weiß, alles Andere eher, als ein Erzieher. Die wirkliche Geschichte ist abhängig von dem ewigen Geiste und seiner Autorität und ist bedingt durch die Natur und ihre Ordnung.

Auf dem Boden und in dem Elemente der Geschichte bewegt sich jeder Mensch mit seinen eigenen Erlebnissen und der Anschauung fremder Erlebnisse. Durch den Zusammenhang des von der Erziehung geleiteten Einzellebens mit dem Gesammtleben und durch die Darstellung der Geschichte, welche diesen Zusammenhang zum Bewußtsein bringt, soll sich eine Lebenserfahrung bilden, die zur wahren Weisheit führt, und eine Erkenntnis gewonnen werden, die zur wahren Gerechtigkeit verhilft. Daß der Erzieher mit derjenigen geschichtlichen Persönlichkeit im Bunde stehen muß, welche als der absolute Erzieher der beste Kinderfreund ist, unterliegt unter Christen, welche wirklich Christen ist, keinem Zweifel. Aber auch das steht außer Frage, daß eine gute Erziehung, wie sie unter dem heilsamen Einfluß der Geschichte steht, auch selbst wieder segnend und wohlthuend auf Mit- und Nachwelt einwirkt. Schon mit der Art und Weise der Geschichtsauffassung steht die Erziehung im ursächlichen Zusammenhange. Warum bleiben so Viele nicht Freunde der Geschichte, nachdem sie es in ihrer Kindheit gewesen waren? Weil sie die Einfalt und den Gerechtigkeitssinn verloren haben. Warum sehen z. B. Viele in der Geschichte nur „einen Kampfplatz sinnloser Leidenschaften, wilder Kräfte, zerstörender Künste“? Weil sie eingewiegt in falschen Frieden der religiösen Idee des wahren Friedens sich entfremdet und in Mutlosigkeit von dem notwendigen Kampfe wider das Böse (si vis pacem, para bellum) sich abgewendet haben. Es ist daher ein Armutszeugniß, welches einer sich ausstellt, wenn er von sich sagt, daß er kein Freund der

Geschichte sei. — Dem Mangel an Geschichtssinn geht zur Seite die verkehrte Art, die Geschichte zu behandeln. Warum sehen sich Viele nur darum in der Welt der Geschichte um, damit sie ihnen z. B. „eine Polterkammer lustiger Anekdoten" sei? Weil ihnen im Taumel sinnlicher Zerstreutheit die religiöse Idee einer über allen Bitterkeiten des Lebens erhabenen Freude völlig abhanden gekommen ist, so daß sie, um nicht einer unüberwindlichen Ungeduld zu verfallen, die Forderung, Lasten und Mühen um höherer Zwecke willen zu übernehmen, von sich weisen müssen.

Es besteht also eine Wechselwirkung zwischen der Geschichte und der Erziehung, welche anzuerkennen ist. Daher kann es auch nichts weniger, als gleichgültig sein, ob der Erzieher die Bedeutung der Geschichte für die Erziehung zu würdigen weiß und ob die im Zusammenhange mit der Geschichte stehenden Erziehungsprincipien in ihm eine lebendige Macht geworden sind oder nicht. Die Geschichte ist eine lux veritatis für die Erziehung als Führung, eine testis temporum für die Erziehung als Tragung, eine nuntia vetustatis für die Erziehung als Hebung, eine magistra vitae für die Erziehung als Bildung, eine vita memoriae für die Erziehung als Heilung. Das Formalprincip der Erziehung ist die Notwendigkeit der Orientirung des Zöglings durch Bekanntmachung mit der Planmäßigkgit der göttlichen Weltregierung mittels des geschichtlichen Anschauungsunterrichtes. Das Materialprincip ist die vom Erzieher zu vertretende Einheit von Religiösität und Confessionalität, eine Einheit, von welcher das richtige Verständniß der Geschichte und die rechte Anwendung ihrer Begebenheiten und Ergebnisse auf das individuelle Leben abhängt. Das praktische Princip ist das Vorhandensein der Paraklesis, d. i. des ermahnungskräftigen Trostes, in der

Erziehung, welcher von dem in der Geschichte waltenden ewigen Geist der Gnade und Wahrheit herkommen muß, und für welchen eine ehrende Unterordnung unter die Vergangenheit und ihre Repräsentanten erfordert wird. Das theoretische Princip ist die Forderung, daß dem Zögling geholfen werde, ein sittliches Urteil zu gewinnen und dasselbe an dem Stoffe, welchen die Geschichte darbietet, zu üben. Das Idealprincip ist die Einpflanzung der Liebe gegen Gott, welcher für die Geschichte und auf geschichtlichem Wege Gesetze gibt und Wunder thut. Das Realprincip ist die Gewinnung des Zöglings für Nächstenliebe, Feindesliebe, Bruderliebe, Freundesliebe im Bewußtsein der Gegenwart Gottes, welcher als die persönliche bei allem Bösen in der Geschichte schuldlos und von allem Guten der Anfang und das Ende ist. Das Princip der Modalität endlich ist die Forderung der Naturgemäßheit des ganzen Erziehungsverfahrens und der Berücksichtigung des Bedingtseins desselben durch gegebene Verhältnisse unter Voraussetzung der gänzlichen Hingebung des Erziehers an Gott als den Anfänger und Vollender wie der Geschichte der Individualität, so auch der Geschichte der Menschheit.

Daß man sich auf den Zusammenhang zwischen der Erziehung und der Geschichte recht besinne, dazu hat schon manche pädagogische Schrift viel Gutes beigetragen. Möchte auch die vorliegende kleine Arbeit einer günstigen Beurteilung sich erfreuen!

Behringersdorf in der Osterzeit 1880.

Der Verfasser.

I. Das Formalprincip.

L. Fr. Aus Deinem Briefe ersehe ich, daß die biblische Geschichte, in der Du Unterricht erteilst, Dir zwar ein höchst willkommener Lehrgegenstand ist, weil er dem Katechismus-Unterricht zur Unterlage, zur Anschaulichmachung und zur Bestätigung dient, daß Dich aber die biblische Geschichte wegen eines Fadenbruches sowohl innerhalb, als am Ende derselben unbefriedigt läßt. Du sagst, „mit dem babylonischen Exil sei der Faden der Geschichte auf einmal abgebrochen; dann gelange man mit Ueberspringung einiger Jahrhunderte zu der Geschichte Jesu und der Apostel, und wenn diese abgemacht sei, so sei man mit aller biblischen Geschichte am Ende." Du wünschest zu wissen, wie ich die Sache ansehe.

Wir müssen zurückgehen auf den Begriff der biblischen Geschichte. Sie ist, wie J. G. Hauff in seinem katechetischen Lehrbuch der biblischen Geschichte sagt, „geordnete, hauptsächlich aus den historischen Büchern der heiligen Schrift geschöpfte Darstellung planmäßiger göttlicher Offenbarungen und Veranstaltungen in Beziehung auf das Menschengeschlecht." Es ist unpassend, der biblischen Geschichte die Weltgeschichte gegenüberzustellen, als wenn diese nur außerhalb der biblischen existire. Der biblischen Geschichte steht die außerbiblische, der heiligen die Profangeschichte gegenüber. Der Hauptzweck jener göttlichen Offenbarungen und Veranstaltungen ist „die Gründung und Entwicklung eines Gottesreiches unter den Menschen." Hier müssen wir unser Augenmerk auf die Weissagung richten, welche nicht nur mit der biblischen Geschichte fortwährend Hand in Hand geht, sondern auch die außerbiblische in ihr Bereich zieht und umspannt, sofern sie alles an Menschen und von Menschen Geschehene auf Gott den Regierer und Richter der Welt, auf

Sein Reich und Seinen Heilsrat bezieht und überall, wo sie eintritt, die Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft verknüpft. Daher ist es der Weissagung entsprechend, daß die biblische Geschichte angelegt ist als eine Geschichte nicht der neben und nach einander auftretenden Völker, sondern der ursprünglich einheitlichen, dann in sich unterschiedenen und schließlich zu einer höheren Einheit (die für uns als vollendete Einheit noch in der Zukunft liegt) zusammengeschlossenen Menschheit und als eine Geschichte, in welcher über die Erlebnisse der Menschen hinaus mit rückwärts und vorwärts gewendetem Blick auf einen Uranfang und ein äußerstes Ende, auf eine Grundlage der Vorvergangenheit und ein erhabenes Endziel hingewiesen wird. Es wird Dich interessiren, l. Fr., ein Wort aus der Feder Göthe's zu lesen, welches Zeugniß davon gibt, daß derselbe als Dramatiker auch das Drama der Menschheitsgeschichte, wie es die heilige Schrift zur Darstellung gebracht hat, wohl zu würdigen verstand. Er sagt: „Die Bibel ist nicht nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entfernteren Regionen der äußersten Ewigkeit hinausführt."

Daß Dich ein zweimaliger Abbruch des Fadens in der biblischen Geschichte stört, (vgl. L. Völker, Pädagogische Früchte II. S. 74) halte ich für ein Zeichen, daß Du nicht gedankenlos Geschichte treibst. Denn allerdings wird für die Geschichte eines jeden Reiches, also auch des Gottesreiches erfordert, daß nicht irgendwo der Zusammenhang unterbrochen sei. Aber wer sagt denn, daß die biblische Geschichte die Geschichte des Reiches Gottes sei? Vielmehr ist sie die Geschichte des Alten und des Neuen Bundes, in welcher auf Schritt und Tritt von der Welt ausgegangen und ebenso immer wieder auf Gottes Reich hingezielt wird. Wo nun bei solchen Beziehungen auf Welt und Reich Gottes Anfang, Mitte und Ende der Menschheitsgeschichte fehlt, da tritt die Weissagung ergänzend ein, und die außerbiblische Geschichte, die nur enthält, was Menschen

an Menschen erlebt, von Menschen erduldet, für sich oder Andere gethan haben, muß mit der biblischen Weissagung verglichen werden, damit sie, so weit sie rückwärts in die Vergangenheit hineinreicht und vorwärts in die Zukunft hineinschreitet, dem Glauben zur Bestätigung der Weissagung diene. Zur Geschichte des Reiches Gottes gehört auch die außerbiblische Geschichte, wie wir sie besonders vom apokryphischen Zeitalter an besitzen und bis herab auf unsere Gegenwart. Sie beim biblischen Geschichtsunterricht unbeachtet zu lassen, ist vom Geist der Weissagung selbst verboten sowie von der Weissagung des Geistes, weil er nicht will, daß die biblische Geschichte an einer drückenden und ihren eigenen Wert depotenzirenden „Isolirtheit“ leide, und weil er selbst den Gang der außerbiblischen Geschichte in großen Strichen gezeichnet hat, ohne welche die Geschichte des Reiches Gottes nicht verstanden würde.

Was die Verwertung der Weissagung für den außerbiblischen Geschichtsunterricht betrifft, so ist gewiß für sehr wichtig zu halten, was L. Völker (a. a. O. S. 78) unter Hinweisung auf L. von Rhoden's Leitfaden der Weltgeschichte von dem pädagogischen Zwecke sagt, den nicht blos das Charakterbild Daniels, sondern auch seine Weissagung habe: „Unser Ziel ist kein anderes, als den in der hl. Schrift gegebenen Umriß und Plan der Menschengeschichte und dessen Ausführung den Kindern zur Anschauung zu bringen. Und kommt hiebei nicht die hl. Schrift dem kindlichen Bedürfniß auf's beste entgegen, indem sie den Plan und Gang der Geschichte in einem höchst anschaulichen Bilde versinnlicht? Wir meinen das Monarchieenbild, in welchem dem Könige Nebukadnezar der ganze Verlauf der Weltgeschichte von seiner Zeit an bis ans Ende gezeigt, und welches ihm von Daniel ausgelegt wurde.“ „Ist dieses Monarchieenbild nicht wie dazu gemacht, um als Rahmen zu dienen, innerhalb dessen dem Kinde das wechselvolle Schauspiel der Weltgeschichte als ein göttlich geordnetes, einem festbestimmten Ziel zueilendes einheitliches Drama zur klaren Anschauung gebracht werden kann? Ist es doch, als wenn Gott bei dieser dem Nebukadnezar gewordenen Enthüllung des zukünftigen Weltlaufs diesen pädagogischen Zweck besonders im

Auge gehabt hätte; so sehr entspricht dieses Bild mit seiner massiven Anschaulichkeit den Gesetzen einer geläuterten Unterrichtskunst; hier ist Anschauungsunterricht im wahren Sinn des Wortes" 2c. 2c. (Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Dir auch Dörpfeld's Enchiridion der biblischen Geschichte, wenn Du es noch nicht kennen solltest.)

Vergleichen wir die biblische Geschichte mit der außerbiblischen, so wird in jener der Blick vorzugsweise auf das „Zusammenleben Gottes mit den Menschen", in dieser vorzugsweise auf das „Zusammenleben der Menschen unter einander" hingelenkt; aber wenn schon die Vernunft sagt, daß die Geschichte überhaupt von einer göttlichen Vorsehung dirigirt werde und göttliche Gerichte involvire, so muß auch anerkannt werden, daß der göttliche Faktor der Geschichte überhaupt der erste und der letzte, und der menschliche Faktor der von jenem umschlossene ist, und es muß bei dem außerbiblischen Geschichtsunterricht von der biblischen Geschichte ausgegangen und auf die gegebene biblische Weissagung Bezug genommen werden.

Die Menschheitsgeschichte gründet sich auf die Geschichte des verloren gegangenen Paradieses und schließt ab mit der Geschichte der Erneuerung der Welt. Von der Sintfluth an bis zu dem bevorstehenden Gericht vor dem Millennium ist ein Geschlecht unter den Menschen besonders bevorzugt, es ist das semitische. Aus diesem ist seit Abraham ein Volk hervorgegangen, welches als Gottesvolk nur bis zu der durch den nochmaligen römischen Kaiser Titus vollzogenen Zerstörung Jerusalems existirt hat und von da an nicht mehr als wesentlicher Same Abrahams, sondern blos noch als semitisches Geschlecht und zwar bis jetzt in der Zerstreuung sein Leben fortgesetzt hat. Es kann und soll wieder Teil gewinnen am wesentlichen Samen Abrahams, aber nur dadurch, daß es den von ihm verworfenen Heiland als seinen Priesterkönig anerkennt. „Die Ersten werden die Letzten sein." — Als Abrahams Nachkommenschaft zu einem Volke herangewachsen und unter Moses von Aegyptens Tyrannei befreit worden war, richtete in ihr Gott ein Reich auf, einen Gottesstaat. Dieses Gottesreich dauerte nicht, wie L. Völker (a. a. O. II.

S. 80) meint, blos bis zur babylonischen Gefangenschaft, sondern bis zu der Zeit, wo das Volk seinen Messias verwarf; denn der Messias selbst bezeichnet noch vor Seiner Verwerfung das Volk Israel als Kinder des Reichs. Daß im Tempel Serubabels der Gnadenthron und die Bundeslade (der Schrein des Zeugnisses) nicht wieder hergestellt ward, geschah nicht zum Zeichen, daß bereits Gottes Reich von ihnen genommen sei, sondern zum Zeichen, daß die äußere Selbständigkeit dieses Volkes aufgehört habe. Von da an trat an die Stelle des Geistes der Weissagung, welcher, wie die Abfassung der hl. Schriften überhaupt, so insonderheit die biblische Geschichtschreibung vermittelt hatte, das Bedürfniß, die hl. Schriften in den gottesdienstlichen Versammlungen vorzulesen. Eine nachexilische Schrift, vielleicht die letzte von allen, war der Koheleth, von welchem Vilmar in seinen Pastoraltheologischen Blättern (1838 S. 241 ff.) sagt: „es ist kein Buch für Alle." „Für die Häupter und Führer des Volks, für die Begabtesten und Erfahrensten, welchen zudem noch das Mandat der geistigen Leitung des Volkes zu Teil geworden, war „„der Prediger"" damals bestimmt und bleibt für solche auch in der Kirche Christi bestimmt." Es war eine sehr traurige Zeit, aber doch nur eine solche, in welcher Gott den Geist der Weissagung Seinem Volke entzogen hatte, nicht eine solche, in welcher Gott etwa aufgehört hätte, ihr König zu sein. Sie hatten jetzt Veranlassung genug, durch das geschriebene Gotteswort sich erinnern, ermahnen und trösten zu lassen. Das Gottesreich war jetzt *nicht mehr* ein auswendiges und *noch nicht* ein inwendiges, sondern ein verborgenes Reich; und eben für den Fortbestand dieses Reiches lag das geschriebene Gotteswort als abgeschlossene Bundesverfassung vor, als ein Wort, an welchem Israel ein Eigentumsrecht besaß. Sich vertiefend in den Inhalt des geschriebenen Wortes sollte Israel lernen, dem inwendigen Gottesreiche, welches kommen sollte, Aufnahme zu verstatten. Das auswendige Gottesreich war ein Reich der von Gott durch heilige Männer geübten Zucht und Pflege gewesen; im verborgenen Reiche sollte Israel entwöhnt und unter dem Druck einer fremden Weltmacht aus dem geschriebenen Gotteswort belehrt werden.

Endlich unter dem vierten Weltreich, welches noch bis zum Millennium hin sich fortfristen soll, erschien der verheißene Messias mit der Anwartschaft auf den dem sichtbaren Tempel entrückten Gnadenthron; aber Israel verwarf Ihn und verlor damit nun auch die Tempelgemeinschaft des wahren Gottes und das Gottesreich. Und dennoch hörte Israel noch nicht in jeder Beziehung auf, zu Gottes Volk gerechnet zu werden: nur durch neue und wachsende Schuld entwertete es sich selbst immer mehr, bis die Stunde seiner Zerstreuung schlug. Wie es einst Zeit gebraucht hatte, um ein Volk zu werden, so wurde ihm jetzt auch Zeit verstattet, um aufzuhören ein Volk zu sein. Wenn „die Scherben," welche als semitisches Geschlecht vermöge des noachischen Segens eine bis zur Stunde fortdauernde Lebenskraft, eine „fast an körperliche Cohäsionskraft streifende Tenacität" besitzen, in Folge der Macht des Christentums aus der Zerstreuung zurückkehren und wieder ein Volk bilden werden, so wird dieses Geschlecht, welches bei seinem „Mangel an idealem Sinn" und bei seiner Geneigtheit, „den göttlichen Willen zu veräußerlichen" (s. Huschke, in der Zeitschrift Prot. und Kirche 1871 S. 335), schon längst „keine ihm eigentümliche Bildung mehr hat, sondern sich von den Brocken nährt, welche vom Tische der Christenheit fallen" (s. Zeitschrift „Saat auf Hoffnung" 1876 S. 239), eben als Volk sich nicht aufrecht erhalten können, wenn es nicht dem von ihm verworfenen Priesterkönige seine Huldigung darbringt und somit in die Reihe der christlichen Völker eintritt. Dennoch dürfen wir nicht vornehm auf dieses Volk herabsehen, obgleich und weil, was Th. Zahn (in Schürers theol. Literaturzeitung) von ihm rühmt, nicht dem menschlichen Faktor in der Geschichte, sondern allein dem göttlichen zugeschrieben werden muß. Derselbe sagt nämlich, das Volk Israel habe „sich selbst eine Vorgeschichte gegeben und zugleich eine Weissagung erzeugt, in welcher allen Geschlechtern der Erde und allen Reichen der Welt ihr Ziel gewiesen werde, und habe damit mehr Sinn für das Ganze der weltgeschichtlichen Bewegung bekundet, als alle Völker des Abendlandes vor ihrer Durchdringung mit den in Israel groß gewordenen Ideen zur Philosophie der Geschichte."

Für die Unterthanen des Priesterkönigs aber blieb das Gottesreich nicht blos, was es zuletzt war, ein verborgenes, anfechtungsvolles gegen über der Sichtbarkeit des Weltreichs, sondern es ward auch ein inwendiges und ein Kreuzreich; es blieb ein verborgenes mit dem Zion und Jerusalem, welches droben ist, und es ward überdieß 1., ein inwendiges Reich, für welches alle Berufenen sowohl ihres Verhaltens und des Verhältnisses zwischen ihnen und Gott, als auch des Verhaltens Gottes überführt werden, und 2., ein Kreuzreich, für welches die Christenheit, die ihrem Priesterkönige nachfolgen soll, durch Glauben, Hoffnung und Liebe aufgerichtet wird. Die Innerlichkeit des Reiches Gottes verhält sich zur Verborgenheit desselben, wie das Centrum eines Kreises zu seiner Axe, ferner zur Kreuzgestalt desselben, wie das Centrum zu seinem gebrochenen Diameter; endlich zur Aeußerlichkeit desselben, wie das Centrum zur Peripherie. Die in der Zeit des babylonischen Exils zum Abschluß gekommene Auswendigkeit des Reiches Gottes forderte das Herbeikommen der mit der Kreuzgestalt verbundenen Inwendigkeit desselben, wie der Schatten den Körper. Daher wirst Du es, l. Fr., begreiflich finden, daß nun für diese Inwendigkeit des Reiches Gottes der Geist der Weissagung wieder erwachte und ein neuer Bund zwischen Gott und den Menschen geschlossen ward, sowie daß mit dieser Inwendigkeit des Gottesreiches die biblische Geschichtschreibung wieder anhob, eine neue Bundesverfassung aufgestellt ward und die neutestamentliche Geschichtschreibung alsbald mit dem Abschluß der neuen Bundesverfassung ihr Ende erreichte.

Daß die biblische Geschichte zwar nicht eine unterbrochene, aber doch eine zweifache ist, wirst Du Dir also aus der Zweifachheit der Bundesverfassung erklären. Es ist aber auch der Zusammenhang zu beachten, welcher zwischen der biblischen Geschichte Alten und Neuen Testamentes, sowie zwischen dem Alten und Neuen Bund selbst besteht. Es gilt nämlich vom Gottesvolk dasselbe, was von der Gotteskindschaft gilt: das physische Leben muß in den Tod gegeben werden, damit ein geistliches Leben hervorkomme. Wegen dieser Identität wird denn auch das Gottesvolk des Neuen Testaments das rechte

Israel, die rechte Judenschaft, der bleibende Same Abrahams genannt. Sofern jedoch in Folge des psychologischen und geschichtlich gewordenen Gegensatzes zwischen der Inwendigkeit und der Auswendigkeit des Gottesreiches auch eine Unterscheidung des neutestamentlichen Gottesvolkes vom alttestamentlichen ihre Berechtigung hat, so muß hier das Wort in Anwendung kommen: wer an einem Teil der Offenbarung genug hat, der kommt von Gott ab; wer hingegen für die ganze Offenbarung empfänglich wird, den leitet Gott zu sich hin.

L. Fr. Wir gehen mit raschen Schritten dem Völkergericht entgegen, welches unser Priesterkönig halten wird. Dieses Gericht wird das Gegenbild sein von der Sintfluth; und blicken wir von Noah rückwärts bis auf Abel, so haben wir von dieser Zeit das Gegenbild am Millennium; denn während dort an Zahl und Macht die frommen Sethiten ab- und die ungerechten Kainiten zunahmen, wird hier als in einem Reiche der Gerechtigkeit die Gewalt der Sünde in stetiger Abnahme begriffen sein, und die Geschichte wird da weder von Spaltungen, Kriegen und Menschenschlächtereien, noch von so mancherlei andern Uebeln zu erzählen wissen.

Nachdem ich Dir eine wenn auch nur flüchtige Perspektive über die Menschheitsgeschichte eröffnet habe, bleibt mir noch übrig, auf den doppelten Mittelpunkt derselben Dein Augenmerk zu richten. Derjenige Mittelpunkt, durch welchen die Geschichtslinie als gebrochene einem gestreckten Winkel gleicht, ist der Zeitpunkt, wo das Volk Israel die auswendige Gestalt des Gottesreiches verlor, und wo die Weltmonarchieen und die Staatsverfassungen begannen. Hingegen derjenige Mittelpunkt der Geschichte, in welchem die Vergangenheit wurzelt und die Zukunft keimt, ist der Zeitpunkt, wo das Volk Israel des Gottesreiches auch als eines verborgenen verlustig ging, und wo die christliche Kirche gestiftet ward. Beide Mittelpunkte verhalten sich zu einander, wie der negative und der positive Focus in einer Hyperbel. Ganz richtig sagt Vilmar (Past. theol. Bl. VII S. 33): „Die Entwicklung des Menschengeschlechts bewegt sich niemals in elliptischen, sondern allezeit und nur in parabolischen oder hyperbolischen Bahnen.“ Während die Geschichte Griechen-

lands und Roms zusammengenommen uns eine Entwicklung nach parabolischem Kegelschnitte zeigt, verläuft die Geschichte Israels hyperbolisch.

Die Duplicität des Mittelpunkts bestätigt die Einheit der Menschheitsgeschichte und die Aehnlichkeit derselben mit der Lebensgeschichte eines einzelnen unter allgemeiner Aufsicht und specieller Leitung Gottes stehenden Menschen. Mit dieser physisch-psychischen Einheit steht nicht im Widerspruch der religiös-moralische Dualismus, der Gegensatz von Guten und Bösen, von Gerechten und Ungerechten, von Gottesdienern und Götzendienern, welcher in der ganzen historischen Zeit fortbesteht: denn dieser Gegensatz wird flüssig gemacht durch einen andern, durch den Gegensatz von Krisis und Lysis, von Bekehrung und Abfall, von Leben und Tod.

Die merkwürdigste von allen Zeiten außer der Anfangszeit und der noch bevorstehenden Endzeit ist die mittlere, nämlich die Zeit der Excentricität oder des Abstandes zwischen beiden Brennpunkten, die Zeit vom Eintritt des negativen Focus bis zum diesseitigen Ausgang des positiven, die Zeit zwischen dem Ende des auswendigen und dem Anfang des inwendigen Gottesreiches, die Zeit, in welcher das Gnadenreich Gottes ein ausschließend verborgenes war und auch selbst während des Wandels JEsu auf Erden in der Niedrigkeit bis hin zu Seinem Begräbniß ein verborgenes blieb; die Zeit, innerhalb deren Juden und Heiden das Höchste leisteten, was sie zu leisten fähig waren, um schließlich das ihnen in ihrer Erlösungsbedürftigkeit dargebotene Heil zu verwerfen; die Zeit, in welcher ein ächtes Israel doch nicht ausstarb, und auch das Heidentum mit „verborgenen Grundzügen der Wahrheit", wie Trautmann (in seinem Buch: die apostolische Kirche) sagt, „mit abgebrochenen und verstimmten Klängen aus dem reineren Bewußtsein der Urzeit" „wehmütig-weissagend" ausschaute; endlich war dieses auch die Zeit, in welcher die drei weltgeschichtlichen Potenzen, die es gibt, so zusammenkamen, wie nie zuvor und nie nachher, die Potenzen, welche die Erfordernisse zu einem Hebel sind, nämlich 1) der Stützpunkt, das verborgene Gottesreich, 2) die Last, der Banquerott der Welt

mit dem Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit in den Einen und mit der Verhärtung der Andern; 3) die Kraft, das menschgewordene Heil der Welt, der Gottmensch im Stande der Erniedrigung. Wie wichtig diese Zeit sei, deutet zuerst die Weissagung dadurch an, daß sie mit dem Eintritt des Stützpunktes die Verwirklichung des Monarchieenbildes, als zweite Hälfte der Menschheitsgeschichte, beginnen läßt, während die Chronologie die Wichtigkeit dieser Zeit dadurch anerkennt, daß sie vom Eintritt der gottmenschlichen Kraft der Welt rückwärts und vorwärts rechnet, wie denn auch die Geschichtschreibung von diesem letzteren Punkt aus die Universalgeschichte in zwei Hälften, in die alte und die neue, teilt. (Nebenbei sei bemerkt, daß Dante das Monarchieenbild Daniels irrtümlicher Weise für das Gemälde der ganzen Weltgeschichte hielt.) —

Siehe da, l. Fr., die Planmäßigkeit, die der Geschichte aufgeprägt ist. Du wirst mir beipflichten, wenn ich behaupte, daß der Einblick in den innern Zusammenhang und den teleologischen Charakter der Geschichte ein Hauptmittel ist, unsere Jugend pädagogisch richtig zu leiten. Denn nicht blos sind es jene drei Potenzen in der Weltgeschichte, mit welchen wir unsere Zöglinge ganz besonders vertraut machen müssen, sondern es kommen noch zwei andere auf einander hinweisende Potenzen dazu, die Autorschaft jenes Hebels und das Endziel, zu dessen Erreichung der Hebel notwendig ist. Hievon sagt L. Völter (a. a. O. II, S. 63 f.): „Die Geschichte ist ein Werk teleologischer Kräfte, Product zusammen und in einander wirkender freier Willenskräfte, die auf Verwirklichung der Humanitätsanlagen, der idealen Bestimmung des Menschengeschlechts abzielen. Diese sittliche Vergesellschaftung der Menschen im großen auf dem Naturboden der gemeinsamen Abstammung und des gemeinsamen Wohnsitzes sich aufbauenden staatlichen und religiösen Vereinen und Gruppen, sowie die eigentümliche Art und Weise, wie in derselben die ideale Bestimmung des Menschengeschlechts sich realisirt, ist die eine Potenz, auf welcher die Macht der Geschichte und der Eindruck, den sie auf unser Gemüt hervorbringt, beruht.“ Dennoch „müßten wir auf jeden Versuch, die Geschichte als eine Einheit, als ein organisches

Ganzes zu begreifen, vorweg verzichten, wenn nicht noch eine zweite Potenz in ihr thätig wäre, welche, indem sie die Handlungen der einzelnen menschlichen Faktoren zwar vollkommen frei läßt, sich vorbehält, die Wirkungen derselben zu bestimmen und einem einheitlichen Plan dienstbar zu machen.“ Der Eindruck, den „die Wahrnehmung von dem Walten dieser zweiten in der Geschichte wirkenden Macht auf das denkende Gemüt und den vernünftigen Willen hervorbringt“, begründet zugleich die Erhebung des Gemütes und der Vernunft zu der Höhe, von wo aus ein constanter Ausblick auf die ideale Bestimmung des Menschen hin geschieht. Die Annahme eines Herrn und Lenkers der Menschheitsgeschichte steht zur Annahme des blinden Zufalls, und der Gedanke der aus der Wahrheit hervorgehenden Freiheit zu dem Gedanken des Unterworfenseins unter ein unerbittliches Schicksal im contradiktorischen Gegensatz. Was wäre nun das für eine Erziehung, welche den Zögling nicht über den Glauben an Zufall und Schicksal zu erheben vermöchte? Und was wäre das für ein Erzieher, der, weil er selbst noch vom Zufall herumgetrieben und vom Schicksal gefangen gehalten wird, nicht recht mit der Geschichte, vollends mit der biblischen, in Absicht auf die Erziehung etwas anzufangen wüßte und bei der Vorführung geschichtlicher Beispiele in Ermangelung der Erkenntniß des Ostpunktes vor den Fragen wo? woher? und wohin? vorbeiginge oder sie nur oberflächlich berührte? Diese Orientirung durch Bekanntmachung mit der Planmäßigkeit der göttlichen Weltregierung und somit durch Erteilung eines die Erziehung als Hodegese bedingenden geschichtlichen Anschauungsunterrichtes halte ich für das Formalprincip der Pädagogie. Dies erinnert an Kähler, welcher (in Schürers theol. Literatur-Zeitung 1877 Nr. 12) sagt: „Man lernt Geschichte, um etwas von ihr zu lernen, und kann sich nicht mit dem Ertrage für diese oder jene Technik begnügen, vielmehr empfindet jede Weltanschauung das Bedürfniß, ihre Auffassung vom Menschen an dem Ganzen der Geschichte zu erproben. Daher stammt die Philosophie der Geschichte, und wenn heute bei den Exacten alle Philosophie in Verdacht ist, so vermeidet man wohl den Namen, der Sache

nach aber sind die beliebten Geschichten der Cultur oder der Civilisation nur die Bemühungen des modernen Naturalismus, den Geschichtsbeweis für sich zu erbringen. Mit mehr Recht wird das christliche Denken diesen Weg einschlagen; denn die Geschichte ist die Heimat des persönlichen Lebens und seiner Seele, der Religion; eben dahin weist die Bibel mit ihrem universalhistorischen Grundzuge."

Diese Worte, welchen auch Du beistimmen wirst, lassen mich darauf zurückkommen, daß für die Erziehung das Hauptgewicht auf dem Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte ruht, sofern hier bei der Aehnlichkeit derselben mit der Geschichte des einzelnen Menschen die Nötigung zur Entscheidung für oder wider das dargebotene Heil klar hervortritt. Hier gilt es ganz besonders, nicht nur Geschichte vorzutragen und durch sie zu belehren, sondern auch ein Führer der Jugend mit Hilfe des Geschichtsunterrichts zu sein. Jeder Mensch hat eine Geschichte, seine Lebensgeschichte, welche um so reicher ist, je mannigfacher und wichtiger seine Erlebnisse und seine Thaten sind, und je tieferen Einblick in das innere Leben und in den innern Zusammenhang seiner Lebensführung sie gestattet. Die Natur des innern Lebens verhält sich zu der des äußern, wie das Wesen zur Erscheinung. Die Lebensführung umfaßt Beides und setzt einen Führer voraus. Ist der Führer nicht, wie er sein soll, d. h. ist er nicht zugleich ein Vorbild, so ist auch die Lebensführung nicht, wie sie sein soll, d. h. sie dient Andern nicht zum guten Beispiel, noch zum Segen, so lange nicht corrigirend eingegriffen wird. Der unentbehrliche absolut-gute Führer ist jedenfalls der, der das Leben selbst gegeben und demselben eine Bestimmung angewiesen hat. Er ist es, der über dem Leben aller Menschen waltet und der diejenigen, welche sich Seiner Führung unbedingt und rückhaltlos überlassen, in ihrer Fehlbarkeit mit Seinen Augen leitet, in ihrem Unvermögen mit Seinem Geiste treibt, in ihrem Zagen mit Seinem starken Arm aufrecht hält, bei Gefahren in Seinem Schooße birgt und über Hindernisse, die sich in den Weg stellen, wie im Adlersfluge hinweghebt. Wer, so lange das Ziel noch nicht erreicht ist, von irgend einem Zeitpunkt an die Selbstführung mit Ausschluß der göttlichen

Führung gutheißt oder fordert, weiß als einer, der schon betrogen ist, nicht, was er redet. Wer hingegen allezeit von Gott sich führen läßt, den kann Er auch selbst wieder brauchen zum Werkzeug in der Führung der Jugend. Wie viel ist daran gelegen, daß die Jugend gut geführt wird! Die Zeit ist uns als verlierbare und, wenn sie verschwunden ist, als unwiederbringliche Lebenszeit zu dem Zweck verliehen, daß wir in ihr Frucht schaffen für die Ewigkeit. Warum für die Ewigkeit? Darum, weil es thöricht ist, dasjenige Ziel außer Acht zu lassen, woselbst die höchsten Güter unverlierbar sind. Solche Güter würde es aber gar nicht geben, wenn es nicht, um mit L. Völter (a. a. O. I, S. 60) zu reden, eine „wesenhafte, reale, erfahrbare pädagogische Influenz GOttes auf die Entwicklung der Menschheit im Einzelnen und im Großen" gäbe. Die Seele würde nicht „zur Vollkommenheit ihres Lebens gelangen können", wenn sie nicht „im beständigen, lebendigen Zusammenhang mit dem bliebe, der ihr Element ist", wie denn auch „die Physik schon lehrt, daß jede Kraft in dem Maß, in welchem sie als Wirkung von ihrer Ursache abgelöst ist, sich selbständig zu machen sucht, erstirbt" (S. 61). Daß auch Du, l. F., im Geschichtsunterricht auf diese Orientirung ein ganz besonderes Gewicht legst, freut mich von Herzen. Gehab' Dich wohl!

II. Das Materialprincip.

L. Fr. Aus deinem Briefe habe ich mit Vergnügen ersehen, daß auch Du Dich entschieden für Aufrechthaltung der Confessionsschule erklärst, daß Dich jeder Versuch empört, in der Praxis zu verwirklichen, was in der Theorie absolut unmöglich ist, nämlich über die Begriffsunterscheidung von Allgemeinheit und Besonderheit, von Religion und Confession hinauszugehen und zwischen jener und dieser eine Scheidewand aufzurichten. Du schreibst, Deinem Herzen habe ganz besonders wohlgethan zu lesen, was darüber Dr. Scheibert geschrieben habe. Auch mir sind die Worte dieses Mannes aus dem Herzen geredet,

mit welchen er nachweist, daß ein confessionsloses Christentum noch nie existirt hat, noch je existiren kann, und daß eine erziehende Schule nirgens ohne Confession ist. Wie man über der Confession nicht die Religion verlieren soll, so auch über der Religion nicht die Confession. Wir wollen weder einem Menschen gleichen, welcher über dem Blick auf die Erde das Firmament verliert, noch einem Menschen, welcher über dem Aufblick zum Sternenhimmel den Planeten Erde vergißt. — Zu einander verhalten sich die Confessionen, wie Wettläufer und Wettkämpfer, die eben dadurch von einander lernen können, daß sie sich nicht mit einander vermengen. Welche Confession z. B. für die Reinheit des göttlichen Wortes das empfänglichste Gefäß ist, wird, wie vieles Andere, der Ausgang der Geschichte lehren. Es gibt, wie im individuellen, so auch im Gemeinschaftsleben nicht nur einen natürlichen Wetteifer, sondern auch einen geistlichen; nur ist es bei dem letzteren betrübend, daß diejenigen, welche bloße Zuschauer sind, gerade dem Untauglichsten, d. h. dem, der sich auf seine eigene natürliche Sehkraft oder Thatkraft verläßt, den Sieg am liebsten gönnen und, wenn sie diesen unterliegen sehen oder seine Niederlage befürchten, den Wettlauf und Wettkampf überhaupt verbieten möchten. Es bleibt dabei: wie jede Vermischung verschiedener Stände eine Mesalliance ist, so auch eine Mischung verschiedener Confessionen. „Wem Alles gleichviel und einerlei ist," sagt Matthias Claudius, „der hat gut sprechen. Aber wem es an Etwas gelegen, und wer in der Brust nicht hohl ist, dem ist es anders zu Mute, als dem Eiszapfen am Dache des Toleranztempels." L. Fr. Wir wollen nicht Geschichte machen, sondern in der Geschichte forschen, um uns mit den beiden Faktoren derselben, Gott und der Menschheit, immer mehr vertraut zu machen und durch den Geschichtsunterricht erziehend auf die Jugend einzuwirken. „Zwei Lehren sind es namentlich, welche die Geschichte auf jedem ihrer Blätter bestätigt, einmal daß die geistige Kraft stets größer ist, als die physische Gewalt, und dann, daß alles Unglück, welches die Herrscher, die Nationen und die Individuen betroffen hat, wenn es nicht die unmittelbare Folge von Naturrevolutionen gewesen, immer zunächst aus

eigener Verschuldung der davon Heimgesuchten hervorgegangen ist." Wir sehen aber auch in der Geschichte, daß die geistige Kraft, um nicht dem Bösen und Häßlichen, dem Verkehrten und Gemeinen zu verfallen, sondern im Dienste des Wahren und Guten, des Erhabenen und Schönen zu stehen, jeden Fuß breit Landes sich erkämpfen muß, und daß eine Erhebung aus selbst verschuldetem Unglück, deren Dauer verbürgt sein soll, nur durch gründliche Einsicht in die eigene Verschuldung geschehen kann, weil ohne solche Einsicht eine Umkehr zu dem, was Bestand hat, unmöglich ist. Soll nun das der Jugend zu Herzen gehen, so muß es aus dem Herzen des Erziehers kommen; soll die Jugend aus der Geschichte wesentlichen Nutzen ziehen, so muß der Lehrer vor Allem zu dem Zweck Geschichtsunterricht erteilen, daß der Schüler die Gedanken und Wege Gottes auf sich selbst unmittelbar beziehen lernt: „Tua res agitur."

Gottheit und Menschheit — das sind die beiden Faktoren in der Geschichte, deren Wechselbeziehung in dem ersten derselben ihre Ursache und ihren Bestand hat. Aus dieser Wechselbeziehung erklärt es sich, daß es in der Geschichte Epochen und Perioden, sowie Gerichts- und Erlösungszeiten gibt; ferner daß die Macht des regierenden und richtenden Gottes in der sündig gewordenen Menschenwelt nicht nur Anerkennung und Unterwerfung findet, sondern auch für Mißachtung und Feindschaft Raum läßt; zum Dritten, daß auf der Wage Gottes die Einen schwer, die Andern leicht wiegen, daß die Einen sich in der Niedrigkeit und Verborgenheit aufhalten und durch eine bisweilen ganz ungewöhnliche Leidensschule hindurchgehen, bis Gott sie auch vor Menschen rechtfertigt, während Andere nach hohen Dingen streben und am Lärm des Tages sich beteiligen, bis Gottes Geist sie irgendwie erniedrigt; endlich viertens, daß manches Gefäß zu mißraten scheint, welches schließlich noch wohlgerät. Da nun gewöhnlich das Gewicht mit der Zahl und dem Maße im umgekehrten Verhältniß steht, so begreifst Du leicht, was man unter dem Zeitgeiste zu verstehen hat, welcher, seitdem die Menschheit sündig geworden ist, und so lange, bis sie sündig zu sein aufhören wird, mit dem ewigen Geiste irgendwie im Widerspruche steht. Der Zeitgeist ist der

menschlichen Gesellschaft eigener Geist, welcher sich eine Herrschaft anmaßt, weil die Gesellschaft selbst in ihrer Mehrzahl und Ausdehnung von der Selbstsucht beherrscht wird. Der ewige Geist ist es, der das Recht und die Macht hat zu herrschen; aber weil Er den Menschen Seine Dienstherrschaft nicht aufzwingt, so geschieht ein Zweifaches: bald überhebt sich der Zeitgeist, bis das Uebergewicht Weniger, die dem ewigen Geiste zugekehrt sind, über die Majorität thatsächlich entscheidet, daß die Herrschaft dem ewigen Geist gebührt; bald zerfällt er mit sich selbst, weil der ewige Geist hemmend eingreift, die Richtung seines Laufs umändert und das Böse dem Guten dienstbar macht, das Gift zur Arznei umwandelt nach dem Worte: ihr gedachtet es böse zu machen, aber GOtt gedachte es gut zu machen. Der Zeitgeist herrscht als Gesellschaftsgeist mittels seiner Ideen und Vorstellungen, und weil diese bei den Einen stärker oder schwächer vorwärts, bei den Andern schwächer oder stärker rückwärts und bei Allen niederwärts drängen, so folgt, daß er, wenn er mit sich einig ist, genötigt wird, mit sich uneins zu werden, und wenn er mit sich uneins ist, das Bestreben kundgibt, mit sich eins zu werden. Denken wir uns zuerst zwei Berge, von welchen herab in das zwischen ihnen liegende Thal Gewässer fließen, die sich unten sammeln; dann ein Gebirge, das für zwei oder mehr Flüsse eine Wasserscheide bildet, so haben wir ein Bild von den zwei auf einander folgenden Erscheinungen des niemals aufwärts sich bewegenden Zeitgeistes. Seine Fluctuation endigt in dem einen Fall in einer Stagnation, in dem andern in einer Dispersion. Und gerade um so aufgeregter ist der Zeitgeist, je tiefer und verborgener die Wirksamkeit des ewigen Geistes ist, wie das Psalmwort sagt: der HErr ist König, d a r u m toben die Völker; Er thronet über Cherubim, d a r u m reget sich die Welt. Weil dem Zeitgeist bald der rechte Halt, bald der rechte Grund fehlt, dessen er bedarf, so müssen, damit er forteristire, bald Kriege entstehen nach außen, bald Zerwürfnisse nach innen. Aber siehe, der ewige Geist bedient sich des Krieges zur Zuchtruthe und der Zerwürfnisse zum Ueberführungsmittel; und so erhält Gott die außer Seinem Reiche befindliche Menschheit nicht anders auf-

recht, als durch Seine nicht nur auf Gerichte, sondern auch auf Versöhnung abzielenden Gedanken und Wege. Letzteres erinnert daran, daß die Verkörperung eines Jahrhunderts in Einem Menschen gemäß den Zeiten auf zwei verschiedene Arten Statt findet. „Bald ist es der Mensch, welcher vorangeht: er bemächtigt sich aller lebendigen Kräfte und faßt sie in seiner Hand zusammen. Das ist das Reich des Genius, das Loos jugendlicher kräftiger Geschlechter. Bald hat das Jahrhundert selbst sich einen Menschen zum Haupt erkoren. Er wendet alle seine Fähigkeiten an, den Geschmack der Menge zu studiren und ihm zu dienen. Das ist das Reich des esprit, das Loos altersschwacher Jahrhunderte. Dies war die Rolle Voltaires im 18. Jahrhundert. Er hat sein Jahrhundert bedient, wie es bedient sein wollte." Aber wie die Versöhnung höher steht, als das Gericht, so steht die Persönlichkeit höher als das génie und die Intelligenz höher als der esprit.

Kinder ihrer Zeit sind alle Menschen, sie mögen dem ewigen Geiste widerstreben oder nicht; aber dem Zeitgeiste huldigen, der an sich dunkel ist und nur ein geborgtes Licht hat, und der überdieß in seiner Thätigkeit nur mit der Erscheinung der Dinge, nicht auch mit dem Wesen derselben sich befassen und nur innerhalb der Atmosphäre des Erdenlebens sich geltend machen kann, — ihm huldigen können diejenigen nicht, welche dem ewigen Geiste sich völlig hingeben. Man kann zwar auch die Bestrebungen des Zeitgeistes fördern, ohne es zu wissen, weil man im Wahne stehen kann, dem ewigen Geiste zu dienen, obgleich man einer Tendenz oder einer Idee des Zeitgeistes thatsächlich zustimmt. Hier gilt aber das Wort; der HErr kennt die Seinen, und es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer Christi Namen nennt. Auch kann es geschehen, daß Jemand zwar nicht wegen seiner Irrtümer, aber doch trotz derselben dem ewigen Geiste zugewendet bleibt, oder daß er mit seinen Irrtümern bei Andern nicht so viel Schaden anrichtet, als dieselben anzurichten im Stande sind, weil, wie Münkel sagt, „die Ohren der Hörer, zumal der Einfältigen, oft reiner sind, als die Lippen der Lehrer." Aber nicht blos gefährlich, sondern geradezu schädlich ist es, „mit dem Strome

zu schwimmen.“ Diese Redensart ist bezeichnend; denn sie deutet an, daß die Wege des Zeitgeistes, wie der Lauf eines Bergwassers, abschüssig sind. Die Erziehung des Kerns der Menschheit geht aber aufwärts, und die rechten Erzieher müssen im Dienste des ewigen Geistes stehen, welcher licht ist und alle Finsterniß von sich ausschließt. Darum kann ich die Frage, ob die, welche mit Wissen und Willen dem Zeitgeiste dienen, taugliche Werkzeuge zur Erziehung der Jugend seien, nicht bejahen: sind sie es doch, welche der religiös-sittlichen Erziehung — abgesehen vom Stande ihrer doctrinären Bildung, mit welchem wir uns nicht zu befassen haben — in irgend welchem Grade oder nach irgend welcher Seite hin selbst noch bedürfen. Wir haben, um für die Erziehung der Jugend tauglich zu werden, immer aufs Neue uns zu prüfen, ob die Hemmung und Brechung unserer eigenen Selbstsucht ihren guten Fortgang hat. Wo diese Selbstprüfung fehlt, da schreitet man zum Eingriff in das Amt des ewigen Geistes fort, statt ihn walten zu lassen. Wer dem ewigen Geiste sich zum Dienst hingibt, der strebt aufwärts. Das Aufwärtsstreben kann nun aber wieder nach zwei Seiten hin geschehen: zu der einen Zeit ist es vorwärts, zu der andern Zeit rückwärts gerichtet, je nachdem der Zeitgeist, zu welchem die Diener des ewigen Geistes Stellung nehmen müssen, ihr progressives oder regressives Streben nötig macht. So war Noahs Streben rückwärts, das Abrahams vorwärts gerichtet. Von zwei Bergspitzen — um wieder bildlich zu reden —, nämlich von der Habsucht und der Ehrsucht her senkte sich zu Noahs Zeit das sündliche Treiben in die zwischen beiden liegende Kluft der falschen Sicherheit hinab: dazu verhielt sich nun eben Noahs Streben als regressives Aufwärtsstreben. Hingegen zu Abrahams Zeit zerteilte sich von Einem Gebirge, nämlich von der Hoffahrt her, das sündliche Treiben nach entgegengesetzten Seiten hin in die breite Ebene des Zornmutes [hier der erste erwähnte Krieg] und der Genußsucht [hier die erste erwähnte Gemeinsamkeit des schamlosen Lasters.] Für Abraham handelte es sich bei seinem progressiven Streben um das Betreten eines ihm eröffneten neuen Weges; demgemäß sollte er nicht, wie

Noah, in der gesellschaftlichen Stellung da, wo er stand, geduldig aushalten, sondern sollte mit Mut erfüllt ausgehen, um gerechtfertigt durch den Glauben denjenigen Berg zu besteigen, auf dessen Höhe man dem Schutz des Namens Gottes als eines festen Schlosses im Frieden und in der Heiligung sich anvertraut.— Blicken wir in unsere neue Zeit, so erscheint im 16. Jahrhundert das Aufwärtsstreben Luthers regressiv; aber während die Männer der Renaissance nur mit dem Heidentum der vorchristlichen Zeit sich befreundend auf das klassische Altertum zurückgingen, gingen die Reformatoren zugleich mit der heil. Bibel sich befreundend in erster Linie auf das Gesetz Gottes und das apostolische Christentum zurück. (Bei dieser Gelegenheit bitte ich Dich, l. Fr., den sehr lehrreichen Aufsatz über Renaissance und Reformation im Süddeutschen Schulboten 1878 Nr. 3 und 4 zu lesen, wenn er Dir noch nicht bekannt sein sollte. Ich vermisse darin nur die Erwähnung des Freimaurer-Ordens als des Wegbereiters der Renaissance gegenüber dem erwähnten Jesuiten-Orden als dem Ausläufer derselben.) In unserer allerneuesten Zeit lautet die Loosung: Vorwärts! Ja vorwärts durch Wahrung des Rechts und durch Förderung der Sittlichkeit; denn wie es ohne die mit der Confessionalität sich Eins wissende Religion keine Stärke gibt, die das Recht des Volkes hütet, welches nach Schelling so alt ist, als seine Religion und älter als seine Geschichte, so gibt es ohne die mit der Religion sich Eins wissende Confessionalität keine Gerechtigkeit, die auf die Sittlichkeit der Gemeinden dringt, mit welcher die Confessionalität steht und fällt; also vorwärts in die Höhe durch das Bestreben zu retten, was sich noch retten läßt, d. i. durch die Thätigkeit der äußern und innern Mission gegenüber dem Hinabgleiten des Abfalls in die Tiefe; vorwärts auf dem Grund innerer Scheidung nicht nur des Lichtes von der Finsterniß und des Trostes von der Trostlosigkeit, sondern auch des wahren Lichtes von dem Scheinlichte und des wahren Trostes von dem falschen Troste; vorwärts dem HErrn entgegen, welcher kommen wird, um eine endgültige Scheidung in Vollzug zu setzen, sobald Weizen und Unkraut werden reif geworden

sein. Die Zeit der eifrigsten Missionsthätigkeit ist aber auch die Zeit der sorgfältigsten Pädagogie. An dieses Verhältniß erinnert Lübker (Grundzüge der Erziehung und Bildung S. 230): „Die innere Mission ist eine pädagogische That im schönsten Sinne und vollsten Maße. Sie erstreckt sich nach den verschiedensten Seiten, aber sie hat in allem den einen für Alles gleichmäßig geltenden Mittelpunkt: die Rettung der Seelen aus aller Not und allem Verderben des Lebens für das wahrhaftige und ewige Heil. Das ist ja die Aufgabe aller Erziehung; könnte diese ein festes Bollwerk immer schaffen, woran alle Angriffe und Versuchungen zu Schanden würden, könnte sie das für die Kindheit und Jugend im Schutz und Schatten des Elternhauses erreichen: dann würde die innere Mission nicht nachher im Leben so vielen Verirrten und Verkommenen nachzugehen und wieder auf die rechte Bahn zu helfen haben.“ Aber ist es nicht dem Geist und der Kraft der hl. Mission selbst zu verdanken, wenn nicht nur „die Ungläubigen zu der Klugheit der Gerechten“, sondern auch „die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt“ werden? — Wie nun aber der Missionsdienst, so setzt auch die Jugenderziehung die Confessionalität voraus. Sowie Abraham auf Naahs Schultern stand, so müssen wir unter allen Umständen uns und unsern Schulen die Confessionalität zu erhalten trachten: denn wie es die römische Kirche der Reformation zu verdanken hat, daß sie sich verinnerlichen und der Bibel nähern kann, so ist es dem biblischen Christentum erst durch die Reformation Luthers möglich geworden, sich eine Gestalt zu geben, die einer fortschreitenden Entwicklung und Ausbauung fähig ist. So gilt auch seit der Reformation „der durchgreifende Unterschied zwischen dem bürgerlichen und dem religiösen Gebiet für ebenso ausgemacht in katholischen Ländern, wie in protestantischen.“

Auch begreifst Du, l. Fr., daß insonderheit der fruchtbare Geschichtsunterricht mit der Religion und Confession steht und fällt. Fällt er aber, wer ersetzt dann die erziehende Macht, die in ihm wohnt? — Daß der Geschichtsunterricht nicht vom Stundenplan gestrichen werden darf, behaupten zwar

auch die Männer des Zeitgeistes als Gegner der confessionellen Schule; aber daraus folgt nur, daß dieselben eine unserer Geschichtsauffassung ganz entgegengesetzte haben. Wer mit getrübtem Auge in die Geschichte blickt, sieht sich, um den Widersprüchen, welchen er auf Schritt und Tritt begegnet, aus dem Weg zu gehen, genötigt, entweder offen die Ausschließlichkeit der profanen Geschichte zu betonen oder die heilige Geschichte in einer Weise, die seine Abneigung gegen den innersten Kern derselben verrät, negativ-kritisch zu behandeln. Wie wenig religiös und wie wenig pädagogisch aber solches Verfahren ist, läßt sich unschwer darthun. Andere geben sich der Versuchung hin, mit der Geschichte selbst Mißbrauch zu treiben. Darauf weist Lübker (a. a. O. S. 291) hin, indem er sagt: „Es gibt eine tändelnde Art, die Geschichte zu behandeln, auch das Merkwürdige und Interessante als etwas Gewöhnliches und Triviales darzustellen; in dieser Weise darf die Geschichte weder gelehrt noch gelernt werden. Es gibt eine spöttische Art, die alles Edle und Schöne herabzieht, den Adel sittlichen Strebens verkennt und den reinsten Bestrebungen unachtbare Motive unterlegt. Vielmehr gebührt auch den kleinsten Ereignissen, den unscheinbarsten Bemühungen, den verborgensten Anlässen und Beweggründen eine achtungsvolle Aufmerksamkeit; gerade diese sind oft von einer äußern Wichtigkeit, die kleinen Thatsachen sind gewöhnlich viel tiefgreifender, als man sie sich denkt; und wer bis auf den Grund dieser vermeintlich geringfügigen Dinge sieht, wird nicht selten, wie in dem Tropfen Thau die majestätische Sonne, das milde Auge der ewigen Liebe und Allmacht darin zu erkennen im Stande sein." Fragt man nun aber, wo dieser Mißbrauch der Geschichte und jene einseitige und falsche Verwendung der Geschichte gefunden wird, so antworte ich: sie findet sich da, wo irgendwie zur Confession nicht die richtige Stellung eingenommen wird. Ich bestreite, daß einer mit klarem Auge in die Geschichte blickt, welcher sagt: Religion soll bleiben, aber keine Confession. Wo ist Religion? Einem Juden oder Heiden spreche ich im Allgemeinen keineswegs den Sinn für Religion ab; aber Religion ist doch nur da, wo die durch Gott bewirkte Vereinigung mit Gott ist.

„Wer ist aber der Gott, der uns zu Gott führt? Das ist der Gottmensch, JEsus Christus." Die Vereinigung mit Gott und Gottähnlichkeit ist das Ziel der Erziehung; und „die Taufe ist," wie L. Völter (a. a. O. I. S. 80) sagt, „so zu sagen, das Programm der Erziehung, das Manifest, in welchem Richtung, Mittel und Ziel der Erziehung bezeichnet sind, der Anfang der Erziehung, so zwar, daß das ganze nachfolgende Erziehungswerk in ihr, wie im Keime, beschlossen ist und aus ihr sich entwickelt." „Durch die Taufe sind der Erziehwillkür Schranken gesetzt." „Die Taufe ist ein Empfehlungsbrief, welchen die Kinder an ihren Erzieher mitbringen, geschrieben von der Hand des HErrn selbst, also lautend: „„Nimm das Kindlein, es ist Mein Kind und säuge Mir's; Ich will dir lohnen! Wenn du dieses Kind aufnimmst in Meinem Namen, so nimmst du Mich auf."" (S. 85). Daß nun auf diesem positiv-christlichen Standpunkte eine von der auf jedem andern Standpunkte existirenden völlig verschiedene Geschichtsauffassung zur Geltung kommt, das wollen auch die Gegner nicht in Abrede stellen. Weil sie aber bei der ihrigen beharren, so muß die Macht der Geschichte selbst, wie von jeher, so auch ferner über sie hinweg zur Tagesordnung übergehen.

Sowohl das Verständniß einer Sache, als das Wohlgefallen oder Mißfallen daran setzt einen geistigen Sinn voraus. Niemand bestreitet, daß das Geschichtsstudium einen geschichtlichen Sinn erfordert; aber nicht Alle scheinen sich klar zu machen, was denn eigentlich geschichtlicher Sinn ist. Der geschichtliche Sinn ist kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Sinn, welchem das Gefühl mit dem Gedächtniß, sowie die Empfindung mit der Ahnung zur Seite stehen muß. Der geschichtliche Sinn ist für das Verständniß einer Sache teils Gehör-, teils Gesichtssinn und für das Gefallen oder Mißfallen an derselben teils Geschmacks-, teils Geruchssinn. Als geistiger Gesichts- und Gehörsinn unterscheidet er das Wahre und Falsche, das Gute und Böse, das Erhabene und Gemeine, das Schöne und Häßliche; als geistiger Geruchs- und Geschmackssinn äußert er ein ausschließendes Wohlgefallen am Wahren, Guten, Erhabenen und Schönen und ein entschiedenes Miß-

fallen am Falschen, Bösen, Gemeinen und Häßlichen. Dann nimmt der geschichtliche Sinn als geistiger Geschmacks- und Gehörsinn an Allem, was erzählt wird, ein lebhaftes Interesse, enthalte es Notwendiges oder Bedingtes, Mögliches oder Wirkliches, wahre Geschichte oder fingirte (als Mythus, Sage, Fabel und Märchen), weil aus Allem etwas zu lernen ist; andrerseits sucht er als geistiger Gesichts- und Geruchssinn die in der Geschichte zerstreuten Wahrheiten aufzufinden und die verborgenen Gänge zu entdecken, um überall möglichst den innern Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen und Verhältnisse aufzuzeigen. Dazu kommt endlich noch, daß der geschichtliche Sinn als geistiger Gehör- und Geruchssinn der Sinn für Religiösität, als geistiger Geschmacks- und Gesichtssinn der Sinn für Confessionalität ist. Wie bedeutsam muß also die Geschichte für die Erziehung sein, da für die wirkungskräftige Darstellung derselben eine ganz besondere Ausrüstung erfordert wird, und da „die Muse der Geschichte sich noch immer geweigert hat, einem Sterblichen ihre volle Weihe zu erteilen"!

Wohl dem, der nicht an geistiger Sinnesnervosität so sehr erkrankt ist, daß er nicht zu seinem und der Jugend Nutz und Frommen aus der Geschichte herauszuschöpfen vermöchte, was einen über die Geschichte hinaus bleibenden Wert hat, und daher auch nicht das Materialprinzip der Pädagogie, die vom Erzieher zu vertretende Einheit von Religiosität und Confessionalität, sowie von Recht und Sittlichkeit zu würdigen wüßte, folglich auch nicht anzuerkennen vermöchte, daß „der Staat einerseits auf Religion ruht, an der Religion das Princip seiner Entstehung hat", (s. L. Stählin über Schelling in Prot. u. Kirche 1876 S. 133 f.), „andrerseits durch die Confessionalität wegen der für seinen Fortbestand unentbehrlichen Sittlichkeit bedingt ist. — Sowie der Staat seine religiöse Grundlage nicht mißachten und sich des festen Bodens unter seinen Füßen nicht berauben darf, so darf auch die Religionsgemeinschaft nicht dem Staate gefährlich werden. Und sowie der Staat eine Religion haben muß, die er um seiner selbst willen zu schonen hat, weil sie ihn trägt, so muß die Religi-

onsgemeinschaft ein Recht haben, welches sie um ihrer selbst willen zu hüten hat, weil es ihrem Einflusse Raum gibt. Demnach hat die Rechtsgemeinschaft die Religion des Landes und die Religionsgemeinschaft für sich selbst rechtlos sein. Die Religionsgemeinschaft fordert ihr Recht durch Vermittlung der Confessionalität, und die Rechtsgemeinschaft läßt sich von der Religion beeinflussen durch Vermittlung der Sittlichkeit.

Hier nun ist auf beiden Seiten zu unterscheiden zwischen den Häuptern der Gemeinschaft und den Gliedern, zwischen den Führern des Volks und der großen Masse, die der Führung bedarf. Dieß erinnert an ein Wort von L. Gerlach, welcher sagt: „Es ist eine ganz unhistorische Ansicht, daß ein Volk als solches, als große Masse, irgend etwas Bedeutendes in religiöser, künstlerischer, ja auch nur in politischer Hinsicht zu Stande bringen könne.“ „Fruchtlos haben sich die spontanen Bestrebungen der Masse erwiesen;“ hingegen „erfolgreich ist das Eingreifen einer großen historischen Persönlichkeit. Auf dem religiösen Gebiete zeigt sich die umgestaltende Macht der Persönlichkeit nicht weniger handgreiflich von Zoroaster bis auf Luther. Die Begabung des Volks, sein Streben und Verlangen ist deshalb noch nichts Unwesentliches und Gleichgiltiges; es ist insofern ebenfalls von Einfluß, als es der bahnbrechenden Thätigkeit des Genius auf halbem Wege entgegenkommt und ihm dadurch die Ausführung seiner Mission erleichtert. Nur verwechsle man die bloße Empfänglichkeit nicht mit der produktiven Genialität. Die ungeheuere Wirkung der homerischen Poesie, die sich auf allen Gebieten des geistigen Lebens nachweisen läßt, wäre ohne ein Entgegenkommen des nationalen Geistes nicht möglich gewesen; aber die bloße Empfänglichkeit würde ebenfalls resultatlos geblieben sein ohne den befruchtenden Einfluß des Genius.“ Als die homerische Poesie in Griechenland eine Macht geworden war, „redet, Apollo fortan durch den Mund der Pythia in homerischer Sprachee während bis dahin selbstverständlich der in Delphi einheimische Dialekt angewendet worden war.“ Was folgt daraus für die Erziehung? Doch wohl dieß, daß nicht Alle im Volk zu erhabenen und im eminenten Sinne des Wortes intelligenten

Persönlichkeiten herangebildet werden können, so wenig, als ma alle Schüler einer Schule zu hervorragenden Talenten und zu Genies machen kann. Da nun aber die Empfänglichkeit des Volks nach entgegengesetzten Seiten hin gerichtet sein kann, so ist es Aufgabe der Erziehung, durch Vermittlung des der Jugend einzuhauchenden Geistes der Sittlichkeit und der Confessionalität die Empfänglichkeit des Volkes auf die Religion und das Recht hinzulenken und diese Richtung, den Sinn für Beides, das lebhafte Interesse an Beidem, in dem Volke möglichst zu befestigen. — Würde nun der Vorgang der Führer des Volks zu allen Zeiten der auf Wahrheit beruhenden Religion und dem durch Billigkeit bedingten Recht entsprochen haben, so wäre so manche Irreleitung des Volkes vermieden worden. Aber wie um die Jugend verschiedene, einander ganz entgegengesetzte Mächte werben, so auch um das Volk. Die Verschiedenheit tritt hervor sowohl im Gebiet der Religion, als in dem des Rechts; ferner sowohl durch die Macht der Rede und der Schrift, als durch Thatkraft und Tragkraft; weiter sowohl in offensivem, als in defensivem Vorgehen; endlich sowohl im Drang der Willensmacht, als im Drang der Umstände. „Es gibt", sagt H. Thiersch, „Katastrophen in der Geschichte, welche durch eine in den Verhältnissen liegende Notwendigkeit herbeigeführt werden, und zu deren Beschleunigung oder Verzögerung der Wille des Einzelnen, auch des hochgestellten, wenig vermag". Da gilt es, mit einem Ausblick auf eine zukünftige Wendung der Dinge zu weichen vor dem unerbittlichen Drang der Umstände, um nicht zu verlieren, was man hat. Aber es begegnen uns in der Geschichte nicht nur Beispiele von Klugheit, sei es im höheren oder im niederen Sinn, sondern auch Beispiele von Tapferkeit in beiderlei Sinn. Der Kluge gibt nach, der Tapfere bricht durch. „Denn es gibt auch Momente, wo die ganze Entscheidung in das Innere eines Mannes gelegt ist und aus seiner Selbstbestimmung hervorgeht." Was war es, „was einst den Macedonier Alexander über den Hellespont zum Sturmlauf gegen das große persische Reich führte", was war es, „was den 28jährigen König Friedrich II. zum Einbruch in Schlesien und zum Kampf gegen Oestreich bewog",

was war es, „wodurch Gustav Adolf zu dem großen Entschuß bestimmt ward, in Deutschland einzubrechen", obgleich Alles für dieses Unternehmen ungünstig zu sein schien? Es war „der unersättliche Thatendrang", die mit Prüfung der Verhältnisse verbundene relativ-freie Selbstbestimmung. Da gilt es nicht, ein niederes Gut zu opfern, um ein höheres zu behaupten oder ein höheres preiszugeben, um ein niedres festzuhalten, sondern da gilt es, erfüllt mit Ehrgeiz und Ruhmsucht sich wichtig zu machen zur „Plage der Völker", oder erfüllt mit selbstverleugnender Demut und Gottesfurcht, die Sache mannhaft zu vertreten, durch welche Gottes Ehre und das Wohl der Mitmenschen gefördert wird. Da will man in beiden Fällen nicht Kämpfe vermeiden, um einen gesunden oder einen faulen Frieden zu behalten, sondern man sucht einen Frieden zu erlangen, dessen man zu bedürfen meint, und zwar durch Vermittlung des Kampfes. Wie nun der sittlich heißt, der die rechten Opfer bringt, so ist der ein Mann der Confession, der sich selbst wahrhaft verleugnet.

L. Fr. Du erinnerst Dich, daß ich in meinem vorigen Briefe hervorgehoben habe, der Erzieher müsse ein Führer sein. Jetzt gehe ich einen Schritt weiter, indem ich behaupte, daß der Erzieher auch ein Träger sein muß. Vollends der Führung des Volks gegenüber gilt es, die Jugend zu tragen. Wer sich freilich nicht selbst getragen weiß von Gott, an den er glaubt, und den er bekennt, der kann auch kein Träger der ihm anvertrauten Jugend sein. Aber diese bedarf eines Trägers, sowohl bevor sie auf ihre eigenen Füße zu treten und zu wandeln gelernt hat, als auch wenn sie müde geworden ist; und an einem gewissen Maß von Unvermögen zum rechten Glaubensleben und einem gewissen Grad von Schwerfälligkeit im Bekennen dessen, was man glaubt, fehlt es der Jugend in der Regel nie. Daher um wahrhaft fromm und treu zu werden, muß die Jugend auch getragen werden. Ein Kind tragen, damit es keinen schweren Fall thue, noch seinen Fuß an einen Stein stoße, das heißt, einen Engelsdienst an ihm verrichten. Dazu gehört vor Allem, daß der Erzieher mit dem Kinde und für das Kind betet, daß er es unaufhörlich auf betendem Herzen trägt;

ferner, daß er ihm nicht nur freie Bewegung gönnt, sondern auch im Vorausblick auf mögliche Gefahren ihm fleißig nachgeht: denn wie er als Führer zugleich ein Vorbild oder Vorgänger sein soll, so soll er als Träger zugleich ein schützender Hinterhalt, eine Zuflucht für das Kind sein. Nur so läßt sich ein gedeihliches Wachstum im Guten hoffen. L. Völter sagt (a. a. O. S. 117): „Nichts ist von so fundamentaler Wichtigkeit, als daß der Erzieher sichs angelegen sein lasse, den lebendigen, persönlichen Gott zu einer Macht im Leben des Kindes zu machen und die lebendige Beziehung zu Ihm auf jede Weise zu pflegen.“ „Wenn bei einem Kinde die Instanz: Gott siehts, Gott richtets, nicht mehr wirksam ist, so leidet es an einem tiefen Seelenschaden, an der Verletzung des Bandes, durch welches die persönliche Verbindung des Menschen mit dem lebendigen Gott vermittelt ist. Alle anderen Motive der Sittlichkeit verlieren dann ihre Bedeutung und Kraft, und wenn je noch ein Rest von sittlicher Haltung vorhanden ist, so ruht er nur noch auf der Macht der Gewohnheit oder auf der Berechnung des eigenen Vorteils oder auf der Furcht vor menschlicher Strafe.“ Vertrauensvoll beten und in Gottesfurcht wandeln lernt aber das Kind nur, wenn es von der betenden Liebe und der Gott fürchtenden Treue des Erziehers getragen wird. Und nun frage ich, ob solche Liebe und Treue einem Erzieher inwohnt oder bei ihm Stand hält, der zur Confessionalität eine feindliche Stellung eingenommen hat, und dessen Religiosität zu einem matten Lichtschimmer erblasst ist? Im alten germanischen Heidentum gab es — woran L. Völter (a. a. O. S. 97) erinnert — ein Fest der Wehrhaftmachung der Jünglinge, weil Wehrhaftigkeit das höchste Ziel der Jugenderziehung war. Auch unsere Jugend ist nur dann recht confirmirt und wehrhaft gemacht für den Christenkampf, wenn die tragende Liebe und Treue ihr die Taufgnade recht zum Bewußtsein gebracht und sie für die lebendige Erkenntniß der Wahrheit zugänglich gemacht hat. In diesem Sinne l. Fr. laß uns immer besser darauf Bedacht nehmen, daß wir unseres Amtes warten und Frucht schaffen! Gehab Dich wohl!

III. Das praktische Princip.

L. Fr. Mit Recht klagst Du in Deinem Briefe, daß in neuester Zeit, während nicht wenige gediegene Schriften über Erziehung der Jugend erschienen sind, die wirkliche Jugenderziehung viel böse Frucht aufzuweisen habe, daß also unter dem Fortschreiten der Erziehungswissenschaft die Erziehung selbst, wie es scheine, zurückgeschritten sei. Was ist das anderes, als ein Widerstreit zwischen richtiger Theorie und verkehrter Praxis? Eine gute Theorie aufzustellen ist immer leichter, als ihr in der Praxis nachzukommen. Statt nun aber die Einsicht zu suchen, wie letzteres möglich werde, zweifelt die Mehrzahl der Praktiker lieber an der Wahrheit der Theorie; und so geschieht es, daß eine bequemere Theorie aufgestellt wird, welcher die Praxis nachkommen könne und solle. Dabei bedenkt man natürlich nicht, daß die Einheit der Praxis mit solcher, sei es ausgesprochenen oder blos gedachten Theorie eine schlimme Frucht tragen und somit als ein böser Same sich erweisen muß, welcher auf Revolution deutet, während die gute Praxis sich zur richtigen Theorie verhält, wie die Reformation des Lebens zur Reformation des Bekenntnisses. Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Begriffs- und Sprachverwirrung in Religion und Sitte den Uebergang bildet von der richtigen Thorie zur falschen. So sehen wir denn, wie Untergeordnete sich gegen ihre Vorgesetzten auflehnen, wie ein Bruder den andern angreift, wie ein rebellischer, an keine Lebensordnung gewöhnter Kopf auf Zerstörung einer ganzen Familie ausgeht. Hier liegt offenbar eine Vergiftung des religiös-sittlichen Familienlebens zu Grunde, aus welcher eine allgemeine Empörung gegen jede Autorität, Ordnung, Regierung und Gerichtsbarkeit folgen muß, wenn nicht noch rechtzeitig durch die Macht des Geistes der Wahrheit und der Liebe Einhalt gethan wird. In einer Zeit, wo es so zugeht, ist die Pädagogie aufs Aeußerste schwer gemacht; denn statt daß da die Jugenderziehung auf dem Erzogensein des Volkes ruhe, muß umgekehrt die Erneuerung des religiös-sittlich Familien-, Gemeinde- und Volkslebens selbst erst auf dem Wege und durch Vermittlung einer ächten Jugenderziehung.

wieder angestrebt werden. Dies erinnert an ein Wort Lübkers (Grundzüge der Erziehung und Bildung S. 283): „Es giebt kaum etwas Ergreifenderes, als die plötzlichen Uebergänge im Leben der Völker und Staaten, namentlich die jähen Umwandlungen des ganzen socialen Lebens, wie dieß in Athen nach der sicilischen Expedition der Fall war, als die ganze Blüte der Jugend und des männlichen Alters mit Einem Schlage vernichtet und die Hoffnung auf das Heranwachsen neuer Geschlechter durch das unverbürgte Gedeihen einer vom Boden der Vergangenheit wie losgerissenen Generation bedingt war“ Unsere Zeit ist tragisch, und es schließt sich in ihr das Tragische des Epos mit dem Tragischen des Drama zusammen. Wie Grau (in Vilmars Past. th. Bl. VI S. 9) richtig sagt, „bewegt sich das Epos in einem Zeitalter, in welchem das Uebel als verhängtes auftritt“, während in der Tragödie das Uebel als verschuldetes erscheint. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo das Wort gilt: „die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück“, wo überdieß, wie Vilmar sagt, „die Berufenen abfallen, die Erleuchteten in den Zustand der Dämmerung der ersten Vokation zurücksinken“, wird man an den Begriff der Schickung erinnert, welche in der Geschichte als in einem Epos herrscht, während dieselbe Geschichte zugleich als lebendig sich abspielende Tragödie unter den Begriff der Strafe fällt. „Episch gehen Patroklus, Achilles und Hektor unter; tragisch endet der Sophokleische Ajax, der sich selbst überhob und den Göttern trotzte.“ Nach der Edda geht Siegfried „durch eine frühere Schuld“ unter, nach dem Nibelungenlied „stirbt er darum, weil er zu herrlich ist für diese Welt; daher ihn der Neid nicht leben lassen kann“. „Darin“ aber unter Anderem (S. 19) „hat das deutsche Volk Vorzug vor dem griechischen, daß es sich zweier ursprünglich nationaler Eposwelten rühmen darf. Im Nibelungen- und Gudrunliede erscheint die altnationale Welt, im Heliand die Welt des Christentums im germanischen Gewande. Wie aber das Epos das tiefste und geheimste Wesen des Volkes, dem es angehört, ausspricht, so ist es auch eine Weissagung über die Zukunft des Volkes. Das homerische Epos, welches in Achill das Bild des griechischen

Volkes schildert, ist längst erfüllt; denn ein ruhmvolles, doch kurzes Leben, wie Achill, hat das griechische Volk gehabt; noch einmal auf dem Höhepunkt griechischer Volksentwicklung tritt ein zweiter Achill und ein zweites Bild des griechischen Volkes in Alexander auf. Rasch vergeht dann das herrlichste der Völker". „Das deutsche Volk hat eine doppelte Weissagung aus seiner Urzeit empfangen". „Durch sein eigenes Blut und durch den Verrat seiner Volksgenossen wird es enden, wie Siegfried". „Wird es andrerseits gemäß der andern Weissagung, die es in seinem Heliand hat, festhalten an dem Sein Blut vergießenden und durch Verrat getödteten Heiland, so wird es untergehen nur, um von den Todten erweckt zu werden". Nun wird aber Niemand erweckt von den Todten, der nicht in irgend einem Sinne als Same gesäet worden war, der also auch nicht die Natur irgend eines empfangenen Samens angenommen hatte. Daraus ergibt sich die hohe Bedeutung der Erziehung für die Ermöglichung der durch das Ersterben eines guten Samens hindurchgehenden Neubelebung unseres Volkes. — Diese durch die ganze deutsche Geschichte sich hindurchziehende Verknüpfung und Wechselbeziehung des Germanismus und des Christentums erinnert uns zugleich daran, daß die Pflege des Nationalsinnes (der Liebe zu Volk und Vaterland) und die Pflege des Christensinnes (der Liebe zu Religion und Confession) mit einander Hand in Hand gehen müssen: unsere Kinder müssen wissen, daß, wer ein ächter Deutscher sein will, auch ein *guter* Christ sein muß, und umgekehrt wer unter uns Deutschen kein *guter* Deutscher ist, unmöglich ein ächter Christ sein kann. Allen Hausvätern, allen Müttern, allen Lehrern, welche Einsicht in die Sachlage haben, ist daher die heilige Pflicht auferlegt, mit aller Macht und Sorgfalt an der Jugenderziehung sich zu beteiligen und bei derselben mit der Vergangenheit im Zusammenhang zu bleiben; und diese Verpflichtung ist um so dringender, da Niemand, dem ein Einfluß auf seine Mit- und Nachwelt verstattet ist, auch seinerseits auf die Dauer zwischen dem Geist der rechten Pädagogie und dem die Jugend verderbenden Geist der independentistischen Demagogie. sich in der Mitte halten kann, wenn er sich nicht zur Wehr setzt

L. Völter wirft (Pädag. Früchte I. S. 128) die Frage auf: „Was hat der Erzieher in Betreff der socialen Verhältnisse zu thun, in welchen sein Zögling sich bewegt?“ Und er antwortet u. A. Folgendes: „Es kommt vor Allem darauf an, die schädlichen Einflüsse des geselligen Lebens von den Kindern abzuwehren, womit natürlich nicht völlige Isolirung von aller Gesellschaft gemeint ist: denn dadurch würde man ja gerade auf ein wichtiges Mittel für die Gewissensbildung verzichten und entweder das Extrem der Schroffheit oder der Unselbständigkeit des Charakters hervorrufen. Aber etwas Anderes ist doch die Vorsicht, mit welcher der Erzieher über die Berührungen seines Zöglings mit dem öffentlichen Leben und über die Wahl seines Umgangs und seiner Kameradschaft wacht. Gasse und Markt, Wirtshaus und Theater, Volkstänze und Volksfeste sind nicht die Orte, wo das gute Gewissen und die Reinheit des sittlichen Urteils etwas gewinnt oder auch nur keinen Schaden leidet.“ Damit übereinstimmend sagt M. Mäurer: „Wer die Stimme der Wahrheit vernehmen will, der verweile nicht im Geräusch der Menge; und wer sein Gemüt rein erhalten möchte, zeige sich nicht auf dem Sammelplatze der Leidenschaften.“ „Wichtiger indessen“, sagt L. Völter a. a. O. weiter, „ist die *positive* Aufgabe, vermöge welcher der Erzieher auf Vermehrung und Stärkung guter socialer Einflüsse hinzuwirken hat. Und hier kommt hauptsächlich die Gestaltung des Familienlebens, für uns namentlich des Schullebens in Betracht. Auf Gottesfurcht gegründete Gewissenhaftigkeit muß das Element sein, von welchem diese Gemeinschaftsformen durchdrungen und getragen sind.“ „Wohl kann die Schule nur *im Bunde* mit der Familie ihre volle Macht entfalten; dennoch ist sie auch *im Gegensatze* gegen die Familie nicht wirkungslos, sobald sie das dem Kinde eingepflanzte Wahrheitsgefühl auf ihrer Seite hat.“ Diesen Wörtern L. Völters wirst Du mit mir völlig zustimmen. Ganz besonders und so laut als möglich möchte ich die Einpflanzung des Wahrheitsgefühls betonen, welche bei stillen Kindesnaturen nach der Erfahrung schwerer ist, als bei muntern, und deren Unterbleiben die schlimmste Ausartung der scheinbar besten Kinder zur Folge haben kann. (Vergleiche,

was L. Völter ebendaselbst S. 131—151 von der Erziehung zur Wahrhaftigkeit sagt).

Immerhin ist es ein harter Boden, den der Lehrer als Erzieher zu bearbeiten hat, wenn die Schule nicht im rechten Bunde mit der Familie steht. Ich sage: im rechten Bunde; denn es sind 4 Verhältnisse denkbar, in deren einem die Schule zur Familie steht: in dem einen Fall verhält sich die Familie bald indifferent gegen die Schule, bald gegensätzlich zu ihr; in dem andern Fall verkennt die Schule ihre Stellung zur Familie und nimmt ihr gegenüber eine falsche Haltung an; im dritten Fall stehen beide im falschen Freundschaftsbunde mit einander. Diese drei Verhältnißweisen bilden leider die Regel, und das rechte Verbündetsein beider ist nur eine Ausnahme. Diesen Verhältnißweisen entsprechen die Arten des pädagogischen Verfahrens: entweder herrscht ein falscher Libertinismus auf einer oder auf beiden Seiten, oder es herrscht in der Familie eine kränkliche Scrupulosität und in der Schule ein pedantischer Rigorismus und daher auf beiden Seiten ein falscher Patriarchismus, wonach die Schule die Familie sich, und die Familie die Schule sich ausschließlich untergeordnet denkt. Das rechte pädagogische Verfahren findet sich da, wo der Geist der ächten Patriarchie in der Schule und der Familie herrscht, welcher sich zunächst darin äußert, daß die Familie über sich die Schule, und die Schule über sich die Familie anerkennt und beide einander ehrend für einander arbeiten. Also müssen sowohl in der Schule, als in der Familie die Erzieher ächte, sich selbst verleugnende und opferfähige Patriarchen werden, wenn sie nicht den Widerstreit zwischen Theorie und Praxis befestigen wollen. Schon der Begriff der Erziehung im weitesten Sinn erfordert es, daß man mit einander und für einander an den Kindern arbeitet, zuerst damit man sie regiere, dann weil man sie regiert.

Die Form einer wahren Regierung richtet sich nach dem Elemente, in welchem regiert wird. So reden wir von einer Gelehrten- und Künstler-Republik; so bewegen sich die Kirchenmänner und Politiker aller christlichen Länder, mag auch die äußere Kirchen- und Staatsverfassung ganz verschieden sein, in

einer constitutionellen Monarchie, deren Verfassungsurkunde die Bibel ist; so getrösten sich die Unterthanen des Reiches GOttes dessen, daß ihr Monarch abgesehen von Seinem mit den Menschen geschlossenen Bunde ein absoluter, an keine Constitution gebundener ist. So können auch Familienhäupter und Schulmänner vom Patriarchentum nicht loskommen; es fragt sich nur, ob Raum geschafft wird für Verbreitung ächt patriarchalischer Gesinnung, wie auch Herbart will. Oder sollte dieser eine andere Regierungsform im Auge gehabt haben, als die zusammengesetzte, wornach es in der Familie und der Schule nach der Seite des Gehorsams absolut-monarchisch, nach der Seite der Wissenschaft republikanisch, nach der Seite der Gemeinschaft und des Verkehrs constitutionell-monarchisch zugehen soll? — Wie gestaltet sich nun die ächtpatriarchalische Regierungsweise in der Schule und der Familie? Ich denke mir hier zuerst eine Mutter, welche mit frommem Sinne sich zu ihren Kindern tief herabläßt und ihnen gute Geschichten vorerzählt, gute Beispiele vorhält, jedoch nicht ohne sie zu dem HErrn, der in der Geschichte waltet, beten zu lehren; dann einen Vater, welcher mit biederm Sinne ihnen Ehrerbietigkeit gegen Vorgesetzte, gegen das Alter und gegen die Vergangenheit einflößt, jedoch nicht ohne sie angelegentlichst zur Wahrhaftigkeit anzuhalten. Zwar sollen Vater und Mutter diese ihre Rollen an den Kindern auch wechseln können und wirklich wechseln; aber immerhin bleibt es Regel, daß in erster Linie die Mutter für die Forderung des Gebetsumganges der Kinder mit GOtt, und der Vater für das Verbot jedweder Lüge energisch einzutreten hat. Und dabei sollten es sich Beide zum Gesetz gemacht haben, ihre Kinder mit der Welt der Geschichte möglichst bekannt zu machen und ihre Befreundung mit derselben, sofern ihre Macht eine erziehende ist, aufrecht zu erhalten. Von der Macht des Beispiels spricht sich Schmid's Pädagog. Handbuch (S. 115) folgendermaßen aus: „Das Beispiel wirkt um so sicherer und unwiderstehlicher, als seine Macht eine sanfte und unmerkliche ist; denn das Beispiel spricht nicht ein strenges „„du sollst,““ sondern ein freundliches „„du kannst es auch.““ Was wäre die Lehre und Unterweisung ohne das Beispiel? Das „„Wort““ schwebt nur zu oft als

ein bloßes Abstraktum in der Luft; da kommt das Beispiel zu Hilfe und erklärt das Wort durch die That. „„Worte sind Zwerge, Beispiele sind Riesen.““ Daraus folgt, daß in der Erziehung die Hauptsache gewonnen ist, wenn es gelingt, den Zögling frühzeitig und unausgesetzt mit guten Beispielen zu umgeben; je continuirlicher sich das Beispiel wiederholt, je mehr es mit dem alltäglichen Leben verschmilzt, um so sicherer dringt es auf die Seele ein und gibt ihr ein bestimmtes Gepräge. Was ist aber Sitte anderes, als stereotypes Beispiel?“ — Daß nun aber das Kind gerade solche Geschichten zu hören verlangt, „durch die“, wie L. Völter (a. a. O. II. S. 72) sagt, „eine dramatische Entwicklung sich hindurchzieht, in denen ein menschlich angelegter Plan sichtbar ist, der ausgeführt wird, oder ein Schicksalsknoten, der sich schürzt und löst“, daß „der Sinn für das Einheitliche, Planvolle, Teleologische es ist, was durchs Geschichtenerzählen befriedigt sein will“, findet seinen Erklärungsgrund in dem Ausspruche Jean Pauls, der gesagt hat, dem Kinde liege das Höchste näher, als das Niedrigste. Daher ist der Wunsch L. Völters (S. 34) ganz berechtigt: „man sollte kein Mädchen heirathen lassen, welches nicht im Stande wäre, Kindern biblische Geschichte zu erzählen;“ nur möchte man mit demselben Recht auch sagen: man sollte keine männliche Person heirathen lassen, welche nicht im Stande wäre, mit der Würde, welche die Wahrhaftigkeit verleiht, Kinder auf das Alter, auf Vorgesetzte und auf die Vergangenheit ehrerbietig aufschauen zu lehren. — Weiter denke ich mir einen Lehrer, dem es als einem Erzieher keine bloße Redensart ist, daß er an seinen Schülern als Zöglingen Vater- und Mutterstelle vertritt, der vielmehr wirklich väterlich und wirklich mütterlich — nicht bloß väterlich, noch bloß mütterlich — mit ihnen umgeht. Derselbe unterläßt nichts, was dem Vater und der Mutter in religiös-moralischer Beziehung an den Kindern zu thun obliegt. Er wird einfältig, wie sie es sind, damit sie wahrheitsliebend werden, wie er es ist; er liebt und ehrt sie, weil sie ihm auf die Seele gebunden sind, und damit sie ihn als den ehren und lieben, der ihnen, wie Vater und Mutter es thut oder thun sollte, die Erkenntniß der Freundlichkeit und

Leutseligkeit Gottes ihres Heilandes vermittelt. Fürwahr, solch' ein Lehrer ist im vollen Sinne des Wortes eine ächtpatriarchalische Gestalt! Hier kann ich nicht umhin, l. Fr., Dir wiederzuerzählen, was ein hochstehender Pastor in einer kirchlichen Versammlung erzählt hat (s. L. Völter ebdas. II. S. 34): „Ein alter Mann, den ich in seinem 83. Jahre zu Grabe geleitete, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Er hatte keine Vorbereitungsschule gesehen, war in keinem Schullehrerseminar erzogen, hatte sich nur durch sich selbst gebildet. Aber in seinem ganzen Leben spiegelte sich ein tiefer Ernst und Frömmigkeit. Wir haben zu seinen Füßen gesessen, wilde Knaben. Aber wenn der alte Mann auf den Tisch schlug, so war alles still, nicht aus Furcht, sondern weil wir hofften, er werde jetzt etwas erzählen. Dann erzählte er eine biblische Geschichte so lebendig, daß, was ich lebendig aus der biblischen Geschichte behalten habe, ich diesem Manne verdanke. In seinem Geiste ruhten alle die alten Lieder, und er wußte, wohin mit jedem Lied zu treffen sei. Ich habe vielen theuern Predigern großen Dank zu sagen; ob aber, wenn es mit mir zum Sterben kommt, nicht jener alte Lehrer der erste ist, der vor meine dankende Seele tritt, ich weiß es nicht."

Doch, wie kommt es, wirst Du vielleicht fragen, l. Fr., daß man solchen Vorbildern so schwer nachkommt? Die Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben, gehören nicht blos zur eigentümlichen Beschaffenheit unserer Zeit, sondern liegen überhaupt in der Zeit vor, weshalb der Hebel (Stütze und Kraft), durch welchen sie gehoben werden, außerhalb der Zeit zu suchen ist. Ich erinnere hiebei an das Wort des Archimedes: „Gieb mir einen Punkt, wo ich stehen kann!" Wir müssen als Erzieher unsern Fuß in die unsichtbare Welt, welche unbeweglich ist, hineinsetzen, um uns von den Schwierigkeiten zu entlasten, welche in diesem Berufe uns in den Weg treten, und unsere Zöglinge nicht bloß zu führen und zu tragen, sondern auch zu heben. „Vielen Menschen", (s. Georg v. Oertzen in Gelzers Monatsbl. S. 246) „dünkt das Leben ein Recht zu sein, welches ihnen zu genießen gegeben ward, andern ist es eine Pflicht, wieder andern eine Gewohnheit

oder gar eine Last, und nur für die geringere Zahl verjüngt dasselbe an jedem Tage mit solcher Frische sich, daß es ein Beruf ihnen wird und ein Amt und ein Werk.“ Nur von diesen Letzteren wird man behaupten können, aber auch behaupten müssen, daß der Grund, auf dem sie stehen, die unsichtbare, unbewegliche Welt ist. — Die Ewigkeit ist die Trägerin der Zeit; sie hat die vergangene Zeit getragen; sie trägt die gegenwärtige, indem sie jede Spanne derselben aus der Zukunft in die Vergangenheit übergehen läßt, und wird auch die zukünftige Zeit tragen. Eben darum nun, weil die Gegenwart nichts Anderes ist, als ein Uebergang von der Zukunft in die Vergangenheit, ist unser Blick unwillkürlich bald auf die Vergangenheit, bald auf die Zukunft gerichtet, bis beim Blick auf die nächstvergangene und nächstfolgende Secunde das Bewußtsein eines Zeitunterschiedes ganz aufhört. Gegenüber dieser Bewegung der Zeit von der Zukunft in die Vergangenheit schreitet der Geist des Menschen umgekehrt von der Vergangenheit in die Zukunft. Dort knüpft die treibende Kraft an die Zukunft, hier an die Vergangenheit an; und so unterscheidet sich die Zeitbewegung von der Zeitfolge.

Kirchmann (in seiner Geschichte der Arbeit und Cultur S. 166) sagt im Blick auf die Anfänge der Cultur: „Die Gegenwart kann der Mensch nicht fesseln; die Zukunft ist ihm verschlossen; und so blieb ihm für seine geistige Nahrung nur die Vergangenheit.“ Dieses Wort gilt nicht blos von dem Kindheitszustand der Menschheit, sondern auch von dem Kindheitszustand unserer Jugend. Die Vergangenheit ist für sie ein nährender Schooß, dessen Ergiebigkeit nie aufhört. Gehört doch Alles, dessen Entwicklung oder Verwicklung in der Zeitfolge geschehen ist, der Geschichte an: ich meine die ungezählte Menge von Unternehmungen, die Mannigfaltigkeit von Beschäftigungsarten, die Vielheit von Wissenschaften, deren jede wieder ihre Geschichte hat. Die Geschichtserzählung ist so alt, als der geistige Verkehr zwischen Eltern und Kindern. Ihren Anfang haben wir zu suchen in der ersten Menschenfamilie: hinter dem ersten Elternpaar lag bereits eine Vergangenheit, aus der sie schöpfen konnten und sollten, die Erziehung knüpfte

an die Erinnerung an, um die Willensgeneigtheit und Willensentschlossenheit zu wecken. — Dazu kommt nun, daß, wie die Jugend selbst die Zukunft repräsentirt, so das Alter selbst die Vergangenheit. Der vom Weibe geborene Mensch ist nicht blos zur Gemeinschaft, sondern auch bereits in der Gemeinschaft geboren. Wie das Kind auf Vater und Mutter angewiesen ist, der Pflegling auf den Pfleger, der Zögling auf den Erzieher, der Unmündige auf den Vormund, der Arme auf den Reichen, der Schwache auf den Starken, der Kranke auf den Arzt, der Notleidende auf den Helfer, der Dienende auf die Herrschaft, der Unterthan auf die Obrigkeit, der Schutzbedürftige auf den Schutzherrn, der in Gefahr Schwebende auf den Retter, der Betrübte auf den Tröster, der Verstoßene auf den Fürsprecher, der Unwissende auf den Lehrer, der Lehrling auf den Meister, der des Weges Unkundige auf den Führer, die Jugend auf das Alter, so ist auch der Lebende mittels der Erinnerung auf die Vorfahren, die Gegenwart auf die Vergangenheit angewiesen. — Weil der Mensch aus der Vergangenheit seine erste Nahrung empfing, darum „suchte er“, wie Kirchmann weiter sagt, „von diesem Teil der Zeit so viel zu halten und zu fesseln, als ihm irgend möglich war; durch dieses Fesseln der Vergangenheit im Menschengeschlechte ist eben die Geschichte entstanden.“ „In diesem Streben der Menschen, die Vergangenheit in die Zukunft zu tragen, mochte auch der mächtigste Antrieb zur Erfindung der Schreibkunst liegen“, welche sich als „das vollkommenste Mittel“ erwies, „die Erinnerung an die Vergangenheit auf die Zukunft zu übertragen.“ Dieses immer fortbestehende Streben beruht aber nicht bloß auf dem Verlangen der Menschen, das in der Zeit Geschehene aus dem unaufhaltsamen Zeitenstrome durch Erinnerung zu retten und durch Fixirung sich zu vergegenwärtigen, sondern ist vor Allem auf die Regierung Gottes zurückzuführen, welcher von Anfang gewollt hat, daß der Mensch aus der Vergangenheit immer seine erste Nahrung empfangen sollte. Oder sollte es nicht Gottes Wille sein, daß wir Sein Wort, dessen Anfänge zugleich die Anfänge der Geschichtschreibung sind, in Gestalt der hl. Bibel haben? Ja, so sehr ist dieß Gottes Wille, daß Sein Geist selbst der

Geist dieses geschriebenen Wortes und im Besondern der Geist der hl. Geschichtschreibung ist. Und nicht blos geschah es auf Gottes Antrieb, daß Geschichte als hl. Geschichte so, wie wir sie vor uns haben, geschrieben ward, sondern es ist auch dem Willen Gottes gemäß, daß Geschichte überhaupt geschrieben ward und noch wird, wofern sie 1. wirkliche Wahrheit enthält, wofern 2. Sagen und Mythen nicht für wirkliche Geschichten ausgegeben werden, und wofern 3. Geschichte einen des Wissens und folglich auch des Lernens werten Inhalt hat. Darum muß uns die Geschichte ehrwürdig sein. Es gilt, zur Vergangenheit nicht hinab, sondern hinauf zu schauen. Das Leben in der Gegenwart sollen wir betrachten als das Leben in einem Thale in einer Tiefe, in welcher das Wort derer, die auf einer Höhe zu stehen meinen: „wie haben wir's so herrlich weit gebracht!" verstummt. Die Vergangenheit dagegen, in welcher unser Ursprung liegt, sollen wir uns ebenso in der Höhe befindlich denken, als die Zukunft, in welcher unser Ziel steht. Eben daher, daß man stolz auf die Gegenwart und verächtlich auf die Vergangenheit zu schauen sich gewöhnt hat, erklärt es sich, daß die Praxis der Erziehung von der wahren Erziehungstheorie sich entfernt hat. Daß man die Vergangenheit meistert, statt von ihr zu lernen, ist selbst der Anfang der verkehrten Praxis.

Aber allerdings ist eine Einwendung hier gestattet, nämlich die, daß man doch nicht Alles unterschiedslos gutheißen könne, was die Vergangenheit bietet. Gewiß nicht, sowie auch nicht geleugnet werden soll, daß das Alter nicht vor Thorheit schützt. Aber erhält wohl damit die Gegenwart das Recht, verächtlich über die Vergangenheit abzuurteilen? Erhält die Jugend das Recht, unehrerbietig über das Alter und keck widersprechend über Vorgesetzte herzufahren? Das Recht der Kritik ist nur unter der Bedingung gewährleistet, daß die Pflicht erfüllt wird, die Vorgesetzten, das Alter und die Vergangenheit zu ehren. Wird dieser Bedingung nicht entsprochen, so kann es nicht fehlen, daß der Ehrgeiz und Eigennutz sich zum Richter und Ordner aufwirft, dem doch wohl die Fähigkeit abgeht, der Wahrheit und Gerechtigkeit zu dienen. Ihn nicht

aufkommen zu lassen, muß ein Hauptanliegen des Erziehers sein. Dazu dient vorerst, daß man das Glauben und Bewundern, welches beides der Kindeseinfalt eigentümlich ist, im Kinde nicht zerstört, sondern nährt. Weil aber das Kind in seiner Einfalt auch das glaubt und bewundert, was nicht glaub- und bewunderungswürdig ist, so darf der Erzieher freilich auch nicht versäumen, den Zögling das Wirkliche und das Scheinbare, das Wichtige und das Gleichgültige, das Wesen und die Erscheinung, den Kern und die Schale, den Inhalt und die Form unterscheiden und alles Wichtige und Wesenhafte sammeln zu lehren; denn erst mit dem Augenlicht gewinnt das Glauben, und erst mit der Sammelkraft das Bewundern einen Halt. So kann dann zum Glauben die Erkenntniß des Glaubwürdigen als Tageslicht, zum Bewundern die Nachahmung des Bewunderungswürdigen als Thatkraft sich gesellen; es kann ferner ein edler Forschungstrieb und eine uneigennützige Strebsamkeit geweckt werden; es kann der Zögling drittens Erfahrung und Tröstung aus der Geschichte gewinnen und endlich zur Erwählung des Wahren und Guten weise und in der Behauptung desselben eifrig werden.

Du siehst hier wieder, l. Fr., wie hochbedeutsam für die Pädagogie die rechte Behandlung der Geschichte ist. Das war eben der lutherisch-reformatorische Gedanke, der die Welt bewegt hat, und der nie untergehen wird, daß man die Vergangenheit nicht blos ehren und lieben, sondern auch *sichtend* ihre Schätze sammeln und die ächten Vorbilder von den vermeintlichen *unterscheiden* solle. Nägelsbach (homerische Theol. S. 226) sagt: „Die Verpflichtung der Pietät hat einen doppelten Grund, einen natürlichen, nämlich den Blutsverband und einen sittlichen, nämlich Dankbarkeit." Das sichtende Verfahren stößt, wenn es rechter Art ist, nicht nur nicht jene erste, sondern auch nicht diese zweite Basis der Pietät um. Die Tradition, die, wie Lübker (a. a. O. S. 284) sagt, „ihr großes und heiliges Recht in jeder Stunde der Weltgeschichte bewahrt", darf ebensowenig, als das Naturell des Einzelnen sich selbst überlassen bleiben. Damit nun der Erzieher in diesem Sinne arbeite und so im Segen wirke, muß er eben ein solches Vorbild sein,

welches als Repräsentant der Vergangenheit seinen Standort nicht nur mitten unter seinen Zöglingen, sondern auch jenseits der Geschichte hat. Ich erinnere mich hiebei eines Wortes von Robert Kübel, welches ich im Süddeutschen Schulboten (1874, S. 76) gelesen habe. Derselbe sagt: „Bekanntlich verbreitet jeder Mensch, wenigstens Jeder, der keine Null ist, eine gewisse geistige Atmosphäre um sich; in der Nähe des einen Mannes fühlen wir uns in der ersten Sekunde wohl, behaglich, bei einem andern alsbald gedrückt, beengt, wie mit einem Eishauche angeweht. Dort fühlen wir uns angezogen und erfrischt, hier abgestoßen und wie von dumpfer Luft umwogt; dort athmen wir leicht und gern die Luft ein, die von dem Manne ausströmt, hier fliehen wir so schnell als möglich davon. Woher kommt dieser Unterschied anders, als offenbar davon, daß vom ersten Leben ausgeht, vom andern nicht, daß der erste Geist, Lebensgeist in sich hat, der andere nicht". „Der Geist Gottes schafft sich in jedem Menschen einen eigenen Lebensherd; jeder Mensch bekommt von Geburt einen gewissen Fonds von Lebenskraft mit, den er," je nachdem er zum Christentum steht, „verarbeiten, vermehren oder vermindern, in's Gute oder ins Böse hineinleiten kann." Dazu kommen aus verschiedenen Gebieten „stets neue Zuflüsse von Geist. Seine Aufgabe ist, diese Geisteszuflüsse wirklich zu seinem Eigentum zu machen, so daß er sie, wie man sagt, in sein eigen Blut und Saft umsetzt". Wo nun „dieser Prozeß gediehen" ist, da „strömt Lebensluft irgend welcher Art von ihm aus." Damit übereinstimmend sagt Lübker in seinen Grundzügen der Erziehung und Bildung (S. 254): „Es gibt auch einen ungestümen Poltergeist der Väter, es gibt eine kleinlich pedantische Tadellust der Mütter, die schon manches Kind mit wahrem Lebensüberdrusse erfüllt, in einzelnen Fällen sogar das Leben in Gram und Unmut verzehrt und zu einem unnatürlichen Ausgange geführt hat." Allen diesen Worten wirst Du mit mir zustimmen; Du wirst auch mit mir die Behauptung beifügen, daß alle äußere Gesetzmäßigkeit in der Erziehung einen geringen Wert hat, wenn nicht der rechte Lebensgeist als wohlthuender, segnender und gewinnender Erziehungsgeist vorhanden ist, der die Vergangenheit für die Zukunft im

Sinne dessen fruchtbar zu machen weiß, der als der Herr der Geschichte gesagt hat: „Ohne Mich könnt ihr nichts thun". Das Vorhandensein des Trostes in der Erziehung, der vom lebendig und frei machenden Geiste der Gnade und Wahrheit herkommt und dem Gedächtniß übergeben wird, ist das praktische Prinzip in der Pädagogie. Auch wir, l. Fr., wollen uns diesem Geiste erst noch recht einräumen, um auch unserseits noch mehr Frucht zu erzielen. Gehab' Dich wohl!

IV. Das theoretische Princip.

L. Fr. Für die Uebersendung des Diekmann'schen Vortrags „über den biblischen Geschichtsunterricht in der Volksschule" danke ich Dir, zwar nicht wegen des Wertes, den dieses Schriftchen etwa hätte, aber doch wegen des negativen Interesses, das es für den Apolegeten hat. Du sprichst mit Recht Deine Verwunderung aus über die Behauptung Diekmanns, daß „gerade die hl. Geschichte nach den meisten Leitfäden das traurige Vorrecht für sich in Anspruch nehme, höchst Unheiliges zu sanctioniren". Laß uns zuerst genau zusehen, wie er diesen auffälligen Vorwurf begründet. Er sagt (S. 17): „Da wird der Diebstahl, welchen die Kinder Israels an den goldenen und silbernen Gefäßen der Aegypter begehen, und welchen kein Interpret aus dem Pentateuch wegdeuteln wird, auf einen Befehl Gottes zurückgeführt. Gott gebietet die grausame Ausrottung der Cananiter, denen man es doch wahrlich nicht verdenken kann, daß sie den fremden Eindringlingen nicht ohne Schwertstreich das Land einräumen wollten. Simson heißt ein von Gott Gesegneter, und er ist doch ein roher und sinnlicher, leidenschaftlicher und grausamer Mensch, ein ächtes Kind der Natur im Guten, wie im Bösen. Einer Jael wird in einem wundervollen Psalm ein Loblied gesungen, weil sie gegen das sonst geheiligte Recht der Gastfreundschaft in einer das Gefühl empörenden Weise den unter ihrem Dache schlafenden Feind

ermordet hat. Saul wird durch Samuel von Gott verflucht, weil er aus ächt menschlichem Mitleid sich gescheut hat, den gefangenen König Amaleks zu tödten, eine Exekution, welche dann ohne Zaudern der Mann Gottes vollzieht. Ueberhaupt erscheint stets der Haß des Volkes Israel gegen die Heiden als etwas von Gott Gebotenes, ihm Wohlgefälliges, weshalb sich nicht selten in den erhabensten Ergüssen der Frömmigkeit mancher Psalmen die entsetzlichsten Verwünschungen gegen die Feinde vorfinden." Mit diesen angeführten und noch andern Zügen will Diekmann beweisen, „daß der biblische Geschichtsunterricht sich einer sittlichen Verirrung schuldig gemacht" habe.

Das Erste, was in diesen Worten auffallen muß, ist, daß Diekmann die biblische Geschichte und den biblischen Geschichtsunterricht auseinanderhalten will und doch mit einander verwechselt, indem er die meisten Leitfäden verwirft, ohne sie anzugreifen und die hl. Urkunde angreift mit dem Schein, sie nicht verwerfen zu wollen. Ob das Aufrichtigkeit und reinliche Begriffsunterscheidung ist? Meine Entgegnung zur Abweisung des Diekmann'schen Versuchs, für die Bildung des sittlichen Urteils einzutreten, ist folgende:

Will man, was nur unter Voraussetzung der Aufrichtigkeit möglich ist, Begriffe richtig unterscheiden, so muß man richtig vergleichen und folgern; will man unter Voraussetzung der Wahrhaftigkeit ein richtiges Urteil fällen, so muß man richtig erklären und prüfen; endlich will man unter Voraussetzung der Gerechtigkeit einen richtigen Beweis führen, so muß man richtig zusammenstellen, den Zusammenhang aufsuchen (combiniren) und begründen. Wie die Fällung eines richtigen Urteils von der richtigen Begriffsunterscheidung ihren Ausgang nimmt, so zielt sie auf richtige Beweisführung ab. Für die Beweisführung ist das Urteil ein Zeugniß, für die Begriffsunterscheidung ein Bekenntniß. Die Begriffe werden mehr oder weniger verwirrt, statt gut unterschieden zu werden, wenn man vergleicht, ohne zu folgern, oder folgert, ohne zu vergleichen. Dem Beweise andrerseits fehlt der Nerv, wenn man combinirt, ohne zu begründen, oder begründet, ohne zu combiniren. Ebenso aber wird auch ein Urteil schief, wenn man Alles sich blos

zurechtlegt, sich blos zu erklären sucht, oder Alles blos kritisirt. Zur Fällung eines richtigen Urteils unter Voraussetzung der Wahrhaftigkeit des Urteilenden gehört, daß man Personen, Zustände und Thatsachen zuerst so nimmt, wie sie sind, bevor man sie so nimmt, wie sie sein sollen. Nimmt man sie blos, wie sie sein sollen, weil man das Wohlgefallen an ihnen von ihrer sittlichen Rechtbeschaffenheit abhängig macht, so wächst, weil nichts in der Welt vollkommen ist, das Mißfallen an ihnen, je länger der prüfende Blick auf sie gerichtet ist; denn das ausschließlich kritisirende Auge traut den Lichtseiten nicht und will am liebsten nur Schattenseiten sehen; darum sieht es auch zuletzt nur Schattenseiten. Dagegen ist es wieder einseitig und verkehrt, die Dinge blos so zu nehmen, wie sie sind, und sich mit ihrer Erklärung zu begnügen, statt ihre sittliche Beschaffenheit auch zu prüfen. Aus dieser Einseitigkeit des ausschließlichen Erklärens ist eben der optimistische Satz Hegels entsprungen: „Alles Wirkliche ist vernünftig", gegenüber dem heutzutage stark vertretenen Pessimismus, welchem alles Wirkliche wegen seines dunkeln Hintergrundes gemütlos und darum kein Gegenstand des Wohlgefallens ist. — Die Wirklichkeit hat eine formale und eine materiale Seite; mit der formalen beschäftigt sich in erster Linie die Mathematik; die materiale weist schließlich auf die Psychologie zurück. Die Formen der Wirklichkeit zwingen uns, ihre Beziehungen zu einander mit strenger Consequenz aufzusuchen und als apodiktisch-gewiß anzuerkennen; hingegen die Materie der Wirklichkeit ist nicht notwendig so beschaffen, wie wir sie ansehen; sie zwingt uns die Anerkennung ihrer Beschaffenheit nicht ab, sondern überläßt es uns, zu unserm Nutzen oder Schaden sie anzusehen, wie es uns beliebt. Sehen wir düster oder heiter in die Welt hinein, so sieht sie uns düster oder heiter an; denn was sie ist, ist sie für uns; ihre mannigfaltige Erscheinung haben wir vor uns, ihren wesentlichen Zusammenhang in uns. Dieß wird Dich, l. Fr., an das Verhältniß des Ich zum Nicht-Ich erinnern, wie es der Philosoph Fichte zur Darstellung gebracht hat. Der Optimist ist der festen Meinung, nicht zu irren; desgleichen der Pessimist: keiner läßt es sich nehmen, daß die Dinge so seien, wie er sie

findet; und doch widersprechen beide einander. Wo ist nun die Wahrheit? Doch wohl in derjenigen Mitte zwischen beiden Lebensansichten, die zugleich ihre höhere Einheit ist, also da, wo dieser gegenseitige Widerspruch sich auflösen läßt durch harmonische Auffassung der Erscheinungswelt, zu welcher weder der Optimist, noch der Pessimist sich erheben kann. Diese mittlere und zugleich höhere Auffassung der biblischen Geschichtserzählungen ist es nun, welche auch gegen Diekmann's einseitige und durch ihre Einseitigkeit falsche Auffassung zur Geltung zu bringen ist.

Ich knüpfe zunächst an ein Wort von L. Völter an (a. a. O. I. S. 126): „In der Geschichte tritt das Gute und Böse in concreten Gestalten an einzelnen Individuen, Völkern und Zeitaltern in die Erscheinung, und das sittliche Urteil findet um so mehr Gelegenheit, sich an diesem Stoffe zu üben, als das Gute und Böse hier in den mannigfaltigsten Mischungen und Nuancen erscheint.“ Also das sittliche Urteil will auch geübt sein; es ist nicht sogleich fertig da, sondern tritt erst allmählich in seiner Reinheit hervor, und sein Fertigsein hat weder den Sinn des Absprechens, noch den der Voreingenommenheit für sich. Es versteht sich von selbst, daß bei der Uebung des sittlichen Urteils methodisch verfahren werden muß, daß auf den verschiedenen Lern- und Gesinnungsstufen nicht Allen Alles aus der Vergangenheit dargeboten und erklärt werden kann; aber es muß auch die religiös-moralische Reife, bei welcher das Wort „Alles ist euer!“ zur Geltung kommt, durch diejenige Behandlung der Geschichte selbst vorbereitet werden, in welcher Anstoß und Aergerniß nicht blos verhütet, sondern endlich auch überwunden wird. — Auf dem biblischen Geschichtsboden ist scharf auseinander zu halten der heilige Gotteswille und die sündhafte Natur des Menschen; die Ehre Gottes, an welcher dem Menschen nicht der geringste Anteil zufällt, und die Schuld der Menschen, bei welcher GOtt nicht im Entferntesten beteiligt ist; ferner das Gesetz Gottes, welches zur Züchtigung und Ueberführung dient, und Gottes Langmut, mit welcher Er die Zeit der Unwissenheit übersieht und die Bosheit trägt; die Vererbung von Fluch und Segen und das Gerichtsverfahren,

nach welchem Jeder für sich selbst einzutreten und sich zu verantworten hat; die göttliche Weisheit in der Zulassung und Hemmung des bösen Thuns und die göttliche Kraft in der Umbiegung und Brechung des bösen Willens; ferner das Natur- und Sittengesetz, sofern gerade an ihm sich die Sünde kräftigt wider Gottes Willen, und die in der Natur und Menschenwelt existirende Feindschaft, sofern die göttliche Strafgerechtigkeit sie zu ihrem Werkzeug gebraucht; endlich die Verkehrung des Segens in Fluch gegenüber der Verwandlung des Fluches in Segen und die dreifache Bestrafung des Bösen gegenüber der dreifachen Gnadenbelohnung des Guten. Wir sehen, daß Gott der HErr das Volk des Alten Bundes immer zuerst als segnender und behütender Erbherr so nahm, wie es in seiner Naturwüchsigkeit und Sündhaftigkeit war, bevor Er es so nahm, wie es vor Ihm als dem Furcht gebietenden Gesetzgeber und Hoffnung erweckenden Geist der Weissagung sein sollte. Dem entspricht die höchste Aufrichtigkeit der Sprache, mit welcher die hl. Urkunde die Personen der Geschichte in ganz klarem Licht erscheinen läßt, indem sie an den Männern Gottes nicht nur das Gute, sondern auch das Sündhafte hervorkehrt und an den Weltmenschen nicht nur zeigt, daß GOtt die Sünde richtet, auf welche keine Reue und Umkehr folgt, sondern daß Er auch die Sünde in seinen Dienst nimmt, um aus Bösem Gutes zu machen und noch auf Umwegen Reue und Umkehr zu ermöglichen. Ueberall sehen wir spezielle göttliche Direktion und Correktion. Die fortgehenden Verirrungen und Versündigungen in der Menschheit waren die Ursache gewesen, weshalb Gott Israel in Gegensatz stellte zum Heidentum, damit so eine höhere Einheit vorbereitet würde. Aber eben dieser Gegensatz führte zur Beschränktheit des Gemeingeistes durch den Volksgeist, womit wieder Vieles zusammen hing, was uns erkennen läßt, daß der Standpunkt des Alten Bundes zwar ein berechtigter, aber doch erst ein niedriger Standpunkt war, so z. B. die Beschränktheit des Laufes der Wahrheit durch den Ausschluß des Heidentums von der speziellen Gnadenleitung, die Beschränktheit des Trostes durch das Gebundensein des Lichtes an nächtliches Dunkel. Gleichwohl war

es nicht notwendig, daß das Volk Israel einerseits sich immer aufs Neue durch das Heidentum zum Götzendienst und zur Unsittlichkeit verführen ließ und andrerseits an den Heiden eine alle Billigkeit ausschließende und daher in ihr Gegenteil umschlagende Gerechtigkeit übte. Hier sehen wir nicht nur die Macht der Sünde, sondern auch die des Irrtums: es war zugleich Irrtum, daß sie meinten, mit dem Bekenntniß des Glaubens an Jehova den Götzendienst und mit dem Gebet an Jehova (wie wir an etlichen Psalmen sehen) Gedanken der Rache gegen die Heiden verbinden zu können. Daraus macht die hl. Urkunde kein Hehl, aber auch die rechten Leitfäden der biblischen Geschichte nicht. Statt an dieser irre zu werden, sollen wir vielmehr aus ihr erfahren, was ohne den menschgewordenen Sohn Gottes selbst unter spezieller göttlicher Direktion und Correktion sich erreichen läßt.

Für die geschichtlichen Thatsachen des A. B. können wir uns dann begeistern, wenn das sittliche Urteil sie für nachahmungs- oder bewundernswürdig erklärt; diejenigen hingegen, welche nicht nachahmungswürdig sind und daher verurteilt werden müssen, können unserer sündlichen Natur und unserem sündlichen Willen zur Selbstprüfung oder Selbstbespiegelung (Refraktion des Lichts) dienen, während diejenigen, an welchen nichts zu bewundern ist, weil sie für das sittliche Urteil irrelevant sind, wie das Thun des Erlaubten und das Erleiden des Zwangs der Umstände, unter den Gesichtspunkt der verborgenen Leitung Gottes (Reflexion des Lichts) zu stellen sind. Somit ist nichts gleichgiltig in der hl. Geschichte: es kann Alles irgendwie verwendet werden. Was aber zur Bildung und Uebung des religiös-sittlichen Urteils geschehen kann, das soll auch geschehen.

Was nun z. B. den Haß des Volkes Israel gegen die Heiden betrifft, von welchem Diekmann sagt, daß er stets als etwas von Gott Gebotenes, Ihm Wohlgefälliges erscheine, so wird man doch wohl, statt daß man durch die Behauptung, ein für göttlich erklärtes Gebot gefunden zu haben, welches einem göttlichen Verbot widerspreche, über die biblische Geschichte schnell aburteilt, bei der Feststellung des Urteils vorsichtig zu Werke gehen müssen. Mit Recht sagt Jemand: „Es ist gänz-

liche Verwirrung aller Verhältnisse, das den Israeliten vorgeschriebene Kriegsverfahren auf das bürgerliche Leben überzutragen.“ Haß im Kriegsverfahren muß nicht ebenso verstanden werden, wie Haß im bürgerlichen Leben. Der Haß im Kriege muß nicht ein Haß gegen feindliche Individuen, er kann auch die negative Seite der begeisterten, gegen eine feindliche Macht gerichteten Vaterlandsliebe oder Liebe zum Volke sein, aus welcher die den Feind als Person achtende Tapferkeit hervorgeht, während der Haß im bürgerlichen Leben leicht in Wuth ausbricht, die den Feind als Person aufs Tiefste verachtet und verletzt. Diekmann hätte sich gegen den Krieg überhaupt erklären sollen, der, wie durch die ganze Menschheitsgeschichte, so auch durch die hl. Geschichte sich hindurchzieht; er hätte den Wunsch äußern dürfen, daß in der hl. Geschichte nur von Friedenszuständen und nur von solchen Personen geredet werde, an deren Heiligkeit keine Sünde und kein Irrtum haftet. Aber der heilige Gott gibt nicht blos Frieden, Er schafft auch das Uebel, weil nun einmal Sünde in der Welt ist. Darum muß man den Krieg sich auch erklären, was dadurch geschieht, daß man ihn von zwei entgegengesetzten Seiten betrachtet. Der Krieg ist, wie Val. Strebel richtig sagt, von unten angesehen, ein Schandfleck der Menschheit, eine Ausgeburt der Hölle, ein scheußliches, menschenfressendes, Hab und Gut verzehrendes Ungeheuer, hingegen von oben angesehen ist er eine Geisel und Zuchtruthe, eine Schule der Mannestugend, ein Bahnbrecher für neue Volkszustände, ein Prediger der Vaterlandsliebe. Auch kann der Friede, der auf einen Krieg folgt, eine Weckglocke werden zu dankbarer Freude, zu guter Gesittung und zu edlem Streben, wenn nicht schon vor dem Kriege die Schranken gesetzlicher Ordnung im Volk auf eine unheilbare Weise durchbrochen waren. An der Sünde hat Gott, weil Er heilig ist, keinen Anteil, aber an den Folgen der Sünde hat Er Anteil, weil Er gerecht ist. —

Wenn Diekmann ferner einen Widerspruch darin findet, daß Simson ein von Gott Gesegneter heiße und doch ein roher und sinnlicher, leidenschaftlicher und grausamer Mensch, ein ächtes Kind der Natur im Guten, wie im Bösen sei, so ent-

gegne ich ihm, daß es auch hier gilt, nur klar zu sehen. Es gibt eine zweifache Segnung, eine natürliche, die aus der Güte Gottes hervorgeht, und eine geistliche, die in der göttlichen Gnade ihren Grund hat. Simson war zu einem Volks- und Landesvertheidiger ausersehen: er wurde ein kühner Alleinkämpfer; opferfähige Liebe zu Volk und Vaterlandbeseelte ihn, mochte er auch immerhin sehr niedrige Begriffe von dem hohen Berufe Israels haben: dem entsprechend segnete ihn Gott zu einer Zeit, die einerseits eine Heldenzeit, andrerseits eine Zeit allgemeiner, bis zur Glaubenslosigkeit fortschreitender Verzagtheit war, indem Er ihn ausrüstete mit außergewöhnlicher Leibeskraft gegenüber einem versunkenen Geschlecht. Daß „an Heldengeschichten solcher Zeiten und Zustände“, wie O. von Gerlach sagt, „das Gepräge des Abenteuerlichen, Tollkühnen, Willkürlichen haftet“, steht mit dem Gesegnetsein solcher Helden von Gott keineswegs im Widerspruch. Ueberall sehen wir Licht- und Schattenseiten nahe bei einander: bei den geistlich gerichteten, eigentlichen Gottesmännern tritt in verschiedenem Grade der Schatten vor dem Licht zurück; hier hingegen wird das Licht vom Schatten so sehr verdeckt, daß blos noch die natürliche Liebe zu Volk und Vaterland, d. h. die Liebe, welche davon absieht, daß dieses Volk ein von Gott erwähltes, und dieses Land ein von Gott geschenktes ist, übrig zu bleiben scheint. Vollends aber wird alles klar, wenn man auf Simsons Ende blickt und wahrnimmt, wie „der volle Strom der göttlichen Gerichte über Simson hereinbrach“, weil er übermütig geworden war und in wachsendem Uebermut und Ausgelassenheit „mit seiner Gottesgabe gespielt“ hatte.

Was weiter das einer Jael gesungene Triumphlied betrifft, welches Diekmann anstößig findet, weil die That der Jael mit den Forderungen der Sittlichkeit unverträglich sei, so würde allerdings „die Hinterlist derselben jetzt, auch im Kriege, nicht erlaubt“ sein. Wir sehen hier ein mit Nationalsinn gepaartes, jedoch für die Forderungen eines einigermaßen geschärften Gewissens noch nicht erschlossenes Gottesbewußtsein vor uns. Aber ich frage: hat nicht auch Mose in manchen Satzungen der Herzenshärte nachgegeben? Und ist es nicht eine

über alle Maßen tiefe Herablassung, ein Uebersehen der Zeit der Unwissenheit von Seiten Gottes, wenn Er die Wahl eines unlautern Mittels zur Erreichung eines guten Zweckes, hier zur Verkürzung des Krieges, somit zur baldigen Vollendung des Sieges, zu dem Ende (zwar keineswegs gutheißt, aber doch) zuläßt, damit nur erst einmal das Gottesbewußtsein in Israel gegenüber dem verführerischen Götzendienst der feindlichen Nachbarn recht erstarken möchte, bevor sich auf Schärfung des Gewissens hinarbeiten ließe? Diese Anschauung und Erklärung nun — dient sie etwa zur Verkehrung des sittlichen Urteils?

Doch ich werde auch zu einer Gegenfrage veranlaßt: Woher denn diese schroff feindlichen Völkerverhältnisse jener Zeit? Denn Diekmann entgegnet weiter: Gott gebot ja selbst „die grausame Ausrottung der Cananiter, denen man es doch wahrlich nicht verdenken kann, daß sie den fremden Eindringlingen nicht ohne Schwertstreich das Land einräumen wollten." Dagegen erwidere ich: Auf Kanaan, dem Sohne Hams, lag der noachische Gesetzesfluch mit der Bestimmung, daß Kanaan Sems und Japhets Knecht sein sollte. Gott suchte die Sünde des Vaters Ham an dessen Sohn und spätern Nachkommen dadurch heim, daß er das von diesen bewohnte und daher nach ihnen benannte Land einem aus Sems Geschlecht hervorgegangenen und ganz anders als Ham gearteten Manne, dem Abraham, und mit ihm zugleich seinen Nachkommen zuerkannte, weil ein unter dem Fluch stehender Knecht, somit ein Sclave, auch bezüglich des Besitzes demjenigen weichen muß, dessen Sclave er ist. Sieht man die Sache blos von menschlicher Seite an und läßt dabei den Geschichtszusammenhang außer Acht, so erschienen die Israeliten allerdings als Eindringlinge; aber durch die keineswegs willkürliche Auswanderung der Israeliten nach Aegypten wurde ja die göttliche Verheißung, daß dieses Land ihnen verbleiben sollte, aus welchem sie dorthin übergesiedelt waren, und der darauf gegründete Befehl Gottes, daß sie von dort wieder in dieses Land zurückkehren sollten, nicht aufgehoben. Daher erscheinen sie, richtig betrachtet, als die Heimatsberechtigten nicht blos, sondern auch als die Herren

des Landes. Nun frage ich: Ist diese Auffassung, wornach das Recht des Stärkeren nicht für sich bestand, sondern auf dem Recht des Besitzes beruhte, und bei welcher es im Wesentlichen gleichgiltig ist, ob Israel von Kanaan ausgewandert war oder nicht, und ob es im Ausland oder daheim ein großes und starkes Volk wurde, dem sittlichen Urteil widersprechend? —

Aber Diekmann hat uns noch mehr zu sagen: „Saul wird durch Samuel von Gott verflucht, weil er aus ächt menschlichem Mitleid sich gescheut hat, den gefangenen König Amaleks zu tödten; eine Execution, welche dann ohne Zaudern der Mann Gottes vollzieht.“ Ich erwidere: Waren die Israeliten die berechtigten Herren des Landes, so mußten die nichtisraelitischen Insassen als Fremde gelten. Wie aber alle Fremde in Israel geschont werden sollten, wenn sie den Gott Israels als den wahren anerkannten, so wären auch die Kananiter geschont worden, wenn sie durch die Nachricht von der wunderbaren Führung Israels belehrt sich vor Israels Gott gebeugt hätten, statt bei ihrem Götzendienst, der für Israel verführerisch werden mußte, zu beharren. Nun sehen wir durchweg in der Geschichte, daß, wie Selbstverhärtung, so auch Verführung Anderer ganz anders bestraft wird, als die Schwäche, mit welcher man sich hat verführen lassen, daß das Gesetz Letzteren, nicht Ersteren Rechnung trägt. Daher geschah es, daß Mosis Gesetz Vieles, nur nicht die entschiedene Gottesfeindschaft übersehen konnte. Jedoch daß es hartnäckige Gottesfeinde, mochten es Heiden oder Juden sein, seine äußerste Strenge fühlen ließ, hatte überdieß noch in der Scheidung seinen Grund, welcher im alten Bunde zwischen dem Königtum und dem Priestertum bestand; denn bei solcher Scheidung ist das Gesetz der menschlichen Sünde gegenüber eine gebundene Macht, der menschlichen Natur gegenüber die oberste Autorität. Wie es aber nach jener Seite hin in die Güte (=Freundlichkeit) Gottes gekleidet sein und überdieß Nachsicht üben konnte, so war es nach dieser Seite hin nicht nur furchtbar ernst, sondern auch unerbittlich streng. Die Propheten als Repräsentanten des Gesetzes und Eiferer für das Gesetz bildeten die

Staats- und Cultuspolizei und verwalteten dieses ihr Amt entsprechend der Auswendigkeit des Reiches Gottes im Geiste des Gesetzes. Das niedere Recht eines der Zeitrechnung angemessenen, nicht sie ändernden, sondern eine Aenderung derselben nur vorbereitenden Standpunktes weicht nicht eher und wird nicht eher zum Unrecht, als bis derselbe mit einem höheren, der wieder sein eigenes Recht hat, vertauscht worden ist. Als Männer der Cultuspolizei übten die Propheten selbst das Amt der Vollstreckung des gesetzlichen Urteils, wie Elias gegenüber den Priestern des Baal; hingegen als Männer der Staatspolizei überließen sie das Vollstreckungsamt Gott dem HErrn und sprachen, wenn auf ihr gesetzliches Urteil Buße erfolgte, Verzeihung in Gottes Namen aus, wie Nathan gegenüber dem Könige David. Bei Samuel sehen wir Beides in seinem Verhalten teils gegen Saul, teils gegen Amalek. Dem Saul gegenüber erscheint er als ein Mann der Staatspolizei: er spricht ihm das Urteil, ohne es selbst auch zu vollstrecken: hingegen dem Amalekiter-Fürsten gegenüber tritt er auf als Mann der Cultuspolizei, der, ohne von niederer Rachsucht sich verleiten zu lassen, nicht eher ruht, als bis die Macht der Amalekiter als der Feinde Gottes und der Erbfeinde Israels gründlich gebrochen ist, weil er die Zeit herbeigekommen sieht, wo einem durch Mose ausgesprochenen, auf Amalek bezüglichen Gottesbefehle Genüge geleistet werden mußte. „Wer billig und verständig urteilt", heißt es im Süddeutschen Schulboten 1875 S. 190, „wird mit der Anklage auf Rachsucht zurückhalten." So muß sich auch „im Dräuen und Aussprechen eines Fluches nicht Privatleidenschaft Luft machen", „sondern auch der Eifer um die Ehre Gottes" kann sich darin geltend machen. „Gott selber, seinem heiligen Namen wird Hohn gesprochen und Schmach angethan." „Gottes Wahrheit, alle Religion, die Verheißungen und Drohungen Gottes werden verspottet und verlästert, werden verachtet und mit Füßen getreten; der Glaube an eine sittliche Weltordnung und gerechte Vergeltung wird untergraben, alle sittlichen Begriffe werden verwirrt, der Unterschied von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Lüge müssen hinfällig werden, und der sittliche und

religiöse Ruin des Volks und damit auch sein äußerer Untergang ist unvermeidlich, wenn Gott dem heillosen Treiben der Spötter und Verächter seiner Wahrheit, der Boshaftigen und Heuchler nicht bald steuert. Um die Ehre Seines großen Namens zu retten und die Gutgesinnten, denen Gott ihr Teuerstes ist, nicht allzu hart in ihrem Glauben an die Gerechtigkeit des lebendigen Gottes versucht werden zu lassen, um die Macht des Bösen und der Schlechtigkeit nicht bis zur Unheilbarkeit anschwellen zu lassen, soll Gott eingreifen." — Damit stimmt überein, was Delitzsch (in der Zeitschrift Saat auf Hoffnung 1864 Heft II S. 27) sagt: „Ausbrüche der Rachsucht des gekränkten Individuums" liegen hier nicht vor; denn „die Pflicht der Feindesliebe kennt auch die alttest. Moral, und David ist mit dieser Pflicht vertraut und versteht sie zu üben." „Jene Flüche sind nur die Entfaltung jenes: „„Jehovah sei Richter und entscheide zwischen mir und dir"", welches David dem Saul zuruft." „Aber dieses Feuer" des Zorneifers „ist doch nur heilig nach Maßgabe der alttest. Stufe." „Die Leutseligkeit Gottes war im A. T. noch nicht erschienen", „und vor der Ewigkeit lag noch ein Vorhang, so daß solche Verwünschungen von den Aussprechenden selber in ihrer unendlichen Tiefe nicht verstanden wurden." „David wünscht denen den Fluch, die den Gesalbten Gottes verfolgen, und sein Wunsch geht wirklich durch alle Zeiten hindurch an denen in Erfüllung, die, ohne sich zu besinnen, wider Gottes Gesalbten wüten. Aber der letzte wahre Christus Gottes, die erschienene persönliche Liebe, betet am Kreuze: Vater, vergib ihnen" 2c. Bevor die göttliche Liebesthat der Erlösung vollzogen war, sollten solche Verwünschungen, wie wir sie in den Psalmen finden, durch die Ahnung des Eintreffens ihrer Erfüllung zur Abschreckung, zur Verhütung des Umsichgreifens der Zerstörung göttlicher Ordnungen dienen. „Nachdem dieser Vorhang aufgerollt ist, schaudert der neutestamentliche Glaube zurück" vor solchen Verwünschungen in Beherzigung des Wortes der erschienenen persönlichen Liebe: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Dem alttestamentlichen Gedanken: welche ihr segnet, die sind gesegnet, und welche ihr mit dem Fluch belegt,

die sind verflucht, tritt das neutestamentliche Wort gegenüber: welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Denn erst durch die Vergebung kann der Segen strömen, und erst durch die Behaltung der Sünden kann die Verheerung als durch einen Riegel zurückgehalten werden, die der auf das Sündigen folgende Gesetzesfluch anrichtet.

Zu einer Zeit, wo der Geist des Evangeliums noch nicht da war, war es nicht zu verwundern, daß das Amt der Propheten nicht blos ein beichtväterliches, sondern auch ein obrigkeitliches war. Und nicht blos um die Ehre Gottes handelte es sich bei dem gesetzlichen Eifer der Propheten, sondern auch um die Weckung des Gottesbewußtseins, durch welche der Mensch sich seiner Sünde bewußt und wegen seiner Sünde vom eigenen Gewissen verklagt, und in ihm das Verlangen hervorgerufen wird nach Erlösung, nach Segnung und Befreiung, nach Aufrichtung eines guten Gewissens und somit nach dem Besitz des wahren und ewigen Lebens, indem es ihn überzeugt, daß es eine Selbsterlösung von der furchtbaren Gesetzesherrschaft nicht gibt, daß man sich eigenmächtig derselben nicht entschlagen kann, daß jeder Versuch, sich ihrer zu entschlagen, mit Verschärfung ihrer Gewalt geahndet wird, und daß nur mit der willigen Beugung unter den Geist des heiligen Gesetzes die Empfänglichkeit hervortritt für die Verheißung des Erlösers, wie denn auch selbst die Gesetzesmacht nicht so furchtbar sein würde, als sie ist, wenn die Macht der Sünde nicht so groß wäre, als sie ist. Somit waren die Propheten Erzieher des Gewissens und Bildner des Charakters, soweit man dieses auf alttestamentlichem Boden sein konnte. Sie hatten das Heft in der Hand zur Richtigstellung des religiös-sittlichen Urteils gegenüber dem Heidentum und dem Afterjudentum.

Doch ehe wir an diesem Orte von Diekmann scheiden, müssen wir noch eine andere biblische Geschichtserzählung untersuchen, die uns derselbe als anstößig entgegenhält. Er sagt: „Da wird der Diebstahl, welchen die Kinder Israels an den goldenen und silbernen Gefäßen der Aegypter begehen, und welchen kein Interpret aus dem Pentateuch wegdeuteln wird,

auf einen Befehl Gottes zurückgeführt.“ Daß das hebräische Wort, welches fordern heißt, auch bitten bedeuten kann, darauf will ich, um den Schein des Deutelns zu vermeiden, kein Gewicht legen. Aber um so mehr ist hervorzuheben, daß das hebräische Wort, welches durch entwenden übersetzt ist, eine üble Bedeutung nicht von weitem zuläßt: „es gilt“, wie Jemand richtig gesagt hat, „vom Ausziehen der Kleidungsstücke, vom Ablegen des Schmuckes.“ „Auch das altdeutsche berauben hat keine üble Bedeutung (rauba das Gewand, wovon noch das franz. robe). Auch das altdeutsche Wort entwenden gewinnt erst dann eine üble Bedeutung, wenn gesagt wird: „durch Diebstahl entwenden; ohne diese Beifügung heißt es entziehen, entfernen.“ Es sind hier, wie auch in andern nachweisbaren Fällen, „Ehrengeschenke“ gewesen, „im griechischen Alterthum spezifisch Gastgeschenke beim Abschied, durch welche der Gast als ein Gleicher an Würde mit dem Wirt im Gegensatz gegen den Diener bezeichnet wurde.“ Vilmar (in den Pastoraltheol. Bl. I S. 226) zählt homerische Beispiele auf: „weißes Gewand und goldener Gürtel von Kalypso für Odysseus, purpurner Gürtel und goldener Becher ausgetauscht zwischen Oeneus und Bellerophontes, goldene Geräthe — Dreifuß und Kessel — und Kleider von den Phäaken für Odysseus; silberner vergoldeter Becher und Gewand von Menelaos und Helena für Telemachos, Silber — Wannen, Dreifüße, Tragkorb, Spindel — und Gold von dem ägyptischen Königspaare Polybos und Alkandra in Theben für Menelaos und Helena.“ Auch das Wort: Israel soll Gnade haben vor den Aegyptern, d. h. diese sollen den Israeliten zugeneigt werden, spricht nicht für einen Diebstahl, sondern dafür, daß diese „in Aegypten Gäste, nicht Knechte, nicht Kriegsgefangene waren und bei ihrem Abzuge die Anerkennung dieser ihrer Qualität forderten und erlangten.“ Mit Ehren ist Israel in Aegypten aufgenommen worden, mit Ehren soll es auch wieder entlassen werden. Wo bleibt nun Diekmann mit seiner Behauptung, daß die heilige Geschichte das traurige Vorrecht für sich in Anspruch nehme, höchst Unheiliges zu sanctioniren?

Du siehst, l. Fr., daß, wie die Liebe an der Ungerech-

tigkeit ihre Feindin hat, so für das sittliche Urteil bei der Beschuldigung, daß in einer geschichtlichen Handlung die Billigkeit gefehlt habe, die Frage nach der Gerechtigkeit nicht umgangen werden kann. — Es gibt aber auch eine andere Art von Beispielen, an welchen gleichfalls sich erläutern läßt, wie die biblische Geschichte zur Bildung des sittlichen Urteils zu benützen sei. „In den Augen der Welt", sagt L. Völter (a. a. O. I. S. 127) „mußten die beiden Eheleute Ananias und Sapphira als große Wohlthäter und ihre That als eine edle, preiswürdige erscheinen, gegen welche die „kleine" Lüge, die sie sich erlaubten, gar nicht oder nur wie ein verschwindender Schatten in Betracht kam. Dem Petrus dagegen erscheint die Lüge als todeswürdiges Verbrechen", und „es stellt sich heraus, daß ihre Wohlthätigkeit nur ein Produkt des Ehrgeizes ist." „Ihre Gesinnung, aus der ihre ganze Handlungsweise floß, ist ein Gemisch von Ehrgeiz und Geldgeiz. Aus Ehrgeiz legten sie Geld zu der Apostel Füßen, aus Geldgeiz behielten sie einen Teil zurück." „Die Lüge war nur eine natürliche Folge des Kampfes zwischen beiden." — Ein anderes Beispiel ist „der berühmte Rat des Gamaliel. Dieser wird in der Regel" sagt L. Völter (ebendas.), „als ein Muster der Weisheit gepriesen, während er vor dem Forum des christlich gebildeten sittlichen Urteils als durchaus verwerflich erscheint. Oberflächlich betrachtet erscheint er als die goldene Mittelstraße, ist aber" als Empfehlung einer „indifferenten Haltung" „in der That ein Weg zum Verderben. Nur entschiedener Glaube an den erschienenen Messias konnte die Juden noch retten." „Der einzige Rat, der vor dem Richterstuhl der sittlichen Vernunft bestehen konnte, wäre der gewesen: ein Werk, welches so offenkundige Beweise für sich hat, kann kein Werk aus Menschen, es muß ein Werk Gottes sein; darum laßt uns ihm nicht widerstreben, vielmehr es aus allen Kräften fördern." Indeß, obgleich wir diesem Urteil beipflichten müssen, so können wir doch auch nicht für gleichgiltig halten, ob die Juden nach der Kreuzigung des HErrn auch die Apostel verfolgten und tödteten oder nicht. Gamaliel sah zwar nicht so aus, als wollte er Christ werden; doch stand er momentan

dem Reiche Gottes weniger fern, als die, welche er von der Verfolgung der Christen abmahnte. In der Seele des Gamaliel dämmerte es; aber leider war es eine Abenddämmerung, in der er sich befand.

Wie jedes vollständige Urteil über Personen, so ist auch das über Gamaliel ein zweiseitiges; doch während dieses teils anerkennend, teils aberkennend lautet, ist die Gesinnung des Ananias und der Sapphira nach zwei Seiten hin verwerflich. In beiden Fällen muß für das sittliche Urteil gegenüber einer Entschuldigung oder Gutheißung der geschichtlichen Handlung das Verhältniß derselben zur Wahrheit der Gesinnung festgestellt werden. Du siehst also, daß es sich in jenen alttestamentlichen Geschichten von der Liebe (als Billigkeit) und von der Gerechtigkeit, in diesen neutestamentlichen von der Liebe (als Unschuld) und von der Wahrheit handelt. Wir haben aber das sittliche Urteil noch weiter in Betracht zu ziehen. Es corrigirt oder bestätigt oder verwirft das Urteil eines Andern, wodurch eine Einigung oder eine Trennung der Urteilenden entsteht. Mit der Beurteilung der Legalität einer Handlung beschäftigt sich der Charakter, mit der Beurteilung der Moralität der Gesinnung das Gewissen. Der Handlung liegt ein Willensentschluß, der Gesinnung eine Willensneigung zu Grunde. Weil nun das sittliche Urteil nicht nur das Gewissen, sondern auch den Charakter voraussetzt, so dient zur Uebung in Aufstellung sittlicher Urteile nicht blos die Erziehung des Gewissens, sondern auch die Bildung des Charakters. Der Charakter nimmt den Menschen so, wie er sein soll, indem er nach der absoluten Güte seines Handelns fragt; hingegen das Gewissen nimmt ihn so, wie er ist, indem es die relative Güte seiner Gesinnung ins Auge faßt. Für die richtige Beurteilung der absoluten Güte der Handlung muß das Gesetz unumstößlich sein; im entgegengesetzten Falle wird das Urteil irrig. Daher geht hier der Frage: wie soll die Handlung beschaffen sein? — die Frage vorher: wie soll das Gesetz beschaffen sein? Hingegen die relative Güte der Gesinnung wird bemessen nach ihrer Uebereinstimmung mit dem jeweiligen, so oder anders beschaffenen Gesetze; es wird hier geurteilt nach dem Gesetze,

nicht wie es sein soll, sondern wie es ist. Daher kann das Urteil, obgleich es richtig ist, einen niedern Stand einnehmen. „Es ist möglich", sagt L. Völter (ebendas.), „daß eine Handlung ihrem objektiven Bestande nach unerlaubt und sündlich ist, das Gewissen verurteilt sie aber dennoch nicht, sobald nämlich der Mensch dabei das ihm geltende Gesetz nach bestem Wissen und Willen erfüllt hat, wie z. B. wenn der Apostel Paulus in der Zeit seiner Unwissenheit die Christen verfolgte. Umgekehrt kann eine Handlung an und für sich erlaubt und nicht gesetzwidrig sein, das Gewissen verurteilt sie aber dennoch, wenn der Mensch dabei die Ueberzeugung von ihrer Gesetzwidrigkeit hatte und sie dennoch beging, wie z. B. wenn ein korinthischer Christ die Ueberzeugung von der Sündlichkeit des Götzenopferfleischessens hatte und dennoch aß." Es gibt also nicht bloß Fälle, in welchen das Urteil des Gewissens mit dem Urteil der Vernunft übereinkommt, sondern auch solche Fälle, in welchen das Urteil des Gewissens von dem Urteil der Vernunft differirt, und die Vernunft sich dem Gewissen unterordnen muß, weil man niemals wider das Gewissen etwas thun soll. In jenen Fällen der Uebereinstimmung des beiderseitigen Urteils dient das Sittengesetz der Vernunft zum Maßstabe und dem Gewissen zum Beweggrund; hingegen in den Fällen der Verschiedenheit des beiderseitigen Urteils ist das Sittengesetz für die Vernunft entweder ein Verbot, welches als Beweggrund von dem Gewissen nicht beachtet wird, oder es erteilt der Vernunft eine Erlaubniß, welche als Maßstab von dem Gewissen abgewiesen wird. — Nun erst fragen wir weiter: Ist auch das Sittengesetz überall so beschaffen, wie es beschaffen sein soll? Es gibt sehr verschiedene Sittengesetze; und wo das eine gilt, gilt nicht auch das andere: es gibt ein biblisches, ein talmudisch-jüdisches, ein muhamedanisches, ein polytheistisches. Für die Heilung des Gewissens und die Bildung der Vernunft muß daher „viel davon abhängen", „welches von diesen Sittengesetzen dabei in Anwendung kommt." Welchem andern Sittengesetze sollten nun aber wir zufallen, als dem biblischen, dessen Heiligkeit der heiligen Liebe GOttes entspricht, weshalb es sich auch siegreich geltend zu machen weiß? Ist aber das biblische

Sittengesetz das allein wahre, so kann auch nur da, wo dieses gilt, von Richtigstellung oder, was dasselbe heißt, von Unabhängigmachung des sittlichen Urteils die Rede sein. Man erkennt die Richtigstellung desselben an zweierlei, nämlich an der richtigen Abschätzung des Wertes und der Macht sowohl der menschlichen Natur, als des menschlichen Bösen. Um ein richtiges sittliches Urteil zu fällen, muß man erstens aufgehört haben, die Macht des Bösen für gering zu halten und die Tüchtigkeit der menschlichen Natur hoch anzuschlagen; und zweitens muß man zur Ueberzeugung gekommen sein, daß die menschliche Natur einen unberechenbaren Wert und das menschliche Böse einen unberechenbaren Unwert hat; dieß Beides muß also feststehen, daß das Böse bei gänzlicher Wertlosigkeit eine ungeheure Macht, hingegen die Natur des Menschen bei gänzlicher Untüchtigkeit zu allem, was wahrhaft gut ist, einen überaus hohen Wert hat. Von gänzlicher Wert- und Machtlosigkeit gibt es keine Steigerung; wohl aber läßt sich irgendwelcher Wert und irgendwelche Macht sowohl erhöhen, als erniedrigen: also der Wert der Natur und die Macht des Bösen, beides kann graduell verschieden sein. Durch rechten Gebrauch der Natur wird ihr Wert erhöht und durch Mißbrauch erniedrigt; durch Uebung des Guten wird die Macht der Sünde verringert und durch Verübung des Bösen vergrößert. Aus dem Gebrauch, wie aus dem Mißbrauch bildet sich Vertrautheit, aus der Uebung, wie aus der Verübung entsteht Gewohnheit, und aus Beidem bildet sich die Sitte oder Unsitte. — Das richtig gestellte sittliche Urteil steht dem Irrtum gegenüber, der teils ein Irrweg, teils ein Irrwahn ist. Wer das sittliche Urteil gewonnen hat, befindet sich nicht im Irrwahn, und wer ihm treu bleibt, befindet sich nicht auf dem Irrweg. Zu Beidem, zur Gewinnung des sittlichen Urteils und zur Treue gegen dasselbe gehört Licht, welches aus der reinen und vollen Wahrheit hervorgeht und in die Gnade einführt. Der Erzieher hat daher Licht zu verbreiten, um möglichst den Irrtum zu verbannen und ihm vorzubeugen. Vermag und thut er dieß, so entspricht er dem theoretischen Princip der Pädagogie; denn dieses besteht in der Forderung, daß der Zögling die im Licht erkannte Wahrheit bekenne und die im

Licht erfahrene Gnade bezeuge, daß er ein sittliches Urteil zu gewinnen trachte und dem gewonnenen treu bleibe.

Das sittliche Urteil bildet und übt sich aber nicht blos an der biblischen Geschichtsbetrachtung, sondern es hat auch selbst wieder eine Geschichte, d. h. es zieht sich als Urteil des zum Guten hin gerichteten Teils der Menschheit durch die Geschichte des Alten und Neuen Bundes hindurch. Wie das Weizenkorn der Erde übergeben wird, so wurde in der ältesten Vorzeit das sittliche Urteil, dessen religiöse Seite die Verkündigung des Namens Gottes ist, zunächst von Seth und den Sethiten getragen; wie dann das Weizenkorn in der Erde Wurzel schlägt, so erlangte das sittliche Urteil durch das thatsächliche Gottesurteil zu Noahs Zeit einen festen Grund; wie endlich das Weizenkorn in neuer Gestalt und Kraft aus der Erde hervorschießt, so erwies das sittliche Urteil in Abraham seine Fruchtbarkeit. — Weiterhin wurde das Sittengesetz als Beweggrund und Maßstab für das sittliche Urteil durch Mose äußerlich promulgirt und dem menschlichen Willen, sofern er sowohl Neigung, als Entschluß ist, durch den davidischen Gottesdienst (ich erinnere an die Psalmen) ein öffentlicher Halt und Wegweiser verliehen. — Seine Reife und Unabhängigkeit erlangte das sittliche Urteil erst seit der Erscheinung des Welterlösers und durch denselben. Er ist derjenige Träger des sittlichen Urteils, welcher sich zu allen nun folgenden Trägern desselben, d. h. zu dem nunmehrigen Gottesvolk verhält, wie das Haupt eines Leibes zu den Gliedern desselben. Das sittliche Urteil tritt nunmehr in die völlige Mitte zwischen je zwei Einseitigkeiten, deren Zusammenschluß vermittelt werden muß, und zwischen je zwei Gegensätze, die einander nicht berühren sollen; es tritt in die Mitte zwischen die Anschauungen und Meinungen der jüdischen und die der heidnischen Gegner, indem es nach beiden Seiten hin das Unvereinbare von oben her abstößt und das Vereinbare nach oben hin anzieht und so sich vertieft und wirksam ist. — Dieser Dualismus des Judentums und Heidentums besteht fort bis auf den heutigen Tag, und zwar existiren beide nicht blos neben dem Christentum als eine zweifache, irrtümliche Ueberzeugung, sondern auch innerhalb

der Christenheit als eine zweifache verkehrte Gesinnung, wie es denn auch von Anfang an einen zweifachen Weg gibt, einen Weg, der sowohl vom Heidentum, als vom Judentum her zum Christentum führt, entsprechend den Thatsachen, daß die Juden in Kanaan heimatsberechtigte Kinder, die Heiden Fremdlinge und Gäste waren, daß jene wie Abraham aus Kindern Freunde, diese wie Melchisedek aus Freunden Kinder werden sollten, daß zu Weihnachten Juden, zu Epiphanias Heiden sich über die Ankunft des Erlösers freuten, daß derselbe jenen als die Wurzel des davidischen Geschlechts und diesen als der helle Morgenstern erschien, daß Christus dem heimischen Gesetze unterstellt wurde (woran die Beschneidung erinnert) und sich unter die Umstände fügte (woran die Flucht nach Aegypten erinnert), daß Er dort als Wurzel sich zu einem Baum entfaltete, der alle Quellen an sich zieht, und hier als Morgenstern sich zum Sonnenlicht erweiterte, das alle Finsterniß vertreibt u. s. w. Weil nun dieser Dualismus, dessen Spuren sich noch viel weiter verfolgen und deutlich nachweisen lassen, immer fortbesteht, so läßt sich behaupten, daß zu jeder Einseitigkeit im religiös-sittlichen Leben die entgegengesetzte, und zu jedem Extrem das entgegengesetzte gefunden werden kann, aber auch gesucht werden muß, damit immer in der rechten Mitte zwischen je zwei Einseitigkeiten und je zwei Extremen ein richtiges Urteil zu Stande komme.

L. Fr. Zum Schlusse möchte ich Deinen Blick noch auf das politische Treiben in der Gegenwart hinlenken, in welchem dieser Dualismus recht zu Tage tritt. Erinnert nicht z. B. die Geldaristokratie an das Judentum, und wiederum, ist nicht die Socialdemokratie eine Gestalt des Heidentums? Und wie lautet das Urteil, welches von beiden Seiten herkommt? Während die Einen sagen: das Volk trägt genug Heilungskraft in sich; es fehlt ihm nur an Bildung, behaupten die Andern: das Volk ist bildsam genug; es bedarf nur der Heilung. Auf jener Seite wird behauptet, das Volk werde gebildet bei guten Schulkenntnissen dadurch, daß zur Flüssigmachung des nicht hinwegzuschaffenden Gegensatzes zwischen Arm und Reich und zwischen Hoch und Niedrig Jedem durch Eröffnung von Geld-

quellen ermöglicht werde, sein Glück zu machen, und daß Jedem individuelle Freiheit in vollem Maße verstattet werde. Auf der andern Seite wird behauptet, das Volk werde geheilt durch völlige Gleichheit Aller bezüglich ihrer Standes- und Besitzverhältnisse und durch unbedingte Unterwerfung unter alle die Autoritäten, welche als Führer des Volkes auf solche Gleichmachung hinarbeiten und ein rückhaltloses Vertrauen für sich in Anspruch nehmen. — Dagegen behaupten wir, indem wir uns mitten unter diese Parteien stellen: unser Volk, d. h. die große Masse desselben ist weder geheilt noch gebildet, obgleich es ihm weder an Heilmitteln, noch an Bildungsmitteln fehlt. Und weiter verfechten wir eine vierfache Behauptung: 1) Die Ungleichheit der bürgerlichen Standes- und Besitzverhältnisse ist der Gleichheit des innern Sinnes und der Gemeinschaft des Strebens, durch welche die Volkswohlfahrt bedingt ist, nur förderlich; daher müßte das Volk geradezu unheilbar werden, wenn jene Ungleichheit aufgehoben würde; 2) die dem Geldbesitz eröffnete Aussicht auf gesteigerte Macht ist gleichbedeutend mit der Aussicht auf das Vorherrschen der materiellen Interessen, auf Niederwerfung alles rein geistigen Strebens; 3) nicht jede menschliche Autorität, sondern nur diejenige hat gegründetes Recht und ausreichende Macht, auf Ueberzeugung und Gesinnung Andrer heilend einzuwirken, welche sich selbst ungeteilt der Autorität des göttlichen Wortes unterstellt hat; 4) die Einschränkung der individuellen Freiheit durch heilige und geheiligte Ordnungen steht der innern Freiheit des Geistes nicht im Wege; vielmehr werden auch die Gewaltversuche fremder Willkür, zu welchen die individuelle Freiheit hinführt, nur durch die Freiheit des Geistes überwunden. Was wäre nun aber das sittliche Urteil, wenn es sich nicht geltend machen ließe? Wer zur Geltendmachung desselben in Wahrheit beitragen will, der muß eben zugleich und in gleichem Maße gebildet und geheilt sein. Daß er aber beides ist, wird er nicht beweisen können, wenn ihm nicht drei Tugenden besonders eigen sind, welche Lotz (in der Zeitschrift: Beweis des Glaubens 1868 S. 83) aufzählt, und welche heißen 1) „der Mut der Ueberzeugung“ (entsprechend dem christlichen Glauben), 2) „die Sophrosyne, die Besonnen-

heit, das Maßhalten, das Insichgefaßtsein" (entsprechend der christlichen Hoffnung), 3) „die Liebe gegen die Feinde."

Noch dürfte hier der Unterschied hervorgehoben werden, welcher zwischen dem religiös-sittlichen Urteil und der öffentlichen Meinung besteht, für welche vorausgesetzt ist, daß der Volksgeist irgendwie in Beurteilung einer Sache mit sich einig ist; doch es genügt, darauf hinzuweisen, daß ohne Geltendmachung des auf Gültigkeit Anspruch machenden religiös-sittlichen Urteils die öffentliche Meinung, welcher nur Geltung, nicht auch Gültigkeit zukommt, vor Irrungen und Schwankungen nicht bewahrt werden kann, daß der Ausspruch vox populi vox Dei nicht mißdeutet werden darf; daß die öffentliche Meinung sich zum sittlichen Urteil verhält, wie das Collectivbewußtsein zum Menschheitsbewußtsein, daß, wie Erdmann (a. a. O. S. 241) sagt, „die Verwechslung dieses Bewußtseins mit jenem in der Praxis zu sehr gefährlichen Irrtümern geführt hat", daß beispielsweise, „obgleich Rousseau davor gewarnt hat, die volonté générale mit der volonté de tous zu verwechseln, doch gerade er zu dieser Verwechslung sehr häufig Veranlassung gegeben hat, so daß mit durch ihn die wahre Bedeutung des Wortes „„allgemeiner Wille"" vergessen ward, an welche Kant erinnert, wenn er sagt: Nicht was Alle wollen, ist der allgemeine Wille, sondern was alle Vernünftigen wollen sollen"; endlich daß das Heidentum, welches ein vollkommen sittliches Urteil nicht erzeugen konnte, doch (wie Nägelsbach, homerische Theologie, S. 293 sagt) zur Zeit des Homer an der öffentlichen Meinung, welche dieser Dichter die Nemesis der Menschen nennt, einen „positiven Antrieb zum Guten" hatte. — So laß uns denn, l. Fr., zur Erziehung durch Verbreitung von Licht auch um deßwillen das Unsrige beitragen, damit dem Volksgeiste gedient werde, bis endlich, nachdem auch Andere ihm gedient haben, der absolute Träger des sittlichen Urteils das liebliche Schauspiel bereiten wird, daß Gerechtigkeit und Frieden einander küssen. Gehab Dich wohl!

V. Das Idealprincip.

L. Fr. Du nötigst mich, noch einmal auf Diekmanns gedruckten Vortrag (über den biblischen Geschichtsunterricht) zurückzukommen, indem Du auch noch über die dort aufgestellte Forderung, daß der biblische Geschichtsunterricht mit den Wundererzählungen brechen solle, mein Urteil hören möchtest. —

Ich bin mit Dir schon darum nicht geneigt, dieser Forderung Folge zu leisten, weil dieselbe bisher nur von Rationalisten und Pantheisten (denn die Atheisten beschäftigen sich ja überhaupt nicht mit der hl. Geschichte) aufgestellt worden ist, und weil, wer Diekmanns Vortrag aufmerksam gelesen hat, annehmen muß, daß dem Verfasser für die Behandlung der biblischen Geschichte die (von ihm mit Sentimentalität verwechselte) Kindeseinfalt abgeht, die doch Wurzel und Krone der Erkenntniß und Erfahrung ist. Indeß wir wollen hören, wie er seine Forderung begründet. Er sagt (S. 9): „Diese Anschauung der Welt" „als eines von einer ewigen Weisheit beherrschten Kosmos muß auf unheilvolle Weise verwirrt und gestört werden, wenn in der biblischen Geschichte den Kindern ein Feld eröffnet wird, wo ganz andere Gesetze des Geschehens gelten, als in der übrigen Welt; wo die dem Kinde bekannte Wechselwirkung von Ursache und Wirkung aufgehoben ist; wo vieles, was nach den Gesetzen der Natur, die das Kind kennt, nicht möglich, ja gegen dieselben ist, durch die Wirkung einer übernatürlichen Macht zu Stande kommt; wo mit einem Wort das Wunder seine Heimat hat." Weiter sagt er (S. 10 f.): Bei der Annahme von Wundern und bei den Wundererzählungen „gibt es keine feste Regel mehr für irgend Etwas; es ist Alles unsicher und schwankend geworden". (Aehnlich erklärte sich der Jude David gegen Basilius, bevor er durch eine überführende Thatsache eine bessere Einsicht gewann). „Es darf kein Zwiespalt in die Weltanschauung des Kindes gebracht werden durch die Versicherung, daß in dem gesetzmäßigen Verlauf der Welt auch Ausnahmen von der Regel vorkommen können. Es darf nicht die Vorstellung des höchsten Wesens als eines Gottes der Ordnung von vorn herein dadurch unmöglich gemacht werden,

daß die Kinder einen Gott kennen lernen, der wohl die Welt mit Allem, was in ihr ist, auch ihre Ordnungen und Gesetze geschaffen hat, aber gelegentlich seine eigenen Gesetze wieder aufhebt.“ „Bei den Wundererscheinungen liegt keine natürliche Ursache zu Grunde, und das Kind lernt geradezu, daß ihm die Weise, auf welche dieselben zu Stande gekommen sind, aus dem Grunde ein Rätsel bleiben muß, weil sie gegen die Vernunft sind, — und da haben wir denn den Zwiespalt in der Weltanschauung.“

Der Verfasser ist offenbar in dem Wahne, daß auf seinem Standpunkt gelungen sei, was noch keiner Form des Idealismus gelungen ist, nämlich die herrschende dualistische Weltansicht zu verdrängen, wonach Körper und Geist, Materielles und Ideelles, Gebundenheit und Freiheit, Gesetz und Wunder als generisch verschiedene Dinge nicht nur aufgefaßt werden, sondern auch in ihrer realen Wechselbeziehung als einander fordernd zu betrachten sind. Warum will er die Kinder nicht über Gott, sofern Er Wunder thut, belehrt wissen? Weil er selbst nicht das Geschehensein von Wundern und ihr Geschehenkönnen glaubt. Wie sollte er es auch glauben, da seine Anschauung den immateriellen Geist verleugnet und nur eine absolute Geistigkeit des Christengottes, ein Abstraktum anerkennt, welches Jesus von Nazaret als „religiöser Genius“ verkündigt habe? Und wie sollte er seinen Standpunkt verlassen, so lange er das Verdienst des Idealismus nicht kennt, welches darin besteht, daß er nicht nur diese Art von Anschauungen, wie Jemand richtig gesagt, „mit siegreichen Waffen bekämpft hat,“ sondern auch „die Natur, wie das Leben von einem höheren Gesichtspunkt aus hat betrachten lehren.“

L. Fr. Wir haben hier offenbar ein Zweifaches in Betracht zu ziehen: 1) die richtige Stellung des Pädagogen zu den höchsten Fragen des Lebens; 2) das geistige Bedürfniß der Kinder, die wir zu erziehen haben. Ist jene Stellung eine falsche, so bleibt dieses Bedürfniß wesentlich unbefriedigt, wie denn auch die rechte Gesinnung ohne die richtige Ueberzeugung keinen festbleibenden Halt hat. —

Bei der richtigen Ueberzeugung handelt es sich um Wahrheit, „um die reine Wahrheit der Geschichte", welche zu wissen Rhabanus Maurus, der primus praeceptor Germaniae, zu den 9 Erfordernissen der Bildung als das zweite rechnete (s. Schmid's Päd. Handbuch I. S. 1313). Ich will daran anknüpfen, daß Diekmann Gott einen Gott der Ordnung nennt, was entschieden christlich klingt. Alles Ordnen setzt entweder eine Unordnung oder eine falsche, weil einseitige Ordnung voraus, und der Ordnung der Dinge muß ein geordnetes Denken (nicht blos Denkgewandtheit, sondern vor Allem Denkgründlichkeit) entsprechen. Wie nun das Denken auf dem Wollen beruht, so beruht die Natur der Dinge auf ihrer Geschichte, das veränderliche Sein in dem Raum auf dem endlichen Werden in der Zeit. Alles, was an Raum und Zeit gebunden ist und in Mannigfaltigkeit (= Vielheit und Verschiedenheit) zur Erscheinung kommt, hat eine Wirklichkeit und wird das All genannt. Weil nun dem wirklichen Sein ein Werden vorausgeht, und Natürlich-Wirkliches als Nichtgewirktes undenkbar ist, darum muß das All einen Urheber haben. Keine Erklärung der Weltentstehung befriedigt gleicherweise die Vernunft und das Gemüt so, wie die biblische, nach welcher Gott durch Sein Wort das All erschaffen hat. Das Schöpferwort als Ausdruck des göttlichen Willens begründet die Wirklichkeit und wird durch diese Begründung als Ausdruck des göttlichen Gedankens zur Wahrheit, womit gesagt sein soll, daß Gottes Wort die Wirklichkeit umschließt. Das Wirkliche ist aber nicht blos durch Kraftäußerung entstanden, sondern auch durch Kraftmitteilung; es ist nicht nur eine Materie, sondern auch Leben entstanden, eine lebendige Wirklichkeit, welche, wie von Gottes Wort, so auch von Gottes Geist umgeben ist, nicht nur eine Ordnung der Dinge durch Zahl, Maß und Gewicht mit einer Mannigfaltigkeit von Mechanismen, sondern auch eine Bewegung der Dinge durch Anziehung, Trieb und Widerstand mit einer Mannigfaltigkeit von Dynamismen. Dazu kommt eine Verinnerlichung der mitgeteilten Kraft: es wird nicht nur Leben hervorgerufen, sondern auch für das Leben Licht, somit eine zweite Art von Bewegung, weil Licht der Natur und des

Geistes nichts Anderes ist, als Vibration des natürlichen und geistigen Aethers (nach der Undulationstheorie). Des Lichtes bedarf die lebendige Wirklichkeit, damit sie, umringt zugleich von der göttlichen Liebe, selbst wieder Kraft mitteile, somit selbst wirksam werde, durch seine Scheidekraft gestaltend, durch seine Wärmekraft aufrichtend wirke. So erst tritt der Unterschied hervor zwischen Wesen und Erscheinung; denn diese verhalten sich zu einander, wie innere und äußere Bewegung: die Anziehung wird abhängig von der Gesetzlichkeit, der Trieb von der Freiheit, der Widerstand von der Gleichmäßigkeit und jeder Dynamismus von einem entsprechenden Organismus. Der höchste von allen entstandenen Organismen, der Mensch, ist geschaffen zur Gemeinschaft und Aehnlichkeit dessen, der die Liebe selbst ist; die Natur dieses Organismus aber hängt zusammen mit der Natur der Dinge, sowie seine Geschichte in den Wechsel der ihn umgebenden Phänomene verflochten ist. Daher gibt es für ihn eine Gesetzlichkeit nicht nur des Sollens, sondern auch des Müssens, eine Freiheit nicht nur des Wählens, sondern auch des Dürfens, und eine Festigkeit nicht nur des Bedingtseins, sondern auch des Abhängigseins. Nun kommt es aber auch auf sein Verhalten zum Sollen, auf seine Entscheidung im Wählen und auf seine Stellung zum Bedingtsein an, wenn gefragt wird, wie sich die absolute Liebe zu ihm verhalten soll, ob sie sein Denken und Wissen und Können über Chaos und Unbestand und sein Begehren und Wählen und Wollen über Schicksal und Zufall erheben soll oder nicht. Es liegt in der Natur der Liebe, daß sie überall auf Einigung abzielt, und daß sie sich selbst mit dem einigt, der, wie zur Gemeinschaft, so auch zur Verähnlichung mit ihr geschaffen ist; wie sollte sich sonst ihr Ratschluß in dem Sittengesetz und der Weissagung und ihre Wunderthätigkeit in der Gebetserhörung und der Siegeskraft des Glaubens erklären? — denn der göttliche Ratschluß hat in der planmachenden und vorschriftgebenden Liebe Gottes ihren Grund, und die Möglichkeit der göttlichen Wunderthätigkeit liegt in der Freiheit und Festigkeit der göttlichen Liebe.

L. Fr. Hier sind wir an dem Punkt angelangt, wo wir wieder an Diekmann erinnert werden. Plan und Vor-

schrift wollen wir mit dem einen Wort „Gesetz“ bezeichnen; daher schreiben wir der göttlichen Liebe einerseits ein gesetzliches Wirken, andrerseits eine Wunderthätigkeit zu. Nach der Innenseite ist jenes erforschlich, diese unerforschlich, nach der Außenseite jenes begreiflich, diese unbegreiflich. Was zunächst die Gesetzlichkeit betrifft, so „bringen die Naturgesetze eine unabänderliche Notwendigkeit, ein Müssen mit sich; die praktische Vernunft, welche sich mit der Sittlichkeit, der Zweckmäßigkeit und dem Recht befaßt, steht unter dem Gesetz des Sollens;“ die Gesetze der theoretischen Vernunft (Denkgesetze) enthalten teils ein Müssen, teils ein Sollen, stehen sonach unter allen Gesetzen in der Mitte. Wie die Denkthätigkeit an ihre eigenen Gesetze gebunden ist, so bildet die Gesetzlichkeit der Dinge und ihrer Zustände die Peripherie, innerhalb deren das Denken sich bewegt. Was jenseits dieser Peripherie liegt, bildet die Grenze des Denkens. Hingegen die Freiheit und Festigkeit eines über dem Begreiflichen und Erforschlichen erhabenen Seins ist die ins Unabsehbare hineinreichende geistige Atmosphäre, die das Gebiet der Gesetzlichkeit umgibt und an der göttlichen Liebe ihr Centrum hat, welches sich zum Herzen des Menschen verhält, wie das Sonnenlicht zum Augenlicht. Nicht die Gesetzlichkeit oder Ordnungsgemäßheit kann aufgehoben werden, wohl aber was gesetzt oder geordnet ist; denn dann tritt Anderes ein, dem Gesetzlichkeit zukommt. Die Ordnung wird von Gottes Seite verändert, darum aber nicht verletzt. Ist dieses Andere, welches eintritt, ungleichartig — was auf ein richterliches Verhalten Gottes zurückzuführen ist —, so tritt an die Stelle eines niederen Gesetzes ein höheres oder umgekehrt; wie es denn auch eine Bewegung gibt von niederen Ordnungen zu höheren und von höheren zu niederen. Faßt man freilich das Wunder als eine Aktion wider die Natur, so folgt, wie Vilmar (Past. theol. Bl. IV S. 65) sagt, „daß in jedem Wunder zwei Wunder enthalten sein müssen, das der Suspension und der Restitution der Naturgesetze.“ „Ein solches Auseinanderbrechen und Wiedereinrichten ruft mit Notwendigkeit den Vorwurf hervor, man schreibe hiemit Gott eine Schöpfung zu, welche unvollkommen sei und der Nachhilfe bedürfe.“ Das

ist „eine roh mechanische Auffassung.“ Unter der Vertauschung der Gesetze bleibt die Gesetzlichkeit bestehen. Der Setzende und Aendernde steht aber nicht, wie das Gesetzte und Geänderte, unter der Gesetzlichkeit und Veränderlichkeit, sondern über derselben; Er ist frei, indem Er als Herrscher überall, wo Er will, Ruhe herstellt, und ist unwandelbar, indem Er als Regent Alles in Bewegung setzt, und ist beides, d. h. mit sich einig, indem Er als Richter über jede falsche Ruhe und falsche Bewegung endgültig entscheidet und überall ein Gleichgewicht herstellt. (Zur Ruhe bringen heißt Setzen und Abhängigmachen, Bewegung geschieht durch Hebung und Erregung, Gericht wird gehalten durch Aufdeckung des bloßen Scheins und Entgegensetzung dessen, was nicht zusammengehört). Auch ist Gottes Freiheit keine Willkür, Seine Unwandelbarkeit keine Starrheit, Seine Einheit keine Unterschiedslosigkeit; denn es ist die Liebe, welche frei, unwandelbar und mit sich einig ist. In Seiner Freiheit erschafft Er Alles, indem Er einen Grund legt und baut; und was Er erschafft, das ordnet Er durch Gesetze nach Seiner Weisheit. In Seiner Unwandelbarkeit erzeugt Er Alles, indem Er Keime bildet und entwickelt; und was Er erzeugt, das regiert Er nach Gesetzen in Seiner Heiligkeit. In Seiner Einheit erhält Er Alles aufrecht, indem Er der Zerstörung wehrt (gegen Verminderung und Verkehrung schützend eingreift) und das Wohlsein fördert (zur Vermehrung und Verwandlung segnend wirksam ist); und was Er aufrecht erhält, das richtet Er nach Gesetzen und durch Gesetze, d. h. mit Seiner Wahrheit und Gerechtigkeit. Damit soll aber nicht behauptet werden, „daß das Wunder in einer Aktion bestehe, deren Ursache übernatürlich, deren Wirksamkeit jedoch natürlich sei.“ „Man kann sämmtliche Naturerscheinungen von der Weltschöpfung an bis herab auf das Keimen des Samenkorns als Wunder bezeichnen.“ Sie alle geschehen „non contra naturae legem, sed praeter naturae vim.“ „Aber damit bringt man doch nicht eine irgend durchgreifende Unterscheidung zwischen den Naturprozessen und den in der hl. Schrift erzählten Begebenheiten von außerordentlicher Beschaffenheit zu Stande“ (Vilmar a. a. O.)

Wie im Naturgebiet überall neben der Gesetzlichkeit die Wunderthätigkeit Gottes sich vorfindet oder einfindet, so auch im Gebiet des Geistes: auch hier, z. B. dem Sittengesetz gegenüber, macht sich das Wunder geltend, z. B. das Wunder der Erlösung und Versöhnung. Ueberall hat die Gesetzlichkeit ihr Complement an der mächtigen Freiheit und freien Macht des Gesetzgebers. Aber eben schon darum, weil der in Seiner Freiheit mächtige Gott kein anderer, als der gesetzgebende und über den Gesetzen waltende ist, kann auch zwischen Seinem Schalten und Seinem Walten, zwischen Seiner Wunderthätigkeit und der Herrschaft Seiner Gesetze kein Widerspruch sein. Man kann mit Leibnitz und Bonnet die Wunder, die den Naturgesetzen gegenüber eintreten, „aus einer göttlichen Präformation der Natur" erklären, „nach welcher Gott bei der Weltschöpfung die Reihen der Ursachen und Wirkungen so geordnet hat", daß Seine Wunderthätigkeit im Laufe der Geschichte ohne Störung der natürlichen Gesetzlichkeit geschehen konnte. Aber eine Erklärung dieser Art ist gar nicht nötig, wenn man erwägt, daß es eine unsichtbare, ewige Welt gibt, die nicht weit zu suchen ist, daß Gott allem Geschaffenen und alles Geschaffene Ihm gegenwärtig ist, daß das Sichtbare oder Zeitliche, wie im Großen, so im Kleinen von dem Unsichtbaren oder Ewigen abhängig ist und getragen wird, und daß man daher ganz und gar keinen Grund zu fragen hat, ob neben der natürlichen Gesetzlichkeit noch Raum sei für ein in die Natur und in die Menschenwelt eingreifendes Wunder oder nicht, da doch in beiden Gebieten Raum war für das Eindringen der Feindschaft (der Eitelkeit und des Todes, der der letzte Feind heißt), gegen deren Wirksamkeit und Erscheinung das Wunder gerichtet ist. Weil in der hl. Schrift das concentrische Gesetz und die excentrische Feindschaft immer irgendwie zu einander in Beziehung treten, so dürfte bei der Bestimmung des Wunderbegriffs nicht bloß auf das Gesetz, sondern auch auf die Feindschaft der Blick zu richten sein; ebenso dürfte auch der Schule die Wechselbeziehung zwischen dem Gesetz und der Feindschaft nicht fremd bleiben. Göttliche Wunder geschehen für die Gesetzlichkeit und wider die Feindschaft.

Wie reimt sich nun mit dieser Erklärung die Forderung Diekmann's, daß im biblischen Geschichtsunterricht mit den Wundererzählungen gebrochen werden solle? Ich will nicht fragen, was statt dessen geschehen soll in einem Unterricht, dessen Stoff so beschaffen ist, daß man allenthalben nicht blos Gesetzen begegnet, sondern auch auf Wunder stößt. Ich will vielmehr zunächst darauf hinweisen, daß es ganz und gar nicht gleichgültig ist, ob man die Existenz von Wundern annimmt oder leugnet und bestreitet, so wenig gleichgültig, als ob man die Gesetze respektirt oder sich über sie hinwegsetzt, und als ob man der Feindschaft freien Lauf läßt oder ihr entgegentritt. Was hilfts, den lebendigen Gott zu leugnen, wenn derselbe uns jeden Augenblick beikommen kann, die wir keinen Augenblick ohne Ihn existiren können? Was hilfts, Seine Wunder oder Seine Gesetze zu leugnen, wenn man durch Mangel an Gottvertrauen oder durch Ungehorsam gegen Gott sich selber schadet? Denn wie das die gefährlichste Stufe des Ungehorsams ist, daß man bei der Annahme von Wundern die göttlichen Gesetze leugnet, so ist das die gefährlichste Stufe des Mangels an Vertrauen, daß man bei der Anerkennung der Gesetze die göttlichen Wunder leugnet. Im Gesetze ist nämlich die Forderung des Gehorsams die allgemeine und die des Vertrauens die besondere Forderung; umgekehrt fordert das Wunder im Allgemeinen Vertrauen, im Besondern Gehorsam.

Mit diesem Verhältnisse hängt zusammen, daß das Vertrauen, welchem eine selbständige Kraft verliehen ist, nur im Bunde mit dem Gehorsam einen vollen Wert, und der Gehorsam, welchem ein selbständiger Wert zukommt, nur im Bunde mit dem Vertrauen die nötige Kraft hat, so daß der Wert des Vertrauens sinkt, wenn der Gehorsam aufhört, und die Kraft des Gehorsams abnimmt, wenn das Vertrauen hinfällt. Das Dringen nun auf ehrfurchtsvolle Anerkennung nicht nur der göttlichen Gesetze, sondern auch der Wunderthätigkeit Gottes unter Hinweisung sowohl auf Gottes Wege, als auf Seine Gedanken und mit der Absicht, Vertrauen zu wecken und Gehorsam zu pflanzen: dieß sollte dem Bedürfnisse der Kinder nicht entsprechen? Ist nicht dem kindlichen Gemüte die Einfalt

eigen, und der kindlichen Vernunft der Sinn für Gerechtigkeit? Und nun soll der kindliche Geist nur den Gesetzen gehorchen, nicht das kindliche Herz auch der wunderthätigen Liebe Gottes vertrauen lernen? Das sei ferne! Und welche Folgen würden daraus erwachsen? Dann dürfte auch nur nach dem Wissen gefragt werden und nicht vorerst nach dem Glauben, und es wäre nicht wahr, was Jemand gesagt hat, daß es kein Wissen gebe, dem nicht ein Glauben zu Grund läge, und daß es keinen Glauben gebe, der nicht den Trieb und die Kraft hätte, sich zum Wissen zu entfalten. Auch dürfte dann nur der Verstand nachahmend, nicht zugleich das Herz bewundernd sich verhalten; desgleichen dürfte nur das Gemüt mit Mut gegenüber den Versuchungen, nicht auch das Gewissen mit Gottesfurcht erfüllt werden: denn wie der Charakter verhüten muß, daß der Verstand Dinge nachahme, welche von falscher Gesetzlichkeit getragen werden, so muß auch der Geist verhüten, daß das Herz Dinge bewundere, welche keineswegs von der wunderthätigen Liebe herstammen. Auch bedarf die Einfalt zu ihrer Befestigung der Weisheit, deren Anfang eben die Gottesfurcht ist, sowie der kindliche Sinn für Gerechtigkeit durch den Glauben an eine vorhandene Gerechtigkeit geschützt werden muß, dessen Anfang eben das Ermutigtsein für das Gute ist. Und was wäre auch eine Nachahmung ohne Bewunderung, eine Ermutigung zum Guten ohne Gottesfurcht, ein Sinn für Gerechtigkeit ohne Einfalt? Was wäre der Verstand ohne das Herz, das Gemüt ohne das Gewissen? Was wäre das bildend wirkende Licht, aus welchem die Gesetze stammen, ohne die heilend wirkende Wärme der Liebe, welche Wunder thut? — Gehen wir näher ein auf das geistige Bedürfniß der Kinder, so lernen die Kinder das eigentliche Begehren erst durch das Genießen, das eigentliche Wollen erst durch das Wählen, das eigentliche Denken erst durch das Sprechen, das eigentliche Schaffen erst durch das Probiren. Weiter finden wir, daß, wie dem rechten Fleiße der nachahmende Gestaltungstrieb zu Grunde liegt, so auch das rechte Aufmerken, welches sowohl ein Vernehmen-wollen, als ein Beobachten ist, auf dem bewundernden Wissensdrang beruht; dann daß das rechte sympathische und antipathische Streben (das

Begehren des Guten und Schönen und Verabscheuen des Bösen und Häßlichen) erst mit der vorstellenden Denkthätigkeit (s. Schmid, päd. Handbuch II, S. 1250 und Erdmann, psychologische Briefe S. 339) hervorgerufen wird; dann folgt die Willensentschlossenheit für das Wahre und Gute gegenüber dem schließenden (teils begründenden, teils folgernden) Denken; endlich gibt es 4) noch einen Fortschritt, welcher ist die fröhliche Willensunterwerfung unter das Wahre und Gute gegenüber dem durch Ueberlegung (Entgegensetzung) und Vergleichung ordnenden Nachdenken. Dieser ganze Gang wäre aber gar nicht möglich, wenn es nicht einen objektiven Dualismus gäbe zwischen der Gesetzlichkeit und der Freiheit, zwischen der Gesetzlichkeit des Seins und Nichtseins, des Werdens und Vergehens, einerseits und der Freiheit des absoluten Denkens und Wollens andrerseits. Und wie könnte es einen unerschöpflichen Reichtum des Geistes und des Lebens geben ohne diesen Dualismus, auf welchem die mannigfaltigsten Wechselbeziehungen im Denken und im Sein beruhen?

Doch es handelt sich hier nicht blos von der Existenz und Notwendigkeit der göttlichen Wunderthätigkeit, sondern auch von den Folgen der Leugnung derselben. Wie die Zauberei es ist, welche sich auf Wunder stützt und über Gesetze sich hinwegsetzt, so ist es irgend eine Gestalt von Abgötterei, welche sich immer nur auf Gesetze beruft und von Wundern nichts wissen mag, z. B. die Abgötterei, die darin besteht, daß man sich nicht auf den HErrn im Himmel, sondern auf seinen eigenen Verstand, somit auf sein eigenes Denken, Wissen und Können verläßt. — Fassen wir zuerst das Wissen ins Auge. Wer sich auf sein Wissen verläßt, dem kommt es vor Allem auf die Quantität des Wissens an. Dieß erinnert an Herodots Vergleichung der Perser mit den Hellenen, bei welcher er einen Hauptunterschied darin findet, daß bei Jenen das Viele die höchste Geltung habe. Wie verkehrt dieß aber ist, zeigt die richtige Erklärung des sprichwörtlich gewordenen Wortes, welches Friedrich von Logau gesagt hat: „Nicht das viele Wissen thut's, sondern wissen etwas Gut's.“ Ist denn nicht das Wissen eines jeden wissenswürdigen Gegenstandes etwas Gutes? An sich

nicht; an sich ist das Wissen des Wissenswürdigen weder gut, noch böse; sondern es wird erst dadurch gut, daß es durch die Demut in den Dienst des Guten gestellt und somit nicht vorübergehend, sondern dauernd, d. h. nicht zu blos niedern Zwecken, sondern hauptsächlich zur Befruchtung des Geistes verwertet wird. Durch den Dünkel wird das, was einen großen Wert haben könnte, zu etwas Geringfügigem herabgesetzt; dem entspricht, daß Jedermann das Wissen eines Hochmütigen geringschätzt. Etwas Gutes wissen in dem Sinne, wie es Friedrich von Logau gemeint hat, heißt also nicht schlechthin: etwas Wissenswürdiges wissen, sondern etwas Wissenswürdiges in Demut wissen. Nun möchte man zwar weiter sagen, viel Gehaltvolles in Demut wissen, sei doch immerhin besser, als wenig desselben in Demut wissen: aber die Demut selbst verlangt nicht nach einem solchen Wissensreichtum, bei welchem sie gefährdet wird und die Liebe zu kurz kommt, sondern nach einer solchen Fülle von Liebe, bei welcher sie geschützt ist und ein Uebermaß des Wissens nicht erstrebt wird. — Aehnlich verhält es sich mit dem Denken des Denkwürdigen. Nicht das Vielerlei des Gedachten, sondern ein besonnenes Denken thut's. Dort geht es nicht ohne Zerstreuung ab, sei es, daß die Versuchung dazu von außen, oder von innen kommt; hier dagegen ist Sammlung des Geistes nötig. Der Unterschied zwischen dem Denken und dem Wissen besteht in dieser Hinsicht darin, daß hier das Maßgebende nicht die Demut, sondern die Sanftmut ist. Ohne Sanftmut behauptet sich weder ein tiefes, noch ein klares Denken. Ein Zorniger denkt ganz anders, als ein Sanftmütiger, weil dieser die Dinge anders ansieht und tiefer auf den Grund blickt, als jener. — Endlich auch vom Können läßt sich sagen: Nicht das viele Können (in der Vielgeschäftigkeit) und das Vielerlei des Könnens (die umfangsreiche Befähigung der Tausendkünstler) thut's, sondern können etwas Gut's. Das beste Können besteht darin, daß man, um auf den rechten Weg zu kommen oder auf dem rechten Weg zu bleiben, die etwa entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuheben und ein gutes Werk dauerhaft anzulegen und zu vollbringen vermag: da lobt das Werk den Meister, und

da lohnt das Ziel den Wanderer. Zu Beidem aber gehört Mut und Geduld. Besonders bei geringen Mitteln und im Gefühl der Schwachheit gilt es, mutig, desgleichen auf schwierigem Wege und im Gefühl der Ohnmacht, geduldig zu sein. „Das Gefühl eigner Hülflosigkeit ist zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen“, sagt Matthias Claudius.

Fassen wir nun den Mut und die Geduld des Charakters mit der Demut des Herzens und der Sanftmut des Gewissens zusammen, so finden wir, daß diesen Aeußerungsweisen des sittlichen Lebens eine Aeußerungsweise des religiösen Geistes gemeinsam ist, nämlich das Vertrauen. Von der Richtung des Vertrauens (ob auf den Schöpfer oder auf ein Geschöpf und auf das eigene Denken, Wissen und Können), hängt die rechte oder unrechte Beschaffenheit jener Aeußerungsweisen des sittlichen Lebens ab: hinfällig wird irgend einmal der Mut und die Geduld, und es sinkt früher oder später die Demut und Sanftmut, wenn das Vertrauen kein Vertrauen gegen den wahren lebendigen Gott ist, der sich als die allmächtige, freie Liebe offenbart. — Gottes Liebe ist aber nicht nur allmächtig, sondern auch allweise, und nicht nur frei, sondern auch heilig. Sofern sie allweise und heilig ist, thut sie nicht zuerst Wunder, sondern gibt zuerst Gesetze und hält dieselben aufrecht. Hier werden wir wieder erinnert an den Gegenpol des Vertrauens, an den Gehorsam. Und nun sagen wir weiter: Wie man nicht auf das eigene Denken, Wissen und Können sich verlassen soll, sondern auf den Schöpfer, so soll man nicht unbedachtsam begehren, wählen und wollen, sondern Gott gehorchen (vgl. Schmids Päd. Handbuch II, S. 1251 f.) Wie der den Wert des sittlichen Denkens, Wissens und Könnens herabsetzt, der darauf vertraut, so setzt der die Macht des rechtlichen Begehrens, Wählens und Wollens herab, der demselben eine Herrschaft über sich einräumt. Wie dann aus der Herabsetzung des Wahren eine Steigerung des Falschen entsteht, so aus der Herabsetzung des Guten eine Steigerung des Bösen: so wird aus dem physisch berechtigten Begehren durch Hinwegsetzung über die Grenze des Bedürfnisses eine böse Begier, aus dem

psychisch berechtigten Wählen durch Hinwegsetzung über die Schranke des Erlaubten eine Willkür, aus dem pneumatisch berechtigten Wollen durch Hinwegsetzung über das Gebundensein an einen höheren Willen ein Unwille und Widerwille. Um des Guten willen soll man sich des Angenehmen enthalten, um des Bessern willen dem zeitlichen Nutzen entsagen, um des Besten willen auf eigene Ehre und Gewalt verzichten, wenn das Sittengesetz es erfordert. Demnach bewährt sich der Gehorsam durch Selbstverleugnung und Opferwilligkeit.

Es bedarf keines Beweises, daß die Bildung des Willens in Verbindung mit der Uebung des Könnens der Mittelpunkt der Pädagogie ist. Wie auf der Seite des Könnens das Denken und Wissen, so steht auf der Seite des Wollens das Wählen und Begehren, und während das Können vom Vertrauen seinen Ausgang nimmt, muß das Wollen zum Gehorsam fortschreiten. Wollen und Können bedingen einander; daher sagt man in dem einen Fall: „ich will, wenn (oder sobald) ich kann“, in dem andern Fall: „ich kann, wenn ich will.“ Doch hängt Wollen und Können nicht von einander ab; daher sagt man auf der einen Seite: „ich will zwar, ich kann aber nicht, weil es die Umstände nicht gestatten“, auf der andern Seite: „ich kann zwar, ich will aber nicht; denn es frommt nicht Alles.“ Wollen und Können schließen sich zusammen in der Liebe; daher fehlt es weder am Können, noch am Wollen da, wo Liebe ist in dem weitern Sinne. Die Liebe ist sowohl der höchste Beweggrund, als die höchste Absicht des Wollens, und sowohl der stärkste Impuls, als der stärkste Zug für das Können. — Auch zwischen dem, was im Zusammenhange mit dem Wollen und Können steht, finden Wechselbeziehungen statt: das Denken stellt sich in den Dienst des Wählens dadurch, daß es zum Prüfen wird, und das Wissen wird zum Erkennen, indem es dem Begehren dient; das Wählen wirkt auf den Gang des Denkens dadurch ein, daß es eine Entscheidung bewirkt, und das Begehren führt dem Wissen neuen Stoff zu dadurch, daß es das Erfahrungmachen (was mehr ist, als Erfahren) vermittelt.

Daß der geistige Organismus des Menschen solchergestalt

angelegt ist auf Gemeinschaft und Verähnlichung mit Gott, der Gesetze gibt und Wunder thut, das beruht auf der freien und gesetzlich waltenden Liebe Gottes selbst. Aber dieses Angelegtsein allein reicht nicht dazu hin, daß der Mensch sein Ziel erreiche: dieselbe Liebe Gottes, welche nicht nur geglaubt und gehofft, sondern auch erwidert sein will, muß auch selbst wirken, was sie fordert, daher verleiht sie dem Menschen auch ihr Wort und ihren Geist. Der Erzieher aber wird, wofern er dieser höchsten Gaben sich selbst erfreut, als Werkzeug der göttlichen Liebe wie in der Belehrung und Aufrichtung, so auch in der Ueberführung und Züchtigung die Liebe walten und wohnen lassen, damit er im Stande sei, Alles teils auf die Liebe Gottes zurückzuführen, teils mit der Liebe Gottes zu vergleichen und auf diesem Wege Liebe gegen den wunderthätigen und gesetzgebenden Gott zu pflanzen, zu wecken, zu befestigen und zu verbreiten. Dieß ist das Idealprincip der Pädagogie. Es freut mich, l. Fr., daß Dir dasselbe nicht fremd ist, daß Du vielmehr mitten in der Uebung stehst. Ich höre z. B., daß Du bei Deinen Zöglingen in sittlicher Beziehung mit dem guten Willen für lieb nimmst, um nicht bösen Willen zu machen, vielmehr den guten Willen zur Lust am Guten zu steigern und dem Können Bahn zu machen; nichts kann in der Erziehung wichtiger sein, als daß der gute Wille da wo er ist, auch erhalten wird. Wie tief beklagt man es, wenn Jemand keinen guten Willen hat, und wie viel würde man darum geben, wenn man ihn da, wo er fehlt, erkaufen könnte! — Auch erinnere ich mich, aus Deinem Mund gehört zu haben, daß, wenn ein Zögling irgend etwas Böses gethan oder geredet hat, Du ihm erklärst, er habe es mit Gott zu thun, er habe damit Gott betrübt, beleidigt, Seine Liebe verachtet und sich derselben unwert gemacht. Das ist ganz Recht. Domini res agitur. Es ist aber auch höchst notwendig, daß die Kinder möglichst früh nicht nur durch Anleitung zum Gebet, sondern auch durch Beleuchtung ihres sittlichen Verhaltens in die Gegenwart des lebendigen Gottes versetzt werden, der die allmächtige und heilige Liebe selbst ist. Ist dann des Erziehers Liebe auch selbst zuvorkommend und, wenn sich auch nur die

geringsten Spuren des Guten finden, dieselben anerkennend, so wird er der ehrenden und dankenden Liebe wenigstens eines großen Teils seiner Zöglinge gewiß sein. Zur zuvorkommenden und anerkennenden Liebe gehört aber notwendig eine strenge Beurteilung seiner selbst, sowie eine milde Beurteilung Anderer. Es hat eine Zeit gegeben, wo man nach außen und innen blickend gleich streng zu urteilen pflegte; in unserer Zeit sind die Gebildeten vorwiegend geneigt, mild zu urteilen nicht nur über Andere, sondern auch über sich selbst. Wo das Denken, Wissen und Können von der Liebe getragen wird, da schätzt man Andere mit Milde ab nach der Billigkeit, oder, wie M. Mäurer sagt: „je mehr Urteil Jemand hat, desto langsamer geht er ans Verurteilen;“ und wo das Begehren, Wählen und Wollen durch die Liebe bestimmt wird, da beurteilt man sich selbst streng nach der Gerechtigkeit. Steht so der Erzieher zu seinen Kindern, so kann der Segen unmöglich ausbleiben. Denn er wird weder ein Tyrann ihnen gegenüber sein, wie diejenigen es sind, welche über sich selbst mild, über Andere hingegen streng urteilen, noch wird er einseitig auf sie einwirken: denn es handelt sich, um der Liebe gegen Gott Eingang zu verschaffen, nicht blos um Unterordnung im Gefühl der Abhängigkeit, auch nicht blos um Selbständigkeit im Gefühl der Freiheit, sondern um Beides. Es ist die Abhängigkeit der Seele, durch welche die Liebe befriedigt wird, und es ist die Freiheit des Geistes, die durch die Liebe gewährleistet wird. Behaupten, daß zwischen jener Abhängigkeit und dieser Freiheit ein Widerspruch bestehe, und behaupten, daß die gesetzgebende heilige Liebe Gottes mit Seiner wunderthätigen freien Liebe sich nicht zusammenreime, ist im Grund genommen einerlei Thorheit. Sie gestaltet sich als Unglaube, der zur Abgötterei geneigt ist, und als Aberglaube, der für die Zauberei empfänglich ist. Hievon sagt Heinroth (in s. Psychologie S. 588): „Die ungläubige Seele ist, was das Herz anlangt, im Zustande der Verhärtung, was den Verstand angeht, im Zustande der Verfinsterung, und was den Willen betrifft, im Zustande der Verstocktheit. Man kann demnach den Unglauben füglich die Selbstverschlossenheit nennen.“ „Der Unglaube ist mit Selbstgenügsamkeit, Dünkel und Stolz

gepaart, wie der Glaube mit Gottesbedürftigkeit, Hingabe und Demut. Das selbstische Herz weist die Regungen des Geistes zurück, die ihm seine" vermeintliche „Selbständigkeit und Freiheit zu rauben drohen. Und um dieß mit Fug und Recht thun zu können, erklärt es diese Regungen für Täuschungen der Einbildungskraft" (d. i. der anschaulichen Imagination im Unterschied von der schaffenden Phantasie) „und ihren Inhalt für Schwärmerei." „Auf solche Weise stößt der Unglaube den Glauben von sich zurück und tritt ihn mit Füßen." — „Der Aberglaube" (S. 592) „ist der von Gott abgefallene Glaube. Die Elemente des Glaubens sind zwar in ihm nicht, wie im Unglauben ertödtet, aber sie ermangeln des Gegenstandes, der den Glauben zum Glauben macht." „Woran hält sich der Aberglaube? Genau genommen weiß der Aberglaube hierüber selbst keine Rechenschaft zu geben, weil er sich gewöhnlich in solchen Seelen einnistet, die nicht über sich selbst ins Klare gekommen sind." „Der Aberglaube haftet und hängt allezeit am Ungöttlichen" „als an einer dunklen Macht." „Diese Macht gestaltet sich ihm in dreifacher Form, je nachdem er sie entweder als ein durchaus Unbestimmtes oder als ein durchaus Bestimmtes oder endlich als ein Bestimmendes festhält. Im ersten Fall entsteht für ihn die Macht des Zufalls oder das Glück, im zweiten die Macht der Notwendigkeit oder das Schicksal, im dritten die dämonische Macht. Alle drei Richtungen hat der Aberglaube der Völker bald einzeln, bald in Verbindung verfolgt." „Den Dämonismus finden wir vorwaltend im Orient, das Fatum bei den Griechen, das Glück bei den Römern." „In der Idee des Dämons sind noch beide Elemente des Geistes, Freiheit, Notwendigkeit, vereinigt; aus der Idee des Schicksals ist das Element der Freiheit herausgefallen, und zuletzt verliert sich auch das Element der Notwendigkeit, und nur der reine Zufall, gleichsam der leere Raum, den die verschwundene Notwendigkeit gelassen, bleibt übrig. Dieses ist die letzte Grenze im Reiche des Aberglaubens; über diese hinaus liegt die öde Wüste des Unglaubens, das reine Gebiet des zerstörenden Princips." „Wo auch dieser letzte Glaubensfaden reißt, da bricht die Vernichtung des Lebens

herein, wie denn zur Zeit des römischen Verfalls der Selbstmord an der Tagesordnung war.“ Dahin, zur Vernichtung des Lebens durch direkte Zerstörung oder durch Entwertung, kommt man, wenn man auf der abschüssigen Bahn sich fortbewegt, deren Ausgangspunkt entweder die Verachtung der Gesetze oder die Leugnung der Wunder ist.

L. Fr. Die Veranlassung zu diesem meinem Briefe war eine Frage, die die biblischen Wundererzählungen betraf: so laß mich auch mit einem Gedanken schließen, der an eine gewisse biblische Wundererzählung erinnert. Die letzte der ägyptischen Plagen wird angekündigt mit folgenden Worten: Der HErr sprach zu Mose: „Ich will noch eine Plage über Pharao und Aegypten kommen lassen; darnach wird er euch von hinnen lassen. Ich will um Mitternacht ausgehen und alle Erstgeburt soll sterben vom ersten Sohne Pharaos bis zum ersten Sohne der Magd, und alle Erstgeburt unter dem Vieh; aber bei allen Kindern Israel soll nicht ein Hund mucken, auf daß ihr erfahret, wie der HErr Aegyptenland und Israel scheide.“ Also in Israel wurde das plötzliche Sterben der männlichen Erstgeburt von Gott verhütet, unter den Aegyptiern hingegen trat es ein. Auch jetzt noch unter uns hat die männliche Erstgeburt eine höchst beachtenswerthe Stellung, sofern man die Wahrnehmung machen kann, daß der erstgeborene Sohn einer Familie, sobald das kritische Alter eintritt, zwar nicht mit der Versuchung zu schlimmerem Abweichen von der richtigen Bahn bedroht erscheint, als die nachgeborenen Kinder, daß aber doch sein sittlicher Vorgang von hoher Bedeutung für seine jüngern Geschwister ist. Ein Vater, dessen Kinderzahl nicht klein und bereits herangewachsen war, wurde einmal von einem Gaste gefragt, auf welche Weise es ihm gelungen sei, alle seine Kinder so gut zu erziehen, daß Jedermann an ihnen seine Freude habe. Er gab zur Antwort: „Alle meine Kraft und Sorgfalt in der Erziehung habe ich auf meinen erstgeborenen Sohn verwendet in der Hoffnung, daß seine Geschwister ihm als einem Leithammel nachfolgen und dann sich leichter, als jener erziehen lassen würden; und ich habe mich nicht getäuscht.“ Freilich fehlte diesem Vater

auch nicht eine wenigstens in der Regel unerläßliche Hauptbedingung zu solchem guten Erfolg, nämlich die, daß die Mutter seiner Kinder bis über das kritische Alter derselben am Leben erhalten blieb. Demnach gilt Juvenals Wort „Maxima puero debetur reverentia" ganz besonders von den erstgeborenen Söhnen mit Einschluß der einzigen Söhne; und es darf eine Familie sich zum Lande Gosen gehörig betrachten, wenn ihr erstgeborener Sohn vor dem geistlichen Tod bewahrt oder wenigstens noch rechtzeitig herumgeholt wird. Dagegen welche Verderbensflut muß über ein ganzes Volk hereinbrechen, in dessen meisten Häusern Trauer über einen solchen Todten herrscht, wenn derselbe auch nicht gerade dem (erstgeborenen) Kain gleicht! Daher muß Verhütung auf Grund geschehener Heilung und Umbildung unsere Loosung sein. Mit dem bloßen Verbieten, z. B. „mit dem Verbot leerer und schädlicher Vergnügungen, ist es nicht gethan. Nur wenn die Seele", wie Wiese (in seiner Schrift über weibliche Erziehung und Bildung S. 61) sagt, „eine höhere Schönheit liebgewonnen und sich von der einigen Sonne des geistigen Himmels hat bescheinen und erwärmen lassen, so erbleichen die Lichter dieser Welt." Dagegen ein Leben voll unversüßten Herzeleids ist zugleich im höchsten Grad prosaisch, unpoetisch. Da steht man unter der Macht des Wunders, ohne es als von dem lebendigen Gott herkommend so anzuerkennen, daß man sich darunter beugt, eine lebendige Hoffnung gewinnt und das Leben über die dürre Prosa erhoben werden läßt. Also nicht blos eine rein religiöse Frage beschäftigt uns hier, sondern es ist zugleich das Interesse an der ästhetischen Bildung und an der Erhebung der Seele über die Prosa des Lebens, welches fordert, daß mit den biblischen Wundererzählungen in der Schule um keinen Preis gebrochen werden darf. Wer nicht Wunder glaubt oder wenigstens gegen die biblischen Wundererzählungen einen Widerwillen hat, in dem und um den herum muß es recht prosaisch aussehen. Und nun soll den Kindern, deren Familienleben vielleicht zum größten Teil seinen Reiz verloren oder niemals einen Reiz gehabt hat, auch nicht einmal in der Schule geholfen werden, daß sie „Ruhe und Frieden, Schutz und Schatten, Erquickung und Trost"

suchen und finden? Was wäre das für eine Schule, in welcher die zur Erhebung und Anregung von „Geist und Herz" nötigsten Dinge nicht behandelt werden, „Dinge, die" (wie G. Huyssen über die Poesie in der Schule S. 8 sagt) „Sinn, Gemüt und Phantasie des Kindes lebhaft beschäftigen und ihm eine höhere ideale Welt des Geistes und der Wahrheit aufschließen"? „Richtig angesehen" (sagt derselbe S. 4) „ist die Schule überhaupt, wie in ihren Wirkungen, so auch in ihrem ganzen Wesen und Treiben so recht eine Pflanz- und Pflegstätte wie für die Religion des Herzens, so für die Poesie des Lebens, und zwar nicht blos für die Kinder, sondern auch für den Lehrer." (Vgl. die Abhandlung dess. Vfs. über die Bedeutung des Schönen für die Jugenderziehung, Barmen 1878). Daß „die Weltverbesserer und Volksbeglücker unserer Tage, die den Religionsunterricht und die Poesie von Bibel und Gesangbuch aus der Schule verbannen wollen", keinen Sinn für die ideale Welt des Geistes der Gnade und Wahrheit bekunden, ist auch an ihrer Behauptung zu erkennen, „daß", wie Grau (die epische Poesie und das Christentum in Vilmars past. theol. Bl. VI S. 9) sagt, „die Entwicklung der Menschheit nur Fortschritt sei vom Thier zum Menschen, von der Barbarei zur Kultur, vom Aberglauben zur Aufklärung." „Diesen Gedanken hat nicht das Heidentum, sondern erst die abgefallene, widerchristliche Neuzeit in Umlauf gesetzt. Das Heidentum hielt fest an der ewigen Wahrheit von dem goldenen Zeitalter." „Das Heidentum, das ohne Hoffnung lebte in der Welt, ward um so mehr in die Vergangenheit gezogen." Auch ist die Klage um die Vergänglichkeit alles Schönen auf Erden das Höchste, wozu weltl. Poesie es gebracht hat. „So ist nun ein Lichtpunkt für die alte Poesie das goldene Zeitalter mit seinem Frieden und seiner Götternähe und seiner Lebensfülle. So gewaltig zieht es den Menschen aus der Unruhe und der Unseligkeit des Lebens in jene paradiesische Ruhe, daß ein ganzer Zweig der epischen Poesie in diesem Leben des goldenen Zeitalters seinen Inhalt findet. Denn die Idylle ist nichts Anderes, als die Schilderung des paradiesischen Friedens mit der Gottheit und Natur, Schilderung eines Lebens, dem das

wilde Begehren verbotener Lüste fern und alle Fülle unschuldiger Freuden nahe ist. Solche idyllische Züge sind die Erzählungen der Odyssee von dem Lotos essenden Volk, von den Phäaken, von der Insel der Nymphe Kalypso. Aber die Idylle enthält nicht sowohl eine Verklärung, als vielmehr einen Gegensatz des gegenwärtigen Lebens. Während jetzt das Leben voll Mühe und Arbeit, ist es dort mühelos, während es jetzt voll Entbehrungen und Schmerzen, ist es dort die Fülle und Seligkeit selbst. So muß die epische Poesie ein anderes Zeitalter suchen, das der Gegenwart ähnlich an Schmerz und Not, dennoch jener himmlischen Zeit nahe genug ist, um von den Strahlen einer höheren Welt verklärt zu werden: das ist das heroische Zeitalter, das wahre Zeitalter der epischen Poesie. Aehnlich ist es der Gegenwart darin, daß auch in ihm Sünde und Schuld und darum Not und Tod, Schmerz und Arbeit aller Art sich findet; aber noch steht die Gottheit nicht in unerreichbarer Ferne, sondern sie greift unmittelbar in dieses Leben ein. Das Wunder ist in dieser Zeit noch zu Hause; nicht bloß mechanischen Naturgesetzen ist der Mensch unterworfen, sondern göttliche Wesen kümmern sich um ihn. Das Wunderbare ist dem menschlichen Wesen nicht etwa fremd oder gar widersprechend, sondern vielmehr durchaus verwandt." Auch „wird unser Interesse an einem Helden dadurch nicht gemindert, daß Wunder ihm helfen und also sein Verdienst gemindert erscheint, sondern eher wird es gesteigert"; daher „haben auch Schiller, Göthe, W. von Humboldt das Wunder als eine unentbehrliche Eigentümlichkeit der epischen Poesie erkannt." „Und die höchste Poesie zeigt sich da, wo eine höhere Welt hereinragt in die niedere. Denn ein jedes Wunder ist die Bürgschaft der kommenden Verklärung dieser Welt, und die ganze Poesie dient ja nur der Verklärung." Was verklärt werden soll, muß auf seinen Ursprung zurückgeführt werden. Daher sagt Edmund de Pressensé mit Recht: „Jede große Poesie ist ein Regenbogen aus den Thränen gebildet, die uns unser gegenwärtiges Elend entlockt, und den Strahlen der Herrlichkeit, die uns an unsern hohen Ursprung erinnert." — Wohl denen, die „lieber die Ungerechtigkeit ertragen, als das Wunder entbehren"!

Wohl allen, welche nach nichts so sehr trachten, als darnach, daß in Allem die Liebe Gottes ihr Beweggrund, der Wille Gottes ihre Richtschnur und das Wohlgefallen Gottes ihr Ziel sei! Gehab' Dich wohl!

VI. Das Realprincip.

L. Fr. Du sprichst in Deinem letzten Briefe von engen Beziehungen, welche zwischen der Geschichte des Ursprungs der Menschheit und der geistig-seelischen Natur jedes einzelnen Menschen bestehen. Diese Beziehungen seien zwar insofern selbstverständlich, als Alles, was eine circumscriptive Gestalt hat, auch einmal geworden sein müsse, und als nichts sich entwickeln könne, was nicht im Keime schon enthalten ist; aber jene Beziehungen würden erst dadurch recht bedeutsam, daß ohne einen hellen Blick in die Entstehungsgeschichte die Natur des Entstandenen nicht recht erkannt werden könne. Du hast damit einen Gedanken ausgesprochen, dessen Wichtigkeit bei Eruirung der Principien der Pädagogie nicht übersehen werden darf.

Weil ohne die Erkenntniß des innern Lebens das äußere nicht begriffen und ohne die Erfahrung des äußern Lebens das innere nicht erschlossen wird, darum gilt es, die Natur des innern Lebens der Menschen möglichst zu erforschen und die geschichtlichen Begebenheiten möglichst auf ihre innern Gründe zurückzuführen. Das Gebiet der Erfahrung ist ein anderes, als das der Erkenntniß; aber beide Gebiete sind nicht von einander zu trennen, weil sie auf einander angewiesen sind; und da mit dem Gebiet der Lebenserfahrung der Historiker, mit dem Gebiet der Lebenserkenntniß der Psycholog sich befaßt, so haben beide notwendig einander die Hand zu reichen, um mit der Förderung ihrer Wissenschaften, welche für einander Hülfswissenschaften sind, den Pädagogen, dem sie gemeinschaftlich zu Diensten stehen, sich zum Danke zu verpflichten. Was insonderheit die Bedeutsamkeit der Psychologie für den Pädagogen betrifft, so sagt L. Wiese (die Bildung des Willens S. 71):

„Die einseitig theoretische Richtung der Jugenderziehung wird erst dann aufgegeben werden, wenn die Pädagogik tiefer in der Psychologie wurzelt in dem Sinn, daß der Lehrer selber lernt, wessen die menschliche Seele vor allem bedarf, um einer kräftigen Wirkung fähig zu werden."

Der Mensch als Individuum besteht aus Geist und Seele und Leib, und jeder Mensch hat eine längere oder kürzere Lebensgeschichte. Ohne daß ein Leben da ist, kann es keine Lebensgeschichte geben, und ohne daß das Leben einen geschichtlichen Verlauf nimmt, kann dasselbe seine Natur nicht entfalten. Geistiges Leben weist auf die Existenz von Geist und Seele hin, welche beide, wie v. Zezschwitz (Profangräcität und bibl. Sprachgeist S. 44) richtig sagt, „sich gegenüber stehen, wie zwei Wagschalen, die sinkend und aufsteigend einander gegenseitig bedingen" — nämlich dem Leib gegenüber. Nach der Seite der Seele ist die Menschheit eine Gesamtheit, ein Aggregat von menschlichen Individuen, die von Einem Blute herstammen und auf Grund einer bei allen äußeren Verschiedenheiten doch bestehenden Gleichheit des Wesens eine Gesellschaft bilden: daher redet man wohl von einer Menschenwelt, aber nicht von einer Seele, noch von einem Leibe der Menschheit. Nach der Seite des Geistes besteht in ihr eine Gemeinschaft, nicht aber eine solche Einheit, die anderswo zu suchen wäre, als in der äußersten Vergangenheit und in der äußersten Zukunft. Daher hat man, wenn man vom Geist der Menschheit redet, denselben „nicht nach pantheistischer Auffassungsweise als Einheit, als etwas Selbständiges, die Menschheit Durchdringendes und in den einzelnen Menschen blos nach verschiedenen Modifikationen sich Aeußerndes" zu fassen. Eine Einheit des Geistes der Menschheit besteht in der ganzen weltgeschichtlichen Zeit nur in der Idee, nur als eine mögliche, als eine solche, welche, nachdem sie wirklich in dem ersten Menschen bestanden hat, einst in unzerstörbarer Weise wiederhergestellt werden wird. Mit mehr Recht, wenigstens dem Anscheine nach, redet man von der Einheit des Geistes eines Volkes. (In einer kl. Schrift: Entstehung der Mythen, Sprachen und Völker S. 29) wird gesagt: „Es tritt im Altertum

jedes Volk als eine Persönlichkeit auf, wie denn in der ganzen Mythologie die Völker stets als Personen erscheinen, überhaupt dem Altertum die Personifikation der Völker so geläufig war, daß selbst in der Bibel die abstammenden Völker ohne Weiteres als Kinder, überhaupt fast immer in der einfachen Zahl genannt und wie Personen mit „„Du““ angeredet werden.“ Besonders wegen der Einheit der Sprache des Volkes scheint die Einheit des Volksgeistes mehr als eine bloße Möglichkeit zu sein. Aber wir dürfen uns auch den Geist der Menschheit nicht rein zu einem „logischen Abstraktum“ verflüchtigt denken; die Pädagogik fordert vielmehr, daß wir die in der Urvergangenheit befindliche Einheit des Menschheitsgeistes schon darum anerkennen und behaupten, damit wir uns als von Einem Blute herstammend an die Verwandtschaft erinnern, in welcher alle Menschen zu einander stehen. Also zurück den Blick gelenkt in die Urvergangenheit, wo die Menschheit in Gestalt des ersten Menschenpaares noch eine für die Anschauung festbestimmte Realität war, wo die Gleichheit der menschlichen Natur und der Zusammenhang der Menschheitsgeschichte wurzelt, und wo man deutlich sieht, daß die menschliche Natur auf Religiosität, Glauben und Sittlichkeit angelegt ist, damit die Menscheit in ihrem geschichtlichen Gange jedenfalls mit diesen Faktoren zu rechnen genötigt sei!

Zuerst sehen wir, daß der Schöpfer den ersten Menschen in einen Garten setzte, der in Eden, d. i. in einem wonnigen Lande lag. Diese erste dem Menschen erwiesene Wohlthat galt nicht blos seinem Leibe, sondern auch seiner Seele. Er sollte die zuvorkommende Liebe seines Schöpfers erfahren, damit er Ihm vorerst sein ganzes Vertrauen schenkte. — Der Schöpfer mußte nun aber dem Menschen auch eine Beschäftigung geben: Er wies ihn an, den Garten zu bebauen (daß er denselben auch bewahren sollte, kommt hier noch nicht in Betracht.) Diese Anweisung war ein Gebot, mit welchem Gott sich an des Menschen Geist wandte, um auch auf diesen wohlthuend einzuwirken. Der Mensch sollte auch die gebietende Liebe seines Schöpfers erfahren, damit er vorerst Ihm völligen Gehorsam erwiese. — Hier sehen wir ein zweifaches Bedürf-

niß des Menschen, für dessen Befriedigung Gott sorgt: das Bedürfniß der Ruhe für Leib und Seele ist das erste, das Bedürfniß der Thätigkeit für Leib und Geist das zweite. Die Befriedigung jedes wahren Bedürfnisses wirkt wohlthuend, also auch die des Bedürfnisses zu ruhen und zu arbeiten. Nach beiden Seiten hin ist Gott der Wohlthäter, und beide Wohlthaten stehen so sehr im Zusammenhange mit einander, daß die eine ohne die andere aufhört, eine Wohlthat zu sein, und daß auch das Vertrauen und der Gehorsam, worauf Gott durch beide abzielt, nur mit einander fortbestehen können. Daß Gott den Menschen in den lieblichen Garten setzte, war also eine Handlung der göttlichen Seelenpflege, und daß Er ihm die Bebauung des Gartens auftrug, war ein Regierungsbefehl an den menschlichen Geist.

Die Seele des ersten Menschen entsprach hinsichtlich ihres Wohlbefindens der Lieblichkeit des Gartens als der Wohnstätte; aber sein Herz fühlte sich noch einsam: ihm fehlte die Gemeinschaft, der Bund mit Seinesgleichen. Die biblische Urkunde erzählt uns, daß Gott auch diesem Bedürfnisse entgegenkam durch Zuführung eines aus seinem eigenen Fleisch und Gebein erschaffenen Weibes mit der Absicht, daß, wie das Weib mit dem Manne, so auch der Mann mit Gott in einem Bundesverhältniß stehen sollte. Der Geist des Menschen andrerseits befand sich in Uebereinstimmung, wie mit dem ihm geltenden Gebot, so mit der Naturgesetzlichkeit überhaupt; aber sein Verstand sah sich noch nicht auf ebenbürtige Gesellschaft hingewiesen: seine einzige Gesellschaft waren Thiere, es fehlte ihm noch eine solche Gesellschaft, der er vererben konnte, was ihm Gott verliehen. Was that Gott? Er verhieß ihm Nachkommenschaft mit der Absicht, daß entsprechend der Ehre, die ihm als Vater gebühren würde, auch er selbst Gott als seinen Vater ehren sollte. — Also im Verband mit seinem Weibe galt es ganz besonders, Gott als den HErrn zu fürchten, und in der Aussicht auf Nachkommenschaft, Gott als den Vater zu ehren. Mit der Ehestiftung nahm der HErr das Herz und mittelbar den Verstand, mit der Verheißung der Nachkommenschaft den Verstand und mittelbar das Herz des Menschen in seinen Dienst.

Im Herzen faßt sich die Seele, im Verstand der Geist zusammen; daher entsprechen Herz und Verstand ihrem Begriffe nicht, wenn jenes seelenlos, dieser geistlos ist. Seele und Geist des Menschen soll auf dem Wege Gott anbeten lernen, daß sein Herz und Verstand sich in Gottes Dienst begibt, sich als ein Werkzeug in Gottes Hand gebrauchen läßt. So sollte auch der erste Mensch, was Gott an ihm gethan hatte und fortwährend that, mit seinem Herzen und Verstand an seinem Weibe und seinen Kindern thun: er sollte sein Weib, die Repräsentantin der Mitwelt, stützend und regierend behüten, damit sie ihm auf dem Wege des Vertrauens gehorchte, und sollte in Zukunft seine Kinder, die Repräsentanten der Nachwelt, regierend und pflegend segnen, damit sie ihm auf dem Wege des Gehorsams vertrauten.

Die Seele faßt sich nun aber nicht blos zusammen im Herzen, sondern räumt sich auch dem Gemüte ein, und der Geist wird nicht nur seiner selbst bewußt mittels des Verstandes, sondern entfaltet sich auch für die Vernunft. Gott übertrug dem Menschen sogleich von Anfang an ein Herrscheramt. So lange es noch keine menschliche Sünde gab, sollte es unter den Menschen auch keinen Unterschied geben zwischen Herrschern und Knechten; nur die Erde mit den Thieren sollte den Menschen unterthan sein und von ihm beherrscht werden. Denn es ist nicht gleichviel, ob man regiert oder beherrscht wird, ob man unter dem Gesetz des Sollens oder unter dem des Müssens steht. Dafür aber sollte auch jeder Mensch sich der Herrschergewalt GOttes im Kleinen, wie im Großen unterworfen wissen und anerkennen, daß, wie der Erde und den Thieren das Gesetz des Müssens dem Menschen gegenüber gelte, so dieser dem Gesetz des Müssens Gott gegenüber unterstellt sei. Die Bestallung der Menschen zu ihrem Herrscheramt sprach Gott in folgenden Worten aus: „Machet euch die Erde unterthan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriecht"; und „du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sollst du nicht essen." In dieser Bestal-

lung haben wir ganz besonders auf ein Wörtlein zu achten, nämlich auf das Wörtlein „alles“ in dem Satze: „herrschet über alles Thier, das auf Erden kriecht“: denn durch dieses Wörtlein ist der Gedanke angedeutet, daß insonderheit von den auf Erden kriechenden Thieren kein einziges von der Beherrschung Seitens des Menschen ausgenommen sei, daß der Mensch von keinem einzigen derselben sich in einer seine Herrscherkraft gefährdenden Weise einnehmen lassen sollte. Wir haben hier also nicht nur ein ausdrückliches, sondern in Verbindung mit demselben auch ein angedeutetes Verbot vor uns: der Mensch sollte als Herrscher dem fremden Willen einer ihm untergeordneten Kreatur nicht folgen und als Nutznießer eine verbotene Frucht nicht nur nicht zu genießen, sondern auch nicht einmal anzurühren begehren. Herrschen heißt einerseits eine Macht über lebendige Wesen ausüben, indem man sich dieselben dienstbar macht und die von ihnen etwa herkommenden schädlichen Einflüsse, seien es natürliche oder sittliche Gefahren, abwehrt, andrerseits das Recht anerkennen, welches dieselben auf Schonung haben, sowohl wenn es sich um ihre Lebenserhaltung und Nutzbarmachung, als um ihre Unschädlichmachung und Tödtung handelt. — Das Genießen ist an sich, d. h. abgesehen von der ihm gezogenen Schranke, nicht Sache des Sollens, sondern des Dürfens oder Erlaubtseins und des Müssens oder Genötigtseins. Gezwungen ist man zum Genießen durch das unabweisliche Bedürfniß; erlaubt ist das Genießen, sofern auch das Entbehren geübt werden, das zum Genuß Dargebotene uns nicht gefangen nehmen und die Wahl gegenüber der Mannigfaltigkeit desselben uns überlassen sein soll. — Die Vernunft ist es, welche herrschen soll, das Gemüt ist es, welchem die Freiheit des Genießens verliehen ist; aber während innerhalb des Herrschaftsgebietes keine Exemtion vom Unterthansein stattfinden darf, ist der Freiheit des Genießens eine Schranke gezogen. Hier sehen wir, daß Vernunft und Gemüt einander bedingen: sobald die Vernunft einem fremden widergöttlichen Willen Raum gibt, hört das Gemüt auf, die ihm gezogene Schranke zu beachten, und umgekehrt, sobald das Gemüt die heilsame Schranke durchbricht, sieht sich die Ver-

nunft in eine unheilvolle Schranke verwiesen, die sie nicht durchbrechen kann. Beide haben also zu wachen, daß die für das Wohlsein der menschlichen Natur erforderliche Ordnung aufrecht erhalten werde. Aber auch Seele und Geist werden von jenen Folgen mitbetroffen: denn mit der falschen Nachgiebigkeit der Vernunft und der Schrankendurchbrechung des Gemütes hört die Freiheit des Geistes und die Ruhe der Seele auf. Also Geist und Seele leiden Schaden unter der Störung des Gleichgewichts, welches zwischen der Vernunft und dem Gemüte bestehen soll.

Die Vernunft, die ihren Namen nicht vom Vernehmen, sondern vom Vernommenwerden hat (woran schon das griechische Wort Logos erinnert), soll also fremdem Willen, welcher darauf ausgeht, ihre Herrschaft zu gefährden, berechtigter Weise Widerstandskraft entgegensetzen, und das Gemüt soll durch pflichtmäßige Enthaltsamkeit beweisen, daß es seinem Namen entsprechend gegen sich selbst mit Mut gerüstet ist. Nur so können Vernunft und Gemüt nach außen stark sein; jedoch nicht ohne einander, sondern mit einander. Der Mann hat Vernunft und Gemüt, das Weib Gemüt und Vernunft. Das männliche Gemüt bedarf der Beihülfe des stärkeren weiblichen Gemütes, und die weibliche Vernunft der Stütze der stärkeren männlichen Vernunft. So begreifen wir den Grundsatz, den die kluge Schlange in die Welt eingeführt hat: divide et imperabis; sie paßte den Moment ab, wo sie nicht mit Mann und Weib zugleich, sondern blos mit dem Weibe sprechen und an ihre der männlichen Stütze momentan entbehrende Vernunft sich wenden konnte.

Wie Gott als der Ordner Sein Verbot an die Bestallung des Menschen geknüpft hatte, so fügte Er als der Richter diesem Verbote eine Drohung bei. Die Weckung des Bewußtseins von dem Gegensatze zwischen dem wirklichen Guten und dem möglichen Bösen würde in der Erziehung des ersten Menschen nur dann genügt haben, wenn nicht auch eine Prüfung desselben notwendig gewesen wäre. Der Mensch sollte Widerstands- und Enthaltsamkeitskraft nicht nur haben, sondern auch bethätigen; er sollte Leben und Freiheit nicht nur als

verliehene, sondern auch als errungene Güter besitzen; er sollte den Garten nicht nur bebauen, sondern auch bewahren; er sollte nicht Böses, sondern die Unschuld und Gerechtigkeit, die ihm Gott verliehen, auf seine Nachkommenschaft vererben.

Das Gute trägt einen unberechenbaren Wert, das Böse einen unberechenbaren Unwert in sich. Sowohl das Böse als das Gute setzt ein geistig-lebendiges Wesen voraus; aber nur das Gute ist Sache sowohl des unerschaffenen, als des erschaffenen Geistes und Lebens, hingegen das Böse kann nur Sache des erschaffenen werden. Was einen Wert hat, soll bleiben; was wertlos ist, soll nicht einmal entstehen und, wenn es irgendwo entstanden ist, nicht übertragen werden. Aus der Position des Guten, welche Eins ist mit der Negation des Bösen, soll werden eine Affirmation des Guten, welche Eins ist mit der Privation des Bösen. Das Gute trägt, wenn es nicht zum Schein verflüchtigt ist, eine seinem Wert entsprechende, des stetigen Wachstums fähige Kraft in sich; hingegen dem Bösen steht so lange keine Kraft zu Gebote, als ihm nicht eine Beraubung des Guten, eine Entwertung desselben durch Kraftentziehung gelungen ist. So handelte es sich denn um ein unvergleichliches Entweder-Oder, entweder um Selbstaffirmation des Guten durch Widerstandleistung oder um Selbstaffirmation des Bösen durch Ueberlistung, entweder um Erlangung eines guten Gewissens und Charakters durch Bewahrung der Vernünftigkeit und Gemüthsreinheit, oder um Entstehung eines bösen Gewissens und Charakters durch Verletzung der Vernünftigkeit und Zerrüttung des Gemütes. Denn nur das Gute, nicht auch das Böse ist Sache der Vernunft und des Gemütes; das Böse ist aber nicht einfach unvernünftig und ungemütlich, sondern vernunftwidrig und dem Gemüte schädlich. Jedoch so lange das Moralisch-Böse nur etwas außer dem Menschen Befindliches, in ihm selbst aber nur etwas Mögliches war, konnte es dem Menschen nicht anders, als durch Vermittlung der reinen Unvernunft und Gemütlosigkeit, somit eines unvernünftigen und des Gemütes entbehrenden Geschöpfes nahe treten. Denn die Kluft, welche zwischen der Vernünftigkeit und der Vernunftwidrigkeit, ebenso zwischen der Gemütsrein-

heit und der Verletztheit des Gemütes besteht, kann nur durch die Unvernunft und die Gemütsabwesenheit, wie wir sie eben in der Thierwelt finden, die deswegen weder moralisch-gut, noch moralisch-böse ist, überbrückt werden. Zur Vernunft gesellt sich das Ahnungsvermögen, zum Gemüte der Verstand. Auch die (höheren) Thierorganismen haben Ahnungsvermögen und Verstand, und zwar als einen zweifachen instinktiven Sinn, dagegen fehlt ihnen die Vernunft und das Gemüt. Der Verstand des Menschen kann entweder mit der Vernunft oder mit der Vernunftwidrigkeit, und sein Ahnungsvermögen entweder mit dem gesunden oder mit dem zerrütteten Gemüte in Verbindung treten; der Verstand und das Ahnungsvermögen des Thieres dagegen befinden sich zwar wegen der Abwesenheit der Vernunft und des Gemütes in insolirter Stellung, können aber unter dem Einflusse des Guten oder des Bösen stehen, je nachdem dieses oder jenes von außen her an sie herantritt. Oder soll das undenkbar sein bei Geschöpfen, welche von geistigen Wesen angeredet werden und diesen ihre Bedürfnisse kundgeben können? Im vorliegenden Falle nun sehen wir, daß nicht eine gute, freundliche Macht, sondern eine böse, feindliche Unmacht es war, welche den instinctiven Doppelsinn eines der unvernünftigen und gemütlosen Thiere für sich in Gebrauch nahm, das menschliche Gute zu priviren und sich selbst zu affirmiren. Aber wir sehen auch, daß dasselbe nicht nur ein unmittelbares Werkzeug einer feindlichen Unmacht, sondern auch ein mittelbares Werkzeug des prüfenden Gottes sein sollte, ein Werkzeug, von dem es erst beim Ergebniß der Prüfung sich herausstellte, ob es unter dem Einfluß einer freundlichen Macht dem Guten oder unter dem Bestreben einer feindlichen Unmacht, eine Macht zu werden, dem Bösen gedient habe. So erklären wir uns das Auftreten der Schlange im wonnigen Garten an dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen den ersten Menschen gegenüber.

Eine andere Frage ist die, wie wir uns das prüfende Verhalten des heiligen Gottes hiebei näher zu erklären haben. Ich brauche Dir, l. Fr., nicht erst zu sagen, daß es der Heiligkeit und Wahrhaftigkeit Gottes widersprechen würde, die

Sprache der Schlange auf den Willen des prüfenden Gottes zurückzuführen, sowie, daß wir, um diese gottwidrige und, wie sich erwiesen hat, menschenfeindliche Sprache uns zu erklären, das Moralisch-Böse als Negation des Moralisch-Guten bereits außerhalb der Natur des Menschen vorhanden denken müssen. Das Gute bedarf der Uebung, damit es befestigt und bewährt werde. Weil in der geistig-lebendigen Kreatur als solcher die Möglichkeit des Bösen liegt, darum wird die Befestigung und Bewährung des Guten in ihr zur religiös-moralischen Notwendigkeit. Das uranfängliche außerhalb des Menschen befindliche Böse, welches Gott nach Seiner Heiligkeit nicht gewollt, nach Seiner Weisheit nicht absolut verhindert hatte, war nun einmal da; und da es in seinem Begriffe liegt, von der Negation des Guten zur Privation desselben fortzuschreiten, so trat dasselbe an die Möglichkeit des Bösen im Menschen heran in der widergöttlichen Absicht, die Verwirklichung des Bösen in diesem durch Verlockung und Betrug herbeizuführen. Dem gegenüber verhielt sich Gott sowohl dem Bösen wehrend, als es zulassend. Dem Bösen wehren oder es abwehren heißt nicht: es absolut verhindern, und dasselbe zulassen heißt nicht: es wollen. Dadurch, daß Gott Seinem Verbote eine Drohung beifügte, wehrte er dem Bösen, und daß Er das Böse zuließ, geschah nicht, ohne daß Er die widergöttliche Versuchung zum Prüfungsmittel machte. Nun ist es zwar schlimmer, über die Beschränktheit seiner eignen Natur hinauszugehen, als eine durch ein besonderes Verbot gesetzte Schranke zu überschreiten (wie es auch schlimmer ist, ein Verführer seiner selbst und Anderer zu sein, als ein Verführter, welcher Fluch um sich her verbreitet, ohne es zu wollen); aber von dem, was minder schlimm ist, kommt man bald zum Schlimmeren, wenn nicht Gott, der in Seiner Freiheit immer heilig, in Seiner Gerechtigkeit immer weise ist, dazwischentritt, wie Er es hier that, um den Fortlauf des Bösen teils durch Dämmung zu hindern, teils durch Teilung zu brechen. Darum steht in der Erziehung hoch oben das Wort der Ermahnung: principiis obsta!

Die göttliche Warnung wies im Verbote auf das Moralisch-Böse, in der Drohung auf das Physisch-Böse hin. Zwar

sollte der Mensch das Verbot befolgen unabhängig von dem Wissen, ob das Essen von der verbotenen Baumfrucht an sich schädlich wäre und also eine Selbstbestrafung involvirte, oder ob lediglich die Uebertretung des Verbotes traurige Folgen, eine Bestrafung von Seiten der göttlichen Gerechtigkeit nach sich ziehen würde: aber das sollten sie doch wissen, daß Gott nicht nur auf Seine Ehre schaue, sondern auch Mißfallen an ihrem Schaden habe, der in nichts Geringerem bestehen würde, als in dem verdienten Verluste ihres Lebens. — Hier ist Gott als Erzieher wieder ein Vorbild für uns: wer nämlich bei keinem Verbote droht, jeden Uebertretungsfall aber zurechnet und bestraft, der steht mit Recht im Verdacht, daß er gern strafe, daß er am Strafleiden, welches er verhängt, Wohlgefallen habe.

Der Mensch sollte nun aber, wenn er die durch das Verbot gezogene Schranke nicht durchbrach, nicht nur nichts erleiden, sondern überdieß etwas empfangen', was er bisher noch nicht gehabt hatte; es sollte gerade mit dem glücklichen Vollzug der Prüfung etwas Neues in ihm zu Stande kommen. Dieses Neue war die Gewissenhaftigkeit und Charakterfestigkeit. Schon seitdem und dadurch, daß ihm das Verbot und die Drohung gegeben war, war ihm das Gewissen und der Charakter als Anlage verliehen; jetzt sollte es sich entscheiden, ob der Mensch aufwärts steige zur Gewissenhaftigkeit und Charakterfestigkeit, oder abwärts zum bösen Gewissen und rohen Charakter. Der Mensch bestand die Prüfung nicht. — Bemerkenswert ist hiebei, daß das Weib sich nicht nur von der Schlange verlocken ließ', sondern auch den Mann verführte, während der Mann nur ein Verführter, nicht auch ein Verführer ward: das Weib verführte aber den Mann nur als eine Betrogene, nicht, wie es die Schlange war, als eine Betrügerin; hingegen der Mann, der schon darum nicht gleicher Weise ein Verführer ward, weil Niemand da war, den er hätte verführen können, fügte statt dessen seiner Selbstentschuldigung Worte bei, welche ein Murren wider Gott verrieten. So war denn sie es, die die Sünde einführte, während er es war, in dem die Sünde sich vollendete; daher erwachte das Gefühl

der fesselnden Schuld zuerst in ihr, das Gefühl der drückenden Strafe zuerst in ihm. — Seitdem zieht sich der Hang zum Bösen fort durch die ganze Menschenwelt. Ueberall ist derselbe, wie Heinroth (a. a. O. S. 470) sagt, „wenn er wirksam wird, in seinem ersten Moment von Lust begleitet, von der Lust der Ungebundenheit, welche den Schein der Freiheit an sich trägt und durch ihn die Seele verlockt, aus der Bahn des Gesetzes zu treten. Kaum aber ist diese Bahn verlassen, kaum der erste Zug aus dem Becher der Lust gethan, so wandelt sich das Gefühl der Lust selbst in Bitterkeit um", und zwar in das doppelte Gefühl der Angst und des Schmerzes, welches beides in der Traurigkeit sich zusammenschließt als Vorbote von Krankheit und Tod.

Dem Psychisch- und Physisch-Bösen war durch Verwirklichung des Moralisch-Bösen Raum gegeben. Hätte der Mensch die Prüfung bestanden, so wäre er dadurch auf eine Höhe gelangt, von der aus er das fremdgebliebene, in der Tiefe befindliche Böse erblickt hätte; statt dessen erkannte er nun, um mit Delitzsch (Genesis S. 143) zu reden, von der Tiefe des Bösen aus das Gute als ihm fremdgewordenes. Diese Art von Erkenntniß des Guten und Bösen stand im Zusammenhang mit dem Bewußtsein, von Gott verlassen zu sein, welches dem zur Rohheit herabgesunkenen Charakter angehört, und mit dem Bewußtsein, Gott verlassen zu haben, welches der Wesensinhalt des bösen Gewissens ist.

Bevor nun Gott Sein richterliches Urteil sprach, untersuchte Er das Ergebniß der Prüfung. Er begegnete nicht dem Vertrauen, mit welchem sie sich zu Ihm wieder hätten zurückwenden können, sondern einer vertrauenslosen Furcht, mit der sie vor Ihm sich zu verbergen suchten, auch nicht der Willigkeit zum Guten, mit der sie ein reumütiges Bekenntniß hätten ablegen können, sondern einer mit Selbstgerechtigkeit erfüllten Scham, mit der sie sich entschuldigten. Darauf sprach Gott Sein richterliches Urteil, aus welchem wir entnehmen, daß Er das Prüfungswerkzeug verwarf, um der Geprüften sich zu erbarmen. Durch das große Wort von unendlicher Tragweite, welches Gott zur Schlange sprach: „Ich will Feindschaft setzen

zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse beißen", — erhielt der Sieg und Ruhm der Schlange die Bedeutung der Niederlage und Schmach. Weil sie die Gedanken und Wege der der Menschheit zugedachten Liebe Gottes nicht zu durchkreuzen vermocht hatte, darum konnte sie ihren Sieg und Ruhm nicht behaupten. Was Gott durch die den Menschen zur Verhütung des Sündenfalles gegebene Drohung geoffenbart hatte, daß er nicht Wohlgefallen an ihrem Tode habe, das stand auch für alle Zukunft fest. Zwar kam die Drohung buchstäblich zur Ausführung, weil Gott nicht lügen kann; aber in Seiner Treue kam Er dem Menschen rechtzeitig und dadurch zu Hülfe, daß er den ewigen Tod als noch vermeidlichen von dem zeitlichen Tode als überwindbaren unterschied und, um die Abwehr des ersteren zu ermöglichen, den letzteren durch das mit der Verheißung eines Sündentilgers und Kraftspenders zusammenhängende Geschenk einer Gnadenzeit unter das Gesetz der Keimesentwicklung stellte. Das Verständniß jener Urverheißung, deren Erfüllung nicht an die Bedingung einer menschlichen Leistung geknüpft ist, hängt davon ab, daß ein zweifacher Gesichtspunkt festgehalten wird, einmal die göttliche Setzung einer Antipathie, wie zwischen der erlösungsfähigen Menschheit als solcher und der Urheberschaft des gottwidrigen und menschenfeindlichen Wesens in der Welt, so zwischen dem verheißenen Retter, welcher allein von dem durch die Menschenwelt sich hindurchziehenden Hange zum Bösen unberührt blieb, um eben Retter zu sein, und den der Erlösungsfähigkeit sich selbst beraubenden Menschen; dann die Stellung, die der verheißene Retter einnimmt sowohl in der Höhe über der sündigen Natur der Menschen und der ihre Natur zerstörenden Macht der Sünde, als auch in der Mitte zwischen beiden. Das Ziel aber wird sein eine vollendete Gemeinschaft und Aehnlichkeit, eine ewige Brüderschaft und Freundschaft zwischen den Erlösten und dem Erlöser.

L. Fr. Es wird Deinem Nachdenken nicht entgangen sein, daß aus dieser teils erzählenden, teils beschreibenden Darstellung der Geschichte des ersten Menschenpaares eine Reihe

pädagogischer Sätze gezogen werden können und für die Methodik der Erziehung, weil sie dort ihre Anwendung finden, gezogen werden müssen. Auch wirst Du den Gewinn nicht unterschätzen, den man aus der so erreichten Feststellung psychologischer Begriffsverhältnisse zieht. — Auch Familie und Schule bilden gemeinsam einen Baum- und Pflanzengarten, welcher bebaut und bewahrt werden soll. Dem Schlangentreter, der schon den ersten Menschen verheißen wurde, bevor sie den wonnigen Garten, ihre ursprüngliche Wohnstätte, verlassen mußten, haben wir es mit Dank zuzuschreiben, wenn unsere Jugend über die von den ersten Eltern überkommene traurige Zuständlichkeit und Erbschaft durch persönliche Heilung und individuelle Bildung (oder Reichmachung) erhoben und vor dem Rückfall in Krankheit und Armut bewahrt wird, damit durch die Wirksamkeit der Intelligenz und Persönlichkeit dem Gemeinschaftsleben und der Gesellschaft wieder aufgeholfen werde. Die Erzieher haben den hohen Beruf, dem Schlangentreter, der zu allem Guten den allerersten Anfang machen muß, werkzeuglich zu dienen auch dadurch, daß sie in Seiner Gemeinschaft Ihm ähnlich zu werden suchen durch Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit, um mit der geistig-seelischen Natur des Menschen überhaupt und ihrer Zöglinge insbesondere, mit ihrem Naturell und Geschlechtscharakter — denn „jedes Kind ist," wie L. Wiese (über weibl. Erz. u. Bild. S. 10) sagt, „ein anderes und will anders behandelt sein" — sich möglichst vertraut machen und so ihnen auch die heilige und erbarmungsreiche Liebe einpflanzen zu können. „Freundlichkeit ist," wie Jeremias Gotthelf sagt, „der Schlüssel zu allen Herzen; sie wird viel zu wenig beachtet, viel zu wenig bei den Kindern darauf gesehen; tausendmal des Tages sollte man daran erinnern." Von der Menschenfreundlichkeit des Erziehers hängt seine Menschenkenntniß ab, welche hinwiederum die Menschenfreundlichkeit in Andern, so hier in den Zöglingen, vermittelt. Die Gewinnung derselben für Nächstenliebe, Feindesliebe, Bruderliebe und Freundesliebe, wofür im Erzieher Vertrautheit mit der menschlichen Natur vorausgesetzt wird, ist das Realprincip der Pädagogie. Bekannt ist Blaise Pascals Wort: „die menschlichen Dinge muß man

kennen, um sie lieben zu können; die göttlichen Dinge aber muß man lieben, um sie erkennen zu können." Ich meinerseits halte dafür, daß man auch die menschlichen Dinge, zumal wenn man die Menschen selbst dazu rechnet, lieben muß, um sie recht kennen zu lernen und mit ihnen gut umgehen zu können. Hieher gehört auch das Verhältniß der Uebung zur Gewöhnung, wie das Sprichwort sagt: Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. „Erwecket Liebe, so regen sich alle Kräfte der jugendlichen Seele und zeigen euch, was sie vermögen, und wessen sie bedürfen", sagt L. Wiese (die Bildung des Willens S. 72). Liebe zu den Menschen und zu den menschlichen Dingen muß nächst der Liebe zu Gott und zu den göttlichen Dingen der Beweggrund für das Handeln sein. Wo die Menschen einander nicht mehr lieben, da verstehen sie einander nicht mehr, wie auch Gottes Wort nicht verstanden wird, wo das liebende Verlangen darnach, das Glaubenwollen, fehlt. Daß aber auf Mißverständnisse Zerstreuung, auf Zerstreuung Entzweiung folgt, lehrt wieder die Geschichte. Mit andern Worten: Um die Kinder richtig anzufassen, muß man sie verstehen, und um sie richtig zu verstehen, muß man ein Herz für sie haben, wie es der hat, welcher im Dienst des großen Kinderfreundes, des Schlangentreters, steht, dem es wehe thut, daß an der Natur aller Kinder sogleich bei ihrer Zeugung die Sünde des ersten Vaters von der göttlichen Gerechtigkeit heimgesucht werden muß; man muß ein Herz für sie haben, welches sich in ihre Lage, ihre Verhältnisse nach außen und innen, ihren Sinn und Meinung hineindenken kann. Die Absicht nun aber bei der richtigen Anfassung der Kinder ist hier die, daß sie lernen ihren Nächsten lieben als sich selbst, wie Gott geboten hat, daß sie vor Allem den Spruch sich zu eigen machen: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr." Die erste Gestalt der Liebe zum Nächsten, wie zu sich selbst, ist die Barmherzigkeit; daher lautet das Gebot in dieser Beschränkung: Habe Erbarmen mit deinem Nächsten und habe Erbarmen mit dir selbst. Der Pflicht, sich zu erbarmen, steht zur Seite die Pflicht, Gerechtigkeit zu üben; daher lautet das Gebot weiter:

Habe Erbarmen mit dir selbst, während du Gerechtigkeit übest gegen deinen Nächsten, und habe Erbarmen mit deinem Nächsten, indem du Gerechtigkeit übest gegen dich selbst. Habe Erbarmen mit dir selbst dadurch, daß dein Begehren die von Gott gesetzte Schranke nicht durchbricht; denn dadurch machst du dich selbst elend, daß du verbotenen Besitz und Genuß und das Uebermaß des Erlaubten dir nicht versagst. Uebe Gerechtigkeit gegen deinen Nächsten dadurch, daß du dich vor jeder Verschuldung gegen ihn hütest und von vorhandener Schuld gegen ihn losmachst; denn ohne das Freisein von Schuld kannst du ihm nicht Alles geben, was, oder wie es ihm gebührt. Habe Erbarmen mit deinem Nächsten dadurch, daß du dich seiner, wenn er in irgend welchem Elend sich befindet, nach Kräften annimmst; denn dadurch, daß du ihm mittels deiner Habe oder durch Lasttragung und Anwendung von Mühe wohlthust, streuest du guten Samen aus, dessen Frucht dich in den Stand setzt, ein Wohlthäter zu bleiben. Uebe Gerechtigkeit gegen dich selbst dadurch, daß du fremder Schuld vorbeugest, soweit es möglich ist, und wirkliche fremde Schuld verzeihest; denn dadurch, daß du um des Friedens willen dich nicht des göttlichen, wohl aber deines Rechts begibst und das gegen dich verübte Unrecht erträgst, lässest du eine Mauer entstehen, unter deren Schutz du sicher wohnest. Wer mit sich selbst Erbarmen hat und gegen seinen Nächsten Gerechtigkeit übt, der dient der Gesellschaft, in welcher Pflicht und Recht herrschen soll; und wer mit seinem Nächsten Erbarmen hat und gegen sich selbst Gerechtigkeit übt, der dient der Gemeinschaft als der rechten Stätte für Macht und Freiheit. — Wieder ein Dualismus, über den wir nicht hinaus können, den wir aber gleichfalls anerkennen müssen; denn die menschliche Natur ist darauf angelegt. Du erinnerst Dich, l. Fr., daß über einen andern Dualismus, den wir früher in Betracht zogen, Streit herrscht. Ueber diesen Dualismus streitet man sich nicht; vielmehr verwechselt man gern die beiden Begriffe der Gemeinschaft und der Gesellschaft, weil es auch Gestalten der Vereinigung gibt, in welchen dieser Dualismus sich verkörpert, z. B. die Familie. Aber wer will nicht einsehen, daß die Glieder eines Leibes nicht eine Gesell-

schaft, sondern eine Gemeinschaft bilden, und daß ein Heer von Soldaten nicht eine Gemeinschaft, sondern eine Gesellschaft oder Genossenschaft ausmacht? Und wiederum wer will bestreiten, daß erst auf der Grundlage der Gesellschaft sich die Gemeinschaft bildet, und daß ohne die Gemeinschaft die Gesellschaft nicht fortbestehen, nicht aufrecht erhalten werden kann? Endlich wer will nicht erkennen, daß es im Begriff der Liebe als des Einheitsbandes liegt, für die Bildung wahrer Gemeinschaft und Erhaltung guter Gesellschaft zu sorgen, und daß, wo die Liebe fehlt, die Gemeinschaft erkrankt und die Gesellschaft verarmt?

Daß nun alle diese Sätze nicht nur dem Ethiker überhaupt, sondern auch dem Pädagogen insbesondere höchst wichtig erscheinen müssen, ist offenbar; aber es wird auch Niemand bezweifeln, daß in diesem Gebiete Vieles dem Kinde fern liegt, dessen Erwägung und Befolgung dem späteren Leben vorbehalten ist. Der Pädagog hat sich zunächst darauf zu beschränken, daß er im Zögling sowohl dem Nächsten gegenüber, als im Verhältniß zu sich selbst das Pflichtgefühl weckt und schärft und das Rechtsgefühl stützt und nährt, sowie daß er nicht das sittliche Wollen, sondern das sittliche Können prüft und nicht dieses, sondern jenes je nach seiner Beschaffenheit mit Anerkennung aufnimmt oder mit Strafe belegt. Zur Weckung des Pflichtgefühls und Stützung des Rechtsgefühls muß jede Gelegenheit ergriffen werden, welche im Leben des Kindes selbst dazu Veranlassung bietet; zur Schärfung des Pflichtgefühls und Nährung des Rechtsgefühls dient besonders die lebendige Vorführung und Anwendung passender Beispiele. Das sittliche Wollen soll, wie gesagt, nicht geprüft, sondern ermuntert oder in Zucht genommen werden, damit es Proben bestehe; das sittliche Können soll weder gelobt noch getadelt, sondern geprüft werden, damit man mäßig von sich halten lerne. Wenn die Willensneigung mit der Pflicht im Widerstreite steht, so soll der Willensentschluß der Pflicht, nicht der Neigung das Uebergewicht verschaffen; und wenn das Recht der Billigkeit widerspricht, so soll die Kraft des Zusammenschlusses mit dem Sittengesetz für die Billigkeit, nicht die Kraft der dem Ich eingeräumten Freiheit für das Recht entscheiden.

Sondern wir nun den Begriff der Gemeinschaft von dem der Gesellschaft, so wird uns jene anschaulich in dem sichtbaren Ehebund, sofern das Weib vom Manne ursprünglich hergekommen ist, und der Mann zur Selbsterhaltung wesentlich durch das Weib beinflusst wird. Dieß erinnert uns an den Unterschied der männlichen Erziehung von der weiblichen. L. Wiese sagt (in seiner Schrift über weibl. Erziehung und Bildung S. 7): „Ist dem Manne die mehr nach außen gerichtete schaffende und bauende Thätigkeit zu Teil geworden, so den Frauen die erhaltende, fürsorgende, pflegende. Einen mütterlichen Beruf haben sie alle, auch die, welche nicht in die Ehe treten. Weiblichen Händen und Herzen ist die früheste Pflege der Kräfte Leibes und der Seele anvertraut.“ „Hat das Kind sich von ihrem leiblichen Leben gelöst, es bleibt zwischen beiden der innigste Zusammenhang, den es auf Erden zwischen zwei Menschen gibt“ (S. 8). „Das eine Geschlecht ist auf das andere angewiesen und kann bei dieser Gegenseitigkeit nicht werden, was es soll, wenn das andere nicht ist, wie es soll. Fenelon spricht aus, daß, wenn die Männer nichts taugen, größtenteils die Frauen daran Schuld sind“ (S. 9). Was über die Verschiedenheit der männlichen und der weiblichen Erziehung sich sagen läßt, dessen überhebst Du mich, l. Fr., da sich hierüber meinerseits nichts Anderes, noch Besseres sagen läßt, als was Andere davon geschrieben haben. Ich will nur daran erinnern, daß, wie „die sichtbare Welt in der unsichtbaren geborgen liegt,“ so auch für die Erziehung beider Geschlechter die Zugehörigkeit zu dem unsichtbaren Brautverhältniß nichts weniger, als gleichgiltig ist, in welchem die Jüngerschaft Christi zu ihrem Haupt und Meister steht; denn auch in diesem gemeinsamen Verhältnisse unterscheidet sich das weibliche Geschlecht von dem männlichen durch „mehr gläubige Hingebung, Achtung vor dem Gegebenen und Positiven, vor Tradition und Sitte, also durch mehr Pietät, während beim Knaben früh die Kritik sich regt, die das Vorhandene meistern will“ (L. Wiese a. a. O. S. 11).

Richten wir endlich noch unsern Blick auf die Gesellschaft im Unterschied von der Gemeinschaft, so ist es nicht die

Einheit von Geist und Seele, die wir in Betracht zu ziehen haben, sondern der Unterschied beider. In der Gesellschaft wirkt Seele auf Seele und Geist auf Geist: es treten auch Thiere und unsichtbare Geister zu dem Menschen in gesellschaftliche Beziehung, während es nicht nur eine Gemeinschaft der Menschen unter sich, sondern auch eine Gemeinschaft mit Gott gibt. Die verschiedenen Stände samt den verschiedenen Bündnissen, die es gibt, weisen auf Gemeinschaft hin und setzen Gleichheit der Gesinnung und Ueberzeugung voraus; hingegen die verschiedenen Arbeitsgebiete und Erholungsarten (Sammlung und Zerstreuung) führen zur Geselligkeit und setzen Gleichheit der Bestrebungen und Neigungen voraus. Der Gemeinsinn muß geweckt und gestärkt, der Geselligkeitstrieb geleitet und veredelt werden. — Was nun die andern Geschöpfe betrifft, welche Gott dem Menschen zur Gesellschaft mitgegeben hat, so ist es ein Trost für den Erzieher, daß den Kindern, so lange die köstliche Einfalt und der Sinn für Gerechtigkeit noch nicht gänzlich von ihnen gewichen ist, Schutzengel zur Seite stehen. In diesem Troste liegt aber auch die Ermahnung, möglichst dafür zu sorgen, daß diese heiligen Mächte nicht betrübt, sondern insonderheit durch Aufrichtigkeit und Gottesfurcht erfreut werden, zumal da es auch unheilige Mächte gibt, welche „um des Kindes Seele werben." Andrerseits hat der Erzieher ein ganz besonderes Augenmerk darauf zu richten, wie sich das Kind zur Thierwelt verhält. Bei diesem Punkte laß mich, l. Fr., ein wenig verweilen, bevor ich den Brief schließe.

Im wonnigen Garten der ersten Menschen handelte es sich um einen beschränkten Besitz und Genuß und um ein unbeschränktes Dienen und Herrschen. Es ergibt sich, daß, wer nicht entbehren kann, auch nicht Maß zu halten, und wer nicht Widerstand leisten kann, auch nicht zu schonen wissen wird. Es kommt also für das Gemüt nicht bloß darauf an, daß es bei seinem Begehren die ihm gezogene Schranke einhält, sondern auch darauf, wie es das, was es besitzen und genießen darf, besitzt und genießt; ebenso kommt es für die Vernunft nicht bloß darauf an, daß sie mit Widerstandskraft sich geltend macht, sondern auch, wie sie sich geltend macht

Es gilt, Maß zu halten im Besitzergreifen und Genießen, und es gilt, schonend zu verfahren im Dienen und Herrschen. Die Besitzergreifung soll ebenso, wie das Herrschen, nicht nur in der Gemeinschaft, sondern auch für die Gemeinschaft geschehen; geschieht die Ergreifung eines Besitzes wider die Gemeinschaft, so muß Habsucht im Spiele sein, und geschieht das Herrschen zum Nachteil der Gemeinschaft, so schließt man auf Herrschsucht zurück. Hingegen das Genießen und Dienen geschieht im Element der Gesellschaft und soll auch zum Vorteil der Gesellschaft geschehen; zum Schaden derselben gereicht die Genußsucht und die Ehrsucht. Also Besitz und Ehre, Genuß und Macht — das sind die Dinge, von denen der Mensch, sei es in ihrer gröberen oder feineren Gestalt, sich einnehmen läßt. „In der sichtbaren Welt sucht der Mensch sein Glück; aber er findet es nicht, sondern Täuschung und Entzweiung", sagt Heinr. Gelzer (in seinen Reden über die Religion im Leben S. 85). Darum prägen wir unsern Kindern ein, daß der Mensch, wenn er in der höchsten Gemeinschaft, in der Gottesgemeinschaft, steht, lieber gibt als nimmt, und lieber verzeiht, als Ehre fordert, und daß er, wenn er sich gern zu der niedrigsten Gesellschaft herabläßt, zur Gesellschaft der Thiere, lieber Andern Genuß gewährt, als selbst genießt, und lieber Andern Macht einräumt, als selber Macht entfaltet. Wie schön, zwischen der höchsten Gemeinschaft und der am tiefsten stehenden Gesellschaft in der Mitte zu stehen, von beiden Seiten umschlossen und nach beiden Seiten hin befreundet zu sein, von oben Mitleid empfangend und nach unten Mitleid gewährend, nach oben Anhänglichkeit beweisend und nach unten Anhänglichkeit erfahrend! Auch der Erlöser befand sich, bevor er Seine Jünger erwählte und Sein Amt antrat, eine Zeit lang ausschließlich in der Gemeinschaft mit Seinem Vater und in der Gesellschaft der Thiere. Wie hoch die Thiere von Gott gestellt worden sind, sieht man aber auch daraus, daß GOtt nicht die Pflanzen, wohl aber die Thiere angeredet, ihnen den Auftrag, sich zu vermehren, gegeben und sie besonders gesegnet hat, sowie daraus, daß GOtt nach der Sintflut das herrliche Wort spricht: „der Bund mit euch soll auch den Thieren gelten", wornach

des Thieres Schicksal und Leben an das Schicksal und Leben der Menschen gebunden ist (s. Scheitlin, Thierseelenkunde I S. 48). Das hat auch seinen guten Grund: es gäbe nämlich keine Feindschaft des einen Thieres gegen das andere, wenn der Sündenfall der ersten Menschen nicht geschehen wäre. Also trägt die Menschheit die Schuld an der innerhalb der Thierwelt vorhandenen Feindschaft. Wer nun das Thier quält, der fügt zur Erbschuld eine Werkschuld. L. Fr. Du hast gewiß schon von den Thierschutzvereinen gehört, welche in neuester Zeit an verschiedenen Orten gegründet worden sind. Nicht genug kann ich Dir die Unterstützung derselben und die Teilnahme an ihren Bestrebungen empfehlen; ich sehe mich um so mehr veranlaßt, auf sie und ihre segensreiche Wirksamkeit hinzuweisen, je weniger ich gerade in den besten pädagogischen Schriften die Sache des Thierschutzes gebührend hervorgehoben finde, und je mehr ich wahrnehme, daß diese Vereine eine unsern Tagen vorbehaltene lebendige und laute Predigt sind, welche erstens den Thierquälern und mittelbar den Thiervergötterern, zweitens den mehr oder weniger indifferenten Eltern und Erziehern, drittens der Jugend gilt. Mögen die Mitglieder dieser Vereine in anderer Beziehung noch so weit auseinander gehen, so ehre ich sie, weil ihnen der Thierschutz heilig ist, welcher eine viel größere Bedeutung hat für das Volkswohl, als bis jetzt von Vielen zugestanden wird. Sowie Religion und Confession zusammen gehören, so weisen auch Natur und Cultur auf einander hin: und hier haben wir eine Hingebung an die reine Natur und an ächte Cultur. Ueberall sonst „enthält," wie L. Wiese (a. a. O. S. 23) sagt, „Natur und Cultur Vorteile und Gefahren für die Erziehung"; und „es kommt darauf an, in jedem besondern Fall ihr richtiges Verhältniß zu finden"; hingegen hier wird gerade dadurch, daß nicht die Natur selbst Gegenstand der Cultur, sondern der Mensch durch ihre Pflege cultivirt wird, nicht nur der Thierquälerei entgegengetreten, sondern auch verhütet, daß das andere Extrem, der Cultus der Natur, der Aberglaube an die Natur, der heidnische Naturdienst um sich greife. Die Thierschutzvereine haben entsprechend ihrem Namen ihr Absehen zwar auf die Thiere, aber noch vielmehr auf die

Menschen. Dem Wort des Erlösers: „wer nicht im Geringsten treu ist, der ist auch nicht im Großen treu" – entspricht das Wort: wer sich nicht der geringsten lebendigen Geschöpfe, der Thiere erbarmt, der erbarmt sich auch nicht der Menschen so, wie er soll; wer in der Jugend ein Thierquäler war, wird späterhin ein Menschenquäler; und, wie Bruno Topf in seinem auf dem ersten deutschen Thierschutz-Congresse zu Gotha 1879 gehaltenen Vortrage sagt: „Thierschutz in der Schule ist in Folge seines wohlthätigen Einflusses auf die Kinder weit mehr Menschenschutz als Thierschutz". (Ich empfehle Dir diesen Vortrag, der die Frage behandelt: Wie ist die Jugend für die Sache des Thierschutzes zu gewinnen? Dabei mache ich Dich auf die im Wachsen begriffene Thierschutz-Literatur überhaupt aufmerksam, so u. A. auf das „Wort der Bitte an die Lehrer in deutschen Schulen in Sachen des Thierschutzes" von F. A. Garbs, auf den „Thierschutzkatechismus" von L. Hörmann, auf die Schrift vom „Verhältniß des Kindes zur Thierwelt", ein Beitrag zur Gemütsbildung von Meta Wellmer; auf die Schrift: „Seid Menschen und schützet die Thiere, eine gekrönte Preisschrift von O. Kannegießer; auf die Schrift „über die moralischen und praktischen Grundelemente der Thierschutzbestrebung" von Ferd. Laban, auf die Vereinsschrift vom „Thierschutz in seinen moralischen und praktischen Beziehungen" von J. C. Ettinger, auf verschiedene Schriften über Vivisection, z. B. „die wissenschaftliche Thierfolter" von Richard Knoche, auf die Jahresberichte der Thierschutzvereine und die von ihnen herausgegebenen und verbreiteten Jugendschriften).

Zum Schluß erhebe ich die Frage: Was war es, was den Erlöser, als Er in der menschenleeren Wüste ausschließlich mit Seinem Vater und mit der gegen Ihn zutraulichen und Ihm folgsamen Thierwelt verkehrt und schließlich eine Ihn versuchende, an die Schlange des wonnigen Gartens erinnernde Kreatur energisch abgewiesen hatte, Sein Amt unter den Menschen anzutreten bewog? Das Mitleid. Auch unter uns wird für den rechten Verkehr mit Menschen eine solche Einsamkeit vorausgesetzt, in welcher mit der treuen Liebe gegen Gott sich die mitleidvolle Liebe zu den

geringsten Geschöpfen zusammengeschlossen hat. „Es ist ein Wort des Aristoteles, daß alle edlen Männer sich zum Schmerz hinneigen. Das ist nicht blos das Gefühl von der Schwere ihres Berufes, das auf ihnen lastet; es ist noch etwas Anderes: es ist das innere Mitfühlen und Sicheinswissen mit dem Leid der Menschheit, der sie dienen." „Die Liebe verbindet innerlich mit einander und eignet sich das an, was des Andern ist." „Je edler ein Mensch ist, je mehr in ihm der Geist der Liebe lebt, um so mehr nimmt er den Schmerz" nicht nur „der Menschheit", sondern aller fühlenden Geschöpfe „in seine eigene Seele auf und trägt ihn innerlich mit sich und macht ihn durch" (Luthardt, Apol. des Christenth. I S. 87). Auch bewahrt man sich bei solchem Zusammenschluß der aufsteigenden und absteigenden Liebe „eine Jugendlichkeit, die", wie H. Gelzer (a. a. O. S. 34) sagt, „auch beim Ergrauen der Haare und beim Ermatten der Pulsschläge noch unversiegt fortfließt, noch unerkältet ihre Umgebungen erwärmt". Möchten auch wir uns einer solchen wirksamen und dauerhaften Jugendlichkeit erfreuen! Gehab Dich wohl!

VII. Das Modalitätsprincip.

L. Fr. Für Deinen Brief, welcher viele Gedanken enthält, die zu weiterem Nachdenken auffordern und mir aufs Neue von Deinem Forschersinn Beweise geben, sage ich besten Dank. Ueber Einzelnes wünschest Du noch meine Meinung zu hören. Du fragst, ob und wie die beiden Erscheinungen sich erklären lassen möchten, daß Eltern, deren Erziehungspraxis, soweit sich ein Einblick thun lasse, keineswegs mit einer guten Erziehungstheorie im Widerspruche stehe, gleichwohl oft mißratene Kinder, sowie daß bedeutende Väter gewöhnlich unbedeutende Söhne haben. Laß mich zuerst die zweite dieser beiden Erscheinungen in Erwägung ziehen.

Alles, was groß und hoch ist in der Welt, ist besonders starken Versuchungen und Gefahren ausgesetzt. Wenn dasselbe auch der Gerechtigkeit dient, so liegt doch im Bewußtsein, auf einer Höhe zu stehen, die Versuchung zur Ueberhebung viel näher, als im Bewußtsein der Niedrigkeit; und wenn es zumal der Sünde dient, so wird es Gott im höchsten Grade mißfällig. Es gereicht einem großen Manne zur Demütigung, einen unbedeutenden, vielleicht in der Welt ganz unbrauchbaren Sohn zu haben; hingegen setzt das Bewußtsein, einen in der Welt groß und einflußreich gewordenen Sohn zu besitzen, bereits eine entschiedene Demut voraus, wenn nicht irgend welche schlimme Folgen eintreten sollen. Hier werde ich an einen Unterschied erinnert, der zwischen dem Haus und der Schule besteht. Ein Erzieher, der nicht des Zöglings Vater oder Mutter ist, muß auf einer gewissen Verdienstes höhe stehen, muß die für den Anspruch auf höhere Bildung nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen, muß Meister sein in dem, was der Zögling lernen soll, um diesem zur Erklimmung einer Berufshöhe behilflich zu sein; hingegen Vater und Mutter des Zöglings werden, wenn sie ihren Sohn für eine hervorragende Stellung in der Welt bilden lassen wollen, die Strebsamkeit desselben um so leichter anbahnen und fördern, je mehr sie Sorge tragend für Einpflanzung kindlicher Pietät ihm zum Bewußtsein bringen, daß sie ihre Vater- und Mutterwürde keineswegs verlieren, vielmehr erst recht ins Licht stellen, wenn sie ihre Schwachheit und Armut im Wissen und Können nicht ängstlich verbergen, wenn sie sich unbedenklich Blößen geben und selbst die Anerkennung nicht zurückhalten, daß der Sohn Vieles besser wisse und besser könne, als sie. Daraus folgt, daß ein Sohn, wenn er zwischen der Vater**würde** und der einen blendenden Nimbus um sich her verbreitenden **Verdienstlichkeit** des Vaters nicht unterscheiden kann, noch unterscheiden lernt, beim Gedanken an die Erreichung einer gleichen oder auch nur von ferne entsprechenden Verdienstes höhe keinen Mut zum Streben zeigt und daher sein Leben lang der kleine Sohn seines großen Vaters bleibt: der Ruhm des Vaters wirkt da drückend, nicht erhebend auf den Charakter und das Herz des Sohnes, und dieser versäumt,

über der Bewunderung der Person des Vaters sich für eine edle Sache zu begeistern und zur Erlangung einer Tüchtigkeit im Berufsleben alle seine Kräfte anzustrengen. Hiebei ergibt sich denn auch, daß der große Einfluß, den eine Mutter auf die Heranbildung ihrer Söhne hat, nicht nur auf die Innigkeit und Sorgsamkeit ihrer Liebe, sondern auch auf das ihrer dienenden Geschäftigkeit höchst günstige Bewußtsein zurückzuführen ist, daß sie den niedrigeren Stand ihres eigenen Wissens und Könnens nicht zu beklagen und sich desselben nicht zu schämen braucht, weil sie nicht fürchten muß, als Mutter deswegen weniger ehrwürdig vor ihren Kindern zu erscheinen. — Ein zweiter Punkt, an den ich hier erinnert werde, betrifft die Bedeutung, die der Standesunterschied für die Erziehung hat. Wenn die Kinder der Hohen geraten, so wird der Grund davon in der sorgfältigen Erziehung zu suchen sein, obgleich die Standeshöhe an sich der Erziehung nicht sehr günstig ist; hingegen wenn die Kinder der Niedern am Geist und Leib gedeihen, so erklärt sich dies zum großen Teil aus dem Gefühl des Niedrigseins, welches in seiner günstigen Wirkung auf Seele und Gemüt der Kinder selbst bei mangelhafter Erziehung oft durchschlagend ist. Demnach „steht“, wie Lübker (Grundzüge der Erziehung und Bildung S. 234) sagt, „bei diesen verschiedenen Ständen der Niedrigen und der Hohen die Wertschätzung und die Bethätigung der Erziehung so ziemlich in einem entgegengesetzten Verhältnisse zu einander.“ Jedoch nicht blos im hohen Stande, wie Lübker meint, sondern oft noch mehr in den mittleren Ständen „treten Künstelei und Affectation an die Stelle der naiven Einfachheit und Offenheit, die sonst des Kindes natürlicher Schutz sind;“ und wiederum nicht blos im niedrigen Stande, sondern manchmal noch mehr in den mittleren Ständen vollzieht sich die Aufgabe der Erziehung leicht und naturgemäß, weil hier die schwarze Farbe die weiße herausfordert, oder ohne Bild, weil das hier tiefere Gefühl vom eigenen und fremden Schaden auch mehr zur Witzigung und zur Schärfung der Sehkraft dient.

Was nun die andere Erscheinung betrifft, daß oft ganz wackere Eltern mißratene Kinder haben, so wird man, wo

möglich, unter den einzelnen Fällen einen Unterschied machen müssen. Wenn beide Eltern dem Erziehungsgeschäfte wirklich nicht nur mit Liebe, sondern auch mit Weisheit und mit Kraft obliegen, so wird wohl der Fall nicht eintreten, daß alle Kinder oder fast alle mißraten; wohl aber ist es möglich, daß eines derselben auf Abwege gerät und den Eltern vielleicht bis ins Grab hinein viele Sorgen macht. Hier in allen Fällen den Eltern eine besondere Schuld zu imputiren, halte ich für eine große Vermessenheit. Trägt doch auch der heilige Gott, der die Liebe selbst ist, keine Schuld, daß der Sündenfall der ersten Menschen eintrat; ist doch auch bei dem Welterlöser keine Schuld zu suchen, daß Er unter Seinen zwölf Jüngern einen hatte, der unter Seiner Pflege ein unrettbar verlorenes Kind wurde; und hat doch auch die erste Christenheit ohne Schuld des heiligen Geistes aus ihrer eigenen Mitte heraus unberechtigten Widerspruch erfahren und den Abfall hervorgehen sehen. Es warnt uns also die religiöse Geschichtsbetrachtung, daß wir über solche Familien, in welchen es unter wohlgezogenen Kindern auch ein mißratenes gibt, uns nicht zu Richtern aufwerfen sollen. — Der diametral entgegengesetzte Fall ist der, daß Eltern, deren sittlicher Ruf eine gute Erziehung ihrer Kinder nicht von weitem erwarten ließ, dennoch wohlgeratene Kinder haben. Wenn in solchem Fall bei einer größeren Kinderzahl kein einziges gefunden wird, welches offenbar mißraten ist, so wird wohl angenommen werden müssen, daß die Eltern nicht so gar sittlich verkommen sind, daß ihre sittliche Beschaffenheit, wenn auch nicht makellos, doch immerhin besser ist, als ihr Ruf. Doch ist es möglich, daß unter den Kindern solcher Eltern, deren sittlich tiefer Stand constatirt ist, ausnahmsweise ein solches gefunden wird, welches mit Entschiedenheit dem lasterhaften Leben seiner Eltern oder der Rohheit derselben in Folge von Abschreckung den Rücken kehrt. Die göttliche Heimsuchung der Väter an ihren Kindern bis ins dritte und vierte Glied läßt zwar den großen Eifer erkennen, mit welchem Gott die Nachkommenschaft böser Eltern die Folgen der Sünde als einen gemeinsamen Fluch mittragen läßt, gibt aber doch

auch dem göttlichen Erbarmen Raum, welches der Bestrafung der Sünde mit Sünde durch ein kritisches Verfahren Maß und Ziel setzt, um für Wiederaufrichtung eines sittlichen Familienlebens einen Rest der Nachkommenschaft zu retten, eine neue Stammeswurzel zu erzeugen. — Vergleichen wir nun beide in der Geschichte sich wiederholenden Fälle, so tritt uns im ersten Fall die Ausartung eines Kindes, im zweiten die Umlenkung eines Kindes zum Guten als Ausnahme von der Regel entgegen. Dieß erinnert mich an ein Wort von A. L[ämmert], (s. Vierzig Sätze über christliche Kinderzucht, im Verlag der Evang. Gesellschaft in Stuttgart S. 4): „die Eltern kann man nicht allein verantwortlich machen für den Erfolg der Erziehung." „So gereicht es auch dem schlimmen Vater nicht zum Ruhm", „wenn sein Sohn in den Wegen der Gerechtigkeit wandelt." Im ersten Fall kann es geschehen, daß das auf Abwege geratene Kind durch verstärkte Liebe seiner Eltern, besonders durch die Macht der Fürbitte, — sei es vor oder nach dem Tode seiner Eltern wieder zurechtkommt. Ich denke hier an einen Sohn Jakob Philipp Speners, der, nachdem er dem Vater viel Kummer bereitet hatte, auf dem Krankenbett mit dem Tode ringend ausrief: „die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge", und der dann nicht blos an der Seele, sondern auch wieder am Leibe genaß. Ebenso werde ich hier erinnert an einen von zwei Brüdern, welcher, nachdem er von seinem Vater wegen bösen Lebenswandels enterbt worden war, durch die Nachricht von dem Tode desselben mächtig erschüttert, seine Enterbung entschieden guthieß und als reumütig gewordener Sohn nur mit großer Mühe von seinem Bruder bewogen werden konnte, die Hälfte des Erbgutes von ihm anzunehmen. Zur Erklärung des anderen Falles darf angenommen werden, daß das einzige wohlgeratene von allen Kindern einer Familie seine sittliche Haltung der gesegneten Wirksamkeit eines Lehrers oder dem heilsamen Einfluß eines Taufpathen zu verdanken hatte. Dieß erinnert mich an Zeller, der in seiner Seelenlehre sagt: „Mancher Mensch, der durch die häusliche Erziehung vernachlässigt und verdorben worden war, ist durch die Schule gerettet

worden; aber wie viele gibt es auch, die in der Wohnstube wohl erzogen, in den nachfolgenden niedern und höheren Schulen zu Grunde gegangen sind!" Ein düsteres Bild von einer widernatürlichen und rücksichtslosen Erziehung entwirft Heinroth (in seiner Psychologie S. 374): „Wie viele unschuldige Kinderseelen werden aus der Wiege in die Arme einer frevelvollen Mutter oder Amme gehoben und mit der Milch der Schande und des Verbrechens gesäugt! Wie viele unschuldige Knaben und Mädchen erhalten ihren ersten Unterricht in der Schule des leiblichen und geistigen Verderbens! Wie viele noch unverdorbene Jünglinge und Jungfrauen fallen in die Schlingen der Verführung und des Lasters!" „Das Jagen nach Genuß, nach Reichtum und Ehre, kurz nach Allem, was man in der Welt Güter nennt, wie ist es doch so gemein in der Welt, wie gehört es doch zur Tagesordnung!" „Wie werden die Kinderseelen schon bei Zeiten in dieses Element des Weltlebens eingeweiht und dem baldigen Lebensüberdruß zugeführt!" „Siehe da das Böse, womit die Menschenwelt die Seelen vergiftet!" Damit stimmt überein, was ich in der Christoterpe (1844 S. 42) gelesen habe: „Die Welt hat kein Herz. Tausende haben es schon gesucht, aber noch nie hat ein Mensch daran geruht." Kann man sich da wundern, daß „manche Kinder ihren Eltern Schmach und Ruthe sind"?

Wenn man erwägt, daß nur Gott das Böse überwinden, vernichten und zur Arznei umwandeln kann, und daß ein rechter Erzieher „ein tüchtiger Charakter" sein muß, der als solcher, wie H. Leo sagt, „den Stand des Unglaubens nicht erträgt", so kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß das Erste, was man bei einem Erzieher suchen soll, das Gebet für sich und die Fürbitte für seine Kinder ist, die Zuflucht zur allmächtigen Liebe Gottes, die Verwandlung aller seiner auf den Erziehungszweck bezüglichen Wünsche in Gebete. Daß zuweilen Kinder frommer Eltern mißraten, mag oft darin seinen Grund haben, daß diese zwar mit ihren Kindern beten, aber aus dem Gebet einen Werkdienst machen, das Beten derselben vor Anderen zur Schau tragen und außerdem entweder allzu nachgiebig mit ihnen verfahren, oder allzu scharf das Gesetz hand-

haben und so die Kraft ihrer Fürbitte teils abschwächen, teils verhindern. Es gilt, sich unter die Leitung Gottes so zu stellen, daß man im Stande ist, sich selbst von schwerer Schuld zu reinigen, um, soweit es in des Menschen Hand gelegt ist, dem Mißraten eines Kindes vorzubeugen.

Zur Vorbeugung ist aber nicht blos der Gebetsumgang mit Gott erforderlich, sondern auch die Wachsamkeit, die Selbstbesinnung über das, was in jedem einzelnen Fall zu thun sei, die Beherrschung der eigenen Zunge und die Erforschung der Natur des Zöglings. Will man Andere überführen, so muß man in sich selbst gehen; will man Andere in Zucht nehmen, so muß man an sich selbst Zucht üben; dann erst gilt es auch zu erwägen, daß man durch Belehrung Anderer selbst lernt, durch Aufrichtung Anderer sich selbst aufrichtet. — Von der Wachsamkeit des Erziehers sagt Lämmert (a. a. O. S. 18): „Es gibt wirklich gottesfürchtige Mütter — sie versäumen das Gebet für ihre Kinder nicht; sie wünschen von Herzen, sie christlich zu erziehen; aber sie vergessen, wie nötig zum Beten das Wachen ist. Sie sollten erst anhaltend nach der Gabe eines scharfen Auges trachten. So kann es vorkommen, daß, wenn manchmal Kinder frommer Eltern in andern Häusern sind, wo sie sich nicht beobachtet glauben oder meinen, sich gehen lassen zu können, die Fremden oft mit Staunen und Leid sich fragen, was denn das sei, daß solche Leute so übel gezogene Kinder haben?" — Auf die Selbstbesinnung oder Ueberlegung, was in jedem einzelnen Fall zu thun sei, bezieht sich, was Lämmert (a. a. O. S. 6) beispielsweise sagt: „Wie manchmal wird ein Kind über einer guten Handlung oder Aeußerung, welche etwa kindisch oder den Eltern unbequem ist, gerügt, und so das keimende Gute zertreten." Weil jedes Kind eine besondere Erziehung braucht, so muß der Erzieher fleißig darüber nachsinnen, mit welchen Factoren er zu rechnen, welche Mittel er zur Schonung der Natur und zur Bekämpfung des Bösen anzuwenden, in welcher Weise er für Entwicklung der Anlagen und Kräfte des Kindes zu sorgen und auf welchem Wege er einen etwaigen Erziehungsfehler wieder gutzumachen hat. „Die Erziehung kann", wie Lübker (a. a. O.

S. 105) sagt, „zum glücklichen Vollzuge ihrer Arbeit eines Schatzes von Erfahrungen niemals entbehren", weshalb „jeder Erzieher einen Blick in die Geschichte der Erziehung gethan haben muß." Denn es ist (S. 107) nicht „genügend, den Zöglingen diese oder jene gute Eigenschaft beizubringen;" der Erzieher „soll den ganzen Menschen erziehen." „Der ehrwürdige Katholik Sailer sagt mit Recht: Der Mensch geht als ein Ganzes aus der Hand des Schöpfers hervor; er gehe also auch als ein Ganzes aus der Hand der Erziehung hervor." — An die Selbstbesinnung des Erziehers muß sich anschließen die Zügelung der eigenen Zunge. Die Krone der Vorbildlichkeit finde ich darin, daß der Erzieher seine Zunge unter allen Umständen in seiner Gewalt hat. Wohl hatte der Scythe Anacharsis Recht, wenn er auf die Frage, was das Beste und das Schlechteste am Menschen sei? — die Antwort gab: die Zunge. Lämmert sagt hievon (a. a. O. S. 19): „Von ganz besonderem Einfluß auf die Gemütsbildung der Kinder sind die täglichen Gespräche und Unterhaltungen in der Familie. Wo man nur von der Arbeit und dem Gewinn redet, werden die Kinder habsüchtig; wo man so viel von Andern schwatzt und allerlei böse Stücklein von den Leuten zusammenträgt, werden sie lieblos und schmähsüchtig; wo man über die Predigt räsonnirt, werden sie ungläubig; wo man besondern Gefallen an schlechten Witzen findet, werden sie höchst zerstreut und oberflächlich, naseweis und superklug; wo man unschickliche Redensarten führt, werden sie gemein, roh und unsauber; wo man aber mit Liebe und Nachsicht über den Nächsten urteilt, und rechte Worte geredet werden zu rechter Zeit, da können sie liebevoll, verständig, gutgesinnt und Feinde alles wüsten Wesens werden."

Was endlich die Erforschung der eigentümlichen Natur des Zöglings betrifft, so bildet sie den Uebergang von dem, was für den Zögling zu geschehen hat, zu dem, was an ihm zu thun ist. Die Erforschung seines Naturells läuft aber auch parallel mit dem Blick auf die Geschichte der erziehungsbedürftigen Individualität, eine Geschichte, an welcher die Erziehungsmächte selbst den wesentlichsten Anteil haben. Auf die fort-

gesetzte Hebung im Führen und im Tragen, somit auf das Emporführen und Emportragen des Zöglings behufs der Charakterbildung weist das Princip der Modalität hin, d. i. das der Naturgemäßheit und der Bedingtheit durch gegebene Verhältnisse, und die Geschichte der Individualität ist der subjektive Geschichtsgrund, auf welchem dieses Princip steht. Der Zögling bedarf einer harmonischen Behandlung; der Erzieher muß Vorsicht gebrauchen und Rücksichten nehmen; er muß umsichtig und einsichtig verfahren; er muß immer reicher zu werden suchen an Erkenntniß und Erfahrung, um den Zögling auf dem Gange seiner Entwicklung, der so leicht abschüssig werden kann, allezeit heben zu können.

Die Geschichte der Individualität beginnt nun aber nicht erst mit der Geburt des Kindes, sondern nimmt schon vor derselben ihren Anfang. Lämmert (a. a. O. S. 7) sagt: „Wie groß der Einfluß einer Mutter ist auf das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, wissen die Aerzte und alle Erfahrenen. Hüte dich, o Weib, vor Allem, was deine Leidenschaften entflammt, dein Blut, durch welches deine Leibesfrucht lebt, verdorben und entzündet wird! Hüte deine Seele vor der Sünde, wie deinen Leib vor Schaden; denn dein Kind empfindet und leidet dadurch. Aber auch du, o Vater, hüte dich! Schone dein Weib" „und laß dies Wort in dein Gewissen dringen." „Wünschet ihr nicht, daß das Kind, das ihr zu hoffen habt, gedeihe an Seele und Leib? Im Mutterleibe werden aber beide gebildet, hier erhalten sie schon ihre Grundgestalt. So bittet denn Gott fleißig für das im Verborgenen werdende Kind, und unterlaß namentlich du, o Mutter, es nicht, die Gebete zu beten, welche fromme Männer für Schwangere verfaßt haben. O wie viel wird hier versäumt!" Wer denkt hiebei nicht an den großen Kirchenvater Augustin, welcher von sich sagen konnte: „Ich habe das Salz des Bundes Gottes schon im Mutterleib genossen." Auch denke ich hiebei an eine Mutter, welche ihrem erwachsenen Sohn, als dieser nach Betretung eines Irrwegs sich wieder zurechtgefunden hatte, das tröstende Wort sagte: „Als ich dich noch unter meinem Herzen trug, habe ich Gott gebeten, Er wolle mein Kind mit Seinem

Geist erfüllen." — Daß nun aber auch solche Eltern, welche ihr Kind schon vor seiner Geburt Gott übergeben haben, wenn es geboren ist, nicht einen ungläubigen, leichtsinnigen Taufpathen wählen werden, ist selbstverständlich. Jedoch auch in der Leibespflege des Kindes darf nichts verfehlt und nichts versäumt werden, weil dieselbe „schon im frühesten Alter einen Einfluß auf die Entwicklung der Seele hat," wie Lämmert unter Aufstellung einiger Hauptregeln gleichfalls richtig hervorhebt. Ueber physische Erziehung s. Dittes, Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre (S. 3 bis S. 40).

Das Erste, was bei Betrachtung eines neugeborenen Kindes in die Augen fällt, ist seine Hilflosigkeit. Von dieser, welche eine tägliche Ernährung, Reinigung und Behütung erheischt, sagt Erdmann (Psycholog. Briefe S. 63): „Wie hilflos wird das Kind geboren, wenn wir es — ich will von den jungen Enten nicht einmal sprechen — nur mit dem neugeborenen Hunde vergleichen. Obgleich nicht blind geboren, so doch ebensowenig im Stande zu sehen, vermag es kaum eines seiner Gliedmaßen ohne Gefahr der Verrenkung zu regen und ist außer Stande, sich der Quelle zu nähern, aus der ihm Leben und Nahrung quillt. Und dennoch wimmert es nicht, wie der Hund, sondern ungeberdig schreit es, als fühlte es seine Berechtigung dazu, daß ihm dargebracht werde, was ihm nötig ist. Es sucht nicht die Nahrung, es ruft: gebt her! Daß es praktisch diesen Ruf durch seine ganze Kindheit wiederholt, immer mehr haben und genießen will, dies ist erklärlich; denn unter allen Organen fungiren in dieser Zeit am mächtigsten die, welche zur Aneigung und Verarbeitung des von außen gebotenen Stoffes dienen. Was ein Kindermagen an Nahrung, ein Kindergehirn an Empfindungen vertragen und verarbeiten kann, ist unglaublich. Und zwar wird Alles dies verarbeitet nur zum Besten des Individuums, damit es wachse." Der Egoismus, der in solchem für sich Behalten und für sich Verwenden des Kindes zur Erscheinung kommt, steht in der allerersten Zeit vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der Leibespflege. — Der Hilfsbedürftigkeit des Kindes entspricht nun, daß das Vertrauen das Erste ist, was in der

Seele durch die Menschenwelt geweckt wird. Bei der Mutter ist dem Kinde wohl, und bei ihr zunächst allein; darum „schmiegt es sich auch an sie an, wenn es sich fürchtet, wenn es von etwas Feindlichem erschreckt wird.“ Bei ihr „fühlt sich das Kind sicher, in ihrem Arme geschützt, an ihrem Busen geborgen“ (Heinroth Psychol. S. 378). Indem es sich fürchtet, erinnert es sich, daß es eine Mutter hat; und so kommt es vom Vertrauen zum Vertrauen durch Vermittlung der Furcht und der Erinnerung, des Außersichseins und des Insichseins. Zuerst empfindet das Kind die Liebe der Mutter, bevor es auf den Mutterblick und das Mutterwort achtet; und wiederum zuerst ist die Mutter die einzige Person, deren Liebe es sich völlig hingibt, bevor sie die erste von allen wird, denen es sich mit Vertrauen überläßt. Also „geweckt zu den schönsten Gefühlen der Menschheit und gekräftigt in ihnen, teilt die Seele ihre Spenden“ (die des Vertrauens und der Hingebung) „weiterfort an die sich ihm nahende Menschenwelt aus“ (Heinroth a. a. O.) Das Kind unterscheidet aber mittels seiner Empfindungen nicht nur zwischen einem Menschen, der ihm wahrhaft befreundet ist, und einem solchen, der es etwa nur mehr oder weniger scheinbar ist, sondern es macht auch nach, wie vor, einen scharfen Unterschied zwischen der Freundin, welche seine Mutter ist, und allen andern Freunden. Dabei kommt es auf den Vater an, ob er unter den letzteren, wie es naturgemäß ist, obenan steht. Das Verhältniß zwischen der Mutter und dem Kinde ist ein einzigartiges da, wo es sich blos vom Vertrauen, noch nicht auch vom Gehorsam des Kindes handelt: die Mutter genießt das Vertrauen des Kindes schon darum, weil sie die Mutter ist, während jeder andere Mensch, auch der Vater nicht ausgenommen, des Kindes Vertrauen erst gewinnen muß. Doch nicht umsonst soll das Kind seiner Mutter als solcher vertrauen: weil es an der Mutter hängt, so weiß sie es auch hinsichtlich seines Begehrens von sich abhängig und kann es nicht nur durch Schrankensetzung straff halten, sondern auch, wenn es die gesetzten Schranken nicht beachtet, es seiner Unbedachtsamkeit und Unvorsichtigkeit überführen.

Verfolgen wir den Gang der Entwicklung des Individuums weiter, so ist zu beachten, was Erdmann (a. a. O. S. 211) sagt: „Das Kind scheint zaghaft, ehe es das Wort Ich ausspricht." „Es hat Recht; denn" „die ernsteste, wenn Sie wollen furchtbarste That ist der Act, wo sich das Ich erfaßt. Man stelle sich ein Wesen vor, welches sich selbst so fühlt, wie in den ersten Jahren sich die Kinder zu bezeichnen pflegen, als dritte Person, so wird es, da es keinen Unterschied macht zwischen sich und den übrigen Dingen, die gleichfalls dritte Personen sind, für ein solches Wesen nur eine Welt geben, von der es selbst ein Teil ist. Dies ist die Zeit der Unschuld." „Jetzt denke man sich das Erwachen der Ichheit, und augenblicklich teilt sich die Welt in zwei verschiedene Welten." „Ich und Nicht-Ich, Innenwelt und Außenwelt sind mit einem Schlage da." „Bisher wie ein Tropfen verschwimmend in dem Ocean alles Seins, jetzt innerlich davon gesondert und in ihm sich als ein verschlagener Fremdling wissend, mag ihm wohl für den Moment bange werden in dieser seiner einsamen Armut. Es liegt darum in der Natur der Sache, daß es sich augenblicklich in ein Verhältniß zu setzen sucht zu dem, von dem es sich losriß." — Hiemit tritt die Erziehung in ein zweites Stadium. Das Ich will herrschen. Zunächst „geht es auf Vernichtung des Gegenständlichen aus"; „es trachtet den Gegenstand entweder zu verschlingen oder zu zerschlagen." „Nur in der Befriedigung" „dieser Vernichtungstendenz kommt es zum Genuß seiner Macht und der Nichtigkeit der Dinge." „Es ist eine ganz richtige Bemerkung, welche Pädagogen gemacht haben, daß ein frühes Schonen der Dinge kein sehr erfreuliches Zeichen bei Kindern sei" (S. 226). Höher, als das Vernichten steht „das Umbilden des Vorgefundenen", „ein Hauptbildungsmittel", wie es im „Spielen" sich darstellt (S. 227), welches nicht der durch die Not gebotenen sauern Arbeit des spätern Alters entspricht, sondern als erste und später als zur Erholung dienende Lieblingsbeschäftigung zu betrachten ist. Auch erwacht nun, sofern das Kind gern mit andern Kindern zusammen spielt (Heinroth Psychol. S. 379), der „Geselligkeitstrieb, aus welchem sich die zartesten Neigungen,

die edelsten menschlichen Tugenden entfalten"; denn in diesem Triebe „ruht das Bedürfniß des gemeinschaftlichen Wirkens zu Einem Zwecke, das Bedürfniß der bürgerlichen Vereinigung zum Staat: er ist die Quelle der Gesetze, der Wissenschaften, der Künste, der Sitten"; wir wollen lieber sagen: er ist die erste der Mächte, welche zur Eröffnung dieser Quelle wirksam sind. Der Geselligkeitstrieb hat zu seinem Correlat den Nachahmungstrieb, welcher durch die vom Ich um sich her wahrgenommene Geschäftigkeit geweckt wird. Sofern aber auch Andere nach gleicher Richtung hin sich nachahmend verhalten, entsteht der Wetteifer, mit welchem das eine Ich dem andern Ich näher rückt, bis neben der freundlichen Hilfleistung der ernste Streit entsteht. Von letzterer Art des Verkehrs sagt Erdmann (a. a. O. S. 230): „Bei zwei gleich alten gesunden und kräftigen kleinen Knaben geht es, wo sie zuerst Bekanntschaft machen, ohne eine Rauferei nicht ab; bei geringerer Energie machen sie sich wenigstens gegenseitig herunter, oder jeder prahlt dem Andern gegenüber, um sich über ihn zu erheben." In der Rauferei darf man nicht „blos diabolische Bosheit" sehen. „Daß ein anderes Wesen da ist, welches Anspruch macht, sich gleiches Wertes und gleicher Macht bewußt zu sein, das ist es, was den Knaben reizt." „Der Knabe fühlt, daß er es mit einem Rival zu thun hat, ja mit einem Prätendenten seines Herrscherthrones." „Das Siegerbewußtsein wird aber erst dauernd, wenn es ihm gelingt, den Andern in sein Werkzeug zu verwandeln, dessen Anblick nicht mehr irritiren, sondern mit Stolz erfüllen wird." „Das Ende des Kampfs ist ein Verhältniß, wo der Eine rücksichtslos befiehlt und der Andere sich fürchtet und blind gehorcht." Das erinnert an „die Despotie und Sklaverei im Staatsleben" und erweist sich als das im Gesellschaftsleben durch den Egoismus, die Nachtseite des natürlichen Gerechtigkeitssinnes, hervorgerufene Verhältniß der Willkür und des Zwanges. Indeß sobald des Kindes Ich erwacht ist, muß es auch ein von Gott geordnetes Verhältniß anerkennen und genötigt werden, in dasselbe einzutreten: dies ist das Verhältniß zu seinem Vater, der als der Befehlende von ihm Gehorsam fordert, das Verhältniß

der Freiheit zur Gesetzlichkeit. „Jede reine Kindesseele", sagt Heinroth (a. a. O. S. 378) „hält ursprünglich den Vater für das höchste Wesen: es kennt nichts Höheres als den Vater, vorausgesetzt, daß dieser dem Kinde in Vaterwürde erscheint, daß er ein Mann ist; denn die Kraft erweckt Ehrfurcht, wie die Milde Liebe. War die Mutter als Trägerin des Kindes zuerst die einzige und dann die erste Person, welche sein Vertrauen genoß, so ist der Vater als der, der das Kind aufgenommen hat, zuerst die einzige und dann die erste Person, welche vom Kinde Gehorsam zu fordern hat. War es von Anfang an die Furcht vor etwas Feindlichem, in der das Kind vertrauensvoll bei der Mutter Schutz suchte, so ist es jetzt die Furcht vor des Vaters Ruthe, in der es sich ihm unterordnet und gehorchen lernt. Gesellte sich dort zur Furcht vor einer feindlichen Gewalt die Erinnerung an die Liebe der Mutter, so ist hier die Furcht vor der väterlichen Strafe begleitet von dem Aufmerken auf des Vaters Wort. Erweckte dort die Erinnerung eine Gegenliebe zu der Mutter, so ist hier das Aufmerken bedingt durch ein ehrendes Verhalten gegen den Vater. Kam beim Vertrauen des Kindes sein Begehren in Betracht, so ist bei der Forderung des Gehorsams auf sein Wollen zu achten: dieses setzt voraus, daß die Furcht hier nicht, wie dort, nach außen, sondern nach innen gerichtet ist. Bedurfte dort das Begehren des Kindes der Straffhaltung und der Ueberführung (= Bestrafung nach Luthers Bibelsprache, die, worauf auch Lübker a. a. O. S. 313 hinweist, nicht dasselbe ist, was Züchtigung), für welche das Vertrauen des Kindes vorausgesetzt wird, so gereicht es hier der Willenskraft des Kindes zur Wohlthat, wenn es, damit es gehorchen lerne, in Zucht genommen, d. h. gezüchtet und beim Widerstreben gezüchtigt wird. So ist zu hoffen, daß das Kind zunächst, um mit Erdmann (a. a. O. S. 65) zu reden, „ein von außen gesittetes, artiges Kind" wird, um dann auch von innen gesittet oder „sittlich" zu werden. Hier werde ich erinnert an Joh. Albrecht Bengels Worte (s. Burk, Pastoraltheologie in Beispielen II S. 749): „**Bei der Jugend mache ich nicht viel aus den gewöhnlich vorkommenden Bübereien und jugend-**

lichen Leichtsinnigkeiten; ich erkläre es ihnen wohl überhaupt für Sünde, aber ich ahnde es nicht bei jedem vorkommenden Falle, weil es bei Leuten, die auf die innere Zucht nicht achten, doch nicht wohl anders sein kann. Ein Anderes ist's, wo schädliche und gefährliche Ausbrüche dazu kommen: da muß man freilich dareinsehen und nötigenfalls auch das Rauhe ein wenig herauskehren, nur aber dabei blicken lassen, daß man es gut meint, und nichts nachgetragen wird." „Wenn man die Kinder allzu sorglich hütet, so pflegen sie hernach, wenn sie ein Bischen Luft bekommen, desto mehr auszuschweifen." „Erzieher müssen sich vor dem Zorne hüten und nicht ihren Respekt erzwingen wollen; sonst wenn man die Kinder zum Zorn reizt, überschlagen sie gern, bekommen harte Gemüter und werden noch mehr verderbt. Der Endzweck muß einzig und allein der sein, ihnen zurecht zu helfen. Oft kann man, wo ein geringes Versehen abgestraft worden ist, durch unvermutete und wohlbedächtliche Uebersehung eines größeren ein Gemüt beschämen und doch gewinnen. Man vermeide in der Erziehung alle Künstelei." „Ein Brunnenmacher räumt nur die Hindernisse aus dem Weg, so läuft das Wasser von selbst." Wie man nun aber nichts nachtragen und nicht in der Aufwallung des Zorns dreinschlagen soll, so soll man auch nicht eine notwendig gewordene Strafe allzu lang aufschieben, nicht die rechte Zeit versäumen, wo es gilt, züchtigend einzugreifen. „Wie erbärmlich und verderblich sind dagegen die Unterhandlungen mit dem Eigensinne, wie sie in so vielen Familien getroffen werden" (s. Lämmert a. a. O. S. 24). Man will keinen Schmerz hervorrufen, der doch, wie Heinroth (in s. Psychologie S. 470) sagt, „das sehr einfache Mittel ist, wodurch die Seele zum Gebrauche ihrer moralischen Kraft veranlaßt wird." Von Dr. Cotton Mather wird (s. Burk a. a. O. S. 746) erzählt: „Seine gewöhnliche Art, die Kinder ihrer Fehler halber zu strafen, war sehr zärtlich und nichts desto weniger kräftig und eindringend. Die erste Strafe, wenn man es so nennen darf, war bei nicht großem Versehen, daß er sich gegen das Kind über die Begehung einer so bösen That ganz erschrocken bewies und erklärte, wie er kaum glaube,

daß es wahr sein könne und festiglich hoffe, das Kind werde dergleichen nimmer wieder thun. Die härteste Strafe unter allen war diese, daß das Kind eine Zeit lang von der Gegenwart des Vaters geschieden sein mußte, welches auch die Kinder hoch anschlugen. Selten pflegte er sie mit Schlägen zu züchtigen und nur im Fall, wenn sie trotzig waren oder sonst etwas höchst Strafbares begangen hatten.“ Hiezu passt, was Lämmert (in seinen vierzig Sätzen S. 23) sagt: „Durch Züchtigung allein“, sofern man darunter nur die Anwendung der Ruthe versteht, „bringt man den willigen Gehorsam nicht zuwege. Die Eltern müssen vor Allem darauf bedacht sein, sich ihr natürliches Ansehen bei den Kindern zu erhalten. Dies wird geschehen auf dreierlei Weise, nämlich erstens durch ihr gutes Beispiel, zweitens durch Weisheit im Befehlen, drittens durch Festigkeit“, wofern den Eltern die Selbstzucht und Selbstüberführung nicht fremd ist.

Das Kind muß nun aber, nachdem es ein Ich geworden, auch ein geistiges Licht und Kraft empfangen je nach dem Maße seiner Empfänglichkeit und der Gewecktheit seines innern Sinnes. Im Blick auf die so leicht zur Selbstsucht ausartende Selbstheit wird man daran erinnert, daß eine Erhebung des Menschen über sein eigenes Ich ohne religiöse Erziehung absolut unmöglich ist. Wie „die Liebe Gottes unverständlich“ ist „ohne die Erfahrung von Vater- und Mutterliebe im Familienleben“, so kann auch die Vater- und Mutterliebe nicht wesentlich wirksam zu einer guten Erziehung sein ohne die Anleitung zur Erkenntniß der Liebe Gottes. Das Göttliche als das Unendliche ist das Absolut-Gute und -Schöne; das Göttliche als das Ewige das Absolut-Wahre und Wesenhafte. Das Endlich-Gute und -Schöne aber, abgetrennt vom Unendlich-Guten und -Schönen als seinem Ursprung wird zu etwas Bösem und Häßlichem; und das Zeitlich-Wahre und -Wesenhafte als für sich seiend gegenüber dem Ewig-Wahren und -Wesenhaften schlägt um zu etwas Falschem und Wesenlosen. — Zunächst muß die Selbstsucht ein Gegengewicht erhalten durch Selbstentäußerung und Selbstentsagung; dann muß dieses Gegengewicht zum Uebergewicht verstärkt werden dadurch, daß

Selbstverleugnung und Selbstbeschränkung hinzukommt. Es ist freilich ein langer Weg, bis dieses Ziel erreicht wird; aber was schon frühzeitig geschehen kann und soll, ist Gewöhnung und Uebung. Die Gewöhnung an Entbehrungen ist auf die Zügelung des Begehrens gerichtet, durch Gewöhnung an die Sitte wird die Richtung des Wollens bestimmt. Die Uebung, durch welche man zur Gewißheit einer Sache gelangen soll, nimmt das Denken in Anspruch, für die Uebung, durch welche man es zur Fertigkeit in einer Sache bringen soll, wird eine nach außen gerichtete Thätigkeit, ein Schaffen, erfordert. Bei der Gewöhnung an Entbehrungen denke ich zuerst an die Geduld, die das Kind lernen muß (Lämmert a. a. O. S. 22), bei der Gewöhnung an die Sitte wird man zuerst an die Ordnungsliebe denken dürfen, die dem Kinde einzupflanzen ist. Zur Uebung, welche auf Gewißheit einer Sache abzielt, ist vor Allem nötig die Hinrichtung auf die Gesetzlichkeit, welche das Kind liebgewinnen muß; für die Uebung im Aufstreben zu einer Tüchtigkeit endlich wird zuerst erfordert, daß es mit guten Vorbildern umgeben wird, die ihm das Wohlgefallen abgewinnen, ohne welches zwar eine Nachbildung, aber nicht eine Nachahmung möglich ist. — Wofür man nun aber keinen Sinn hat, daran gewöhnt man sich nicht; und wofür man keine Empfänglichkeit zeigt, darin übt man sich nicht. Es wäre aber ganz widernatürlich, wenn ein Kind für gar nichts Gutes und Schönes einen Sinn, und für nichts Wahres und Erhabenes eine Empfänglichkeit hätte. Wie oft begegnet uns dagegen bei Erwachsenen der kranke Zustand, in welchem das Herz enge und das Gewissen weit, das Gemüt hart und der Charakter weich, der Verstand fix und die Seele vag, die Vernunft frei und der Geist gefangen ist; wie oft nehmen wir wahr, daß die Seele eines Menschen ihre Einfalt, das Gewissen seinen Gerechtigkeitssinn, der Geist seine Aufmerksamkeit, das Gemüt seine Hingebung aufgegeben und eingebüßt hat, ohne daß der Verstand desselben weise, das Herz aufrichtig, die Vernunft still, der Charakter lauter geworden ist! Und einen solchen Einblick soll man thun und doch zweifeln können, ob zur Verhütung und Heilung eines solchen Zustandes religiöse

Erziehung notwendig sei? Von oben her muß dem Kinde auf dem Wege der Gewöhnung und der Uebung Licht und Kraft zugewendet werden; und dabei darf kein geringeres Verlangen obwalten, als daß es selbst ein mit Trost erfülltes Licht (Intelligenz) und eine Kraft (Persönlichkeit) werde. Denn das centrale Ich muß, nachdem es dem peripherischen Nicht-Ich gegenüber gesetzt worden ist, sich auch wieder aufheben lassen behufs der Aufnahme von Licht und Kraft als der Herstellung einer Achse mit zwei Polen.

Dem entspricht, daß für den Zögling eine Zeit kommt, wo er nicht blos von Vater und Mutter sich zurechtweisen lassen, sondern auch in der Stille des gemeinsamen Schullebens sich aufhalten, und nicht blos im häuslichen Kreise sich artig benehmen, sondern auch im Geräusch der Welt, das zur Schule des Lebens werden soll, sich mit Sicherheit bewegen lernen muß. Sowohl für das wirkliche Schulleben als für die mögliche S c h u l e d e s L e b e n s wird Lernfähigkeit vorausgesetzt, und für beide muß eine fortgesetzte Vorbereitung im Hause dadurch geschehen, daß die Eltern dem Kinde nicht nur zur Fertigung seiner Schulaufgaben und zur Mitteilung seiner Erlebnisse Raum lassen, sondern auch die Demütigung und Befriedigung sowie die Besänftigung und Erheiterung des Kindes sich täglich angelegen sein lassen. Unter solcher Voraussetzung ist zu erwarten, daß der Ausbildung der Vernunft durch das Schulleben und der Ausbildung des Ahnungsvermögens durch den Einfluß der Außenwelt nichts im Wege liegt, daß vorzugsweise dort Erkenntniß, vorzugsweise hier Erfahrung gewonnen wird. Denn dadurch, daß zwischen dem Hause und der Schule einerseits und dem öffentlichen Verkehr andrerseits eine Wechselbeziehung eintritt, schließt sich an die Gewöhnung, die das Begehren zügelt, die Uebung der Denkkraft, und an die Gewöhnung, die das Wollen bindet, die Uebung der Thatkraft. (— Wie nämlich das Begehren auf dem Gefühl des Bedürfnisses und der Empfindung des Reizes beruht, so das Denken auf der Bildung von Keimen und der Entwicklungsfähigkeit; und wie es kein Wollen gibt ohne Energie und Erregbarkeit, so auch kein Schaffen ohne Zug und Trieb.

Wie das Begehren gerichtet sein soll auf die Idee des Schönen und Angemessenen (Zweckmäßigen), so das Denken auf die Idee des Wahren und Wesenhaften; und wie das Wollen mit der Idee des Guten und Rechten sich beschäftigen soll, so das Schaffen mit der Idee des Zweckmäßigen und Wirksamen. —) Sobald es geschehen kann, muß der Verstand (das reflectirende Bewußtsein) und die Vernunft (= das refrangirende Bewußtsein) in Zucht genommen werden, damit das Begehren aufhöre, die ihm gezogenen Schranken zu überschreiten. Weil aber der Gehorsam ein Wollen und ein Thun ist, so ist die weitverbreitete Meinung falsch, daß Gehorsam nur durch Züchtigung zu erzielen sei. Dem Nichtwollen und dem Uebelwollen gehört die Ruthe (daher sagt man nicht: wer nicht hört, sondern: wer nicht hören will, muß fühlen); dem Nichtthun oder Schlechtthun als solchem hingegen muß man begegnen mit ermahnungskräftiger Tröstung oder Aufrichtung; denn, wo Tröstung zu rechter Zeit geschieht, da „läuft" man „den Weg der göttlichen Gebote". Ebenso weil das Vertrauen sowohl ein Act des Denkens, als ein Act des Begehrens ist, so wäre es verkehrt, dasselbe nur durch Ueberführung, nicht auch durch Belehrung gewinnen zu wollen (die Ueberführung ist eine Wecknung des Bewußtseins vom sittlichen Unvermögen gegenüber den in den Weg sich stellenden Versuchungen und Schwierigkeiten, und ein Abmahnen von Unbedachtsamkeit gegenüber sittlichen Gefahren; hingegen die Belehrung oder das Unterrichten ist ein Richten oder Beurteilen und Richtigstellen des Weges, den das Denken zu gehen hat, sowie ein Richten oder Lenken des Blickes auf diesen Weg, der, so zu sagen, unter den Füßen liegt, sofern jeder Denkact einem Gange zu vergleichen ist). Das Vertrauen gehört dem Gemüte (= der nachfühlenden Subjectivität) und dem Ahnungsvermögen (= der vorempfindenden Subjectivität) an. Vertrauen aber und Gehorsam gehören zusammen; in der Trennung beider ist keines von beiden rechter Art; an ihrer Einheit aber ist zu erkennen, daß ein Kind von innen gesittet wird, (sowie die Einheit von Gedächtniß und Aufmerksamkeit der einzige Talentmesser bei Kindern ist). Dadurch, daß man den Bedürfnissen und Wünschen

der Kinder teils mit der Aufforderung zur Geduld, teils mit der Bereitwilligkeit sie zu befriedigen, begegnet, wird die Einheit von Vertrauen und Gehorsam hergestellt, (sowie durch Besinnung und Stille das Gedächtniß mit der Aufmerksamkeit sich zusammenschließt). An den Gehorsam schließt sich der Fleiß an. Sowie jener ein Wollen und ein Thun ist, so besteht dieser nicht blos in irgendwelcher durch Gebot oder Not vorgeschriebenen Geschäftigkeit, sondern auch in irgend einem Maß von Energie; aber während dort dem Nichtwollen mit Züchtigung und dem Nichtthun mit Ermunterung begegnet werden soll, wird hier die Energielosigkeit nicht durch Anwendung der Ruthe, sondern durch Aufrichtung, und die Trägheit, welche eine Arbeit von einer Zeit zur andern aufschiebt, nicht durch ermunternde Worte, sondern durch Zuchtmaßregeln gehoben. Hiebei erinnere ich mich eines Wortes von Flattich, welcher (bei Burk a. a. O. S. 754) sagt: „Viele ziehen ihre Kinder auf wie einen Blumengarten, mit welchem man sich viele Mühe gibt, daß man damit prangen könne.“ „Deswegen geraten auch die Söhne der Präceptoren selten, weil diese wollen aus ihren Kindern vorzügliche Leute machen, daß sie sich mit ihnen hervorthun können, wodurch die Kinder maßleidig werden. Als ich meine Kostgänger noch beisammen hatte, fragte ich sie Abends, wie es ihnen sei? Die, welche fleißig waren, sagten gleich: wohl sei es ihnen. Die Andern aber bekannten, es sei ihnen nicht wohl. Ich sagte ihnen, sie sollten jeden Tag fleißig lernen, nicht damit sie sich über Andere hervorthun, sondern damit es ihnen wohl sei.“ — An das Vertrauen schließt sich die Pietät an. Wie das Vertrauen, so wird auch die Pietät durch Ueberführung und Belehrung herbeigeführt; unterschieden jedoch sind beide insofern, als in jenem das Hoffen und das Glauben beisammen sind, während in dieser ein Zusammenschluß der Ehrfurcht und der Bewunderung wahrgenommen wird. Zu dem Vertrauen und der Pietät gesellt sich die sowohl desiderative als „contemplative“ Lust; und wo Gehorsam und Fleiß, da wird die sowohl energische, als erregbare moralische Kraft vorausgesetzt.

Du siehst, l. Fr., daß zwischen dem wirklichen Schulleben und der möglichen Schule des Lebens notwendige Be-

ziehungen bestehen. Richten wir unsern Blick insonderheit auf das Schulleben, so wird nicht erst seit neuester Zeit, sondern schon seit der Reformation an die Schule die Forderung gestellt, daß sie eine Denkschule sei (Süddeutscher Schulbote 1878 S. 197 ff). Es sollen in ihr 1) „alle Kenntnisse denkend verarbeitet und alle Fertigkeiten denkend betrieben“ werden; es soll 2) „Gedankenzufuhr (Denkstoff) und Gedankenausfuhr (denkende Verarbeitung) in richtigem Gleichgewicht stehen“; es sollen 3) „die Schüler angeleitet werden“, „richtig sich etwas vorzustellen und richtig zu begreifen, richtig zu urteilen und richtig zu schließen“; 4) es soll „Denkgewandtheit nicht auf Kosten der Denkgründlichkeit gepflegt“ werden; 5) „das Denken“ in der Schule soll „ein lernendes, das Lernen ein denkendes“ sein („Ein Kinderkopf“, sagt Erdmann in seinen psycholog. Briefen S. 301, „verträgt nicht nur, sondern erfrischt sich durch vieles Lernen; nur Eines macht ihn krank und vielleicht für Zeitlebens: das unzeitige Hervorrufen des eigenen Denkens“, d. h. wohl: des formalen Denkens). 6) das Gedächtniß soll auf jeder Altersstufe geübt werden, jedoch nie „auf Kosten des Verstandes“. 7) Die Schule soll „Sprechschule und Schweigschule zugleich“ sein, „d. h. eine solche Schule, in welcher die Schüler zu rechter Zeit und richtig sprechen, zu rechter Zeit und beharrlich schweigen können.“ Vgl. ebendaselbst, was über die Wege und Mittel, die Schule zur Denkschule zu machen, gesagt, und wie die Behauptung, daß die Hinausvotirung der Religion aus der Schule der Tod der Denkschule sei, begründet wird. — Weil nun aber das rechte Wollen die Mutter des Erkennens, die Willkür die Mutter der Täuschungen ist, so hat der Lehrer sowohl einer höheren, als einer niedern Schule auch am Erziehungsgeschäft im engeren Sinne sich zu beteiligen.

Gehen wir über zu der Erwägung, inwiefern der öffentliche Verkehr auf dem Grund der häuslichen Erziehung eine Schule, die Schule des Lebens, werden kann und soll. Hier möchte ich das Wort Erdmanns (a. a. O. S. 339) an die Spitze stellen: „die Erfahrung ist die Mutter des“ rechten „Verlangens, wie die Unerfahrenheit die des Gelüstens.“ Ist

die häusliche Erziehung rechter Art, so muß gar bald das besondere Temperament bemerkbar werden, welches dem Kinde eigentümlich ist. Das Temperament tritt aber recht hervor erst durch den Verkehr mit der Außenwelt. — Du möchtest gerne, l. Fr., wie Du schreibst, über die Temperamentsverschiedenheit ins Klare kommen; es stört Dich besonders, daß man von einem melancholischen Temperament redet, welches doch dem Kindesalter glücklicher Weise fern bleibe; und dabei möchtest Du doch die Behauptung aufrecht erhalten, daß auch der frühen Jugend nicht drei, sondern vier Temperamente zugeschrieben werden müßten. So ist es auch. Dem Pädagogen erscheint die Melancholie als eine erst im kritischen Alter möglicher Weise eintretende Krankheitsform, nicht aber als ein eigentliches Temperament. Die vier Temperamente, welche als zum Naturell gehörig schon in früher Jugend zur Erscheinung kommen, sind das nervöse, das cholerische, das sanguinische und das phlegmatische. Je zwei convergiren mit einander nach der einen, und divergiren von einander nach der andern Seite. Die Beobachtung hat zu folgenden Sätzen geführt: 1) Während der Nervöse anhaltend und der Sanguiniker flink bei der Arbeit ist, erscheint der Phlegmatiker dem Choleriker als indolent und dieser jenem zu passionirt, sofern die Thätigkeit auf die Sache gerichtet ist. Hingegen sofern es sich um Aeußerung ihrer Gefühle handelt, so wird man beim Choleriker und Phlegmatiker Teilnahme finden, während der Nervöse als ein im Mechanismus Befangener und der Sanguiniker als phantastisch erregt erscheint. 2) Hinsichtlich der Pflege der Gemeinschaft findet zwischen dem Cholerischen und dem Nervösen leicht ein Kampf statt, während der Sanguiniker gern mit dem Phlegmatiker spielt und sich friedlich unterhält, doch so, daß der Choleriker über den Nervösen, der Sanguiniker über den Phlegmatiker dominiren will. Hingegen wenn man auf ihren Geselligkeitstrieb achtet, so wird man finden, daß der Choleriker einen andern Weg als der Nervöse, der Sanguiniker einen andern, als der Phlegmatiker geht, daß gemäß dem Sprichwort „gleich und gleich gesellt sich gern“ der Choleriker mit einem Choleriker, der Nervöse mit einem Nervösen u. s. w.

zusammengeht. 3) Zieht man ihre Leidensfähigkeit in Betracht, so zeigt sich gar bald, daß der Nervöse wie der Phlegmatiker leicht durch Vorstellungen zufrieden zu stellen ist und daher in Geduld sich fügt, während der Choleriker wie der Sanguiniker sich gegen die Uebernahme unbequemer Dinge so lange als möglich sträubt und gern seinen Willen durchsetzt. Hingegen wenn es sich um Unterscheidung nötiger und unnötiger Mühe handelt, so verrät der Nervöse und der Phlegmatiker eine große Reizbarkeit, während der Choleriker und der Sanguiniker im Gefühl der Stärke einen wohlthuenden Gleichmut bewahrt. W. Rothert weist auf die Entdeckung feinsinniger Psychologen hin, daß jedes der Temperamente einem leiblichen Sinn entspreche. Dem sanguinischen Temperament entspricht der Gesichtssinn („der sanguinische Großstädter will sehen"), dem phlegmatischen der Geschmackssinn („der phlegmatische Bauer will schmecken"), dem cholerischen der Geruchssinn („die cholerische Erregtheit des Kriegers wird schon von den alten Hebräern als ein Riechen [Schnauben] dargestellt"), dem nervösen der Gehörsinn („seit Beethoven und Schumann sind wir gewohnt, das geheimnißvolle Reich der Töne vorzugsweise" dem Nervösen „zuzueignen"). — Stellen wir nun die Temperamente unter den Gesichtspunkt der Sittlichkeit, so hat eine genaue Beobachtung gelehrt, daß keines derselben dem andern vorzuziehen ist, und daß die Ichsucht in jedem derselben eine besondere Gestalt annimmt, die von der Erziehung bekämpft werden muß, weil sie überwunden werden kann. Es sind die schönsten Siege, die die Erziehung errungen hat, wenn es ihr unter Gottes Beistand gelungen ist, das cholerische Temperament von der Eigenmächtigkeit, das nervöse von dem Eigennutz, das phlegmatische von dem Eigendünkel, das sanguinische von dem Eigensinn zu befreien. Die Liebe ist es, welche, was ihr widersteht, nicht anders zerbricht, als so, daß sie zugleich in den Dienst des Geistes stellt, was der Natur angehört. Die Diagnose des Temperamentes ist für den Erzieher von der höchsten Wichtigkeit nicht blos, weil die Ichsucht sich daran anschließt, sondern auch weil es mit einer Richtung der geistigen Kraft im Zusammenhange steht. Niemand wird bezweifeln,

daß das phlegmatische Temperament besonders dem Schaffen, das cholerische besonders dem Wollen, das sanguinische besonders dem Denken, das nervöse besonders dem Begehren ungünstig ist. Hier muß die Liebe des Erziehers den Zögling nicht nur zur Erkenntniß seines Temperamentes anleiten, sondern ihm auch die Notwendigkeit der Selbstbekämpfung zum Bewußtsein bringen. Erst in dem Maße, als die Erziehung unter dem teils negativen, teils positiven Einfluß der Außenwelt einen glücklichen Fortgang hat, müssen die Temperamente ihre Ungunst aufgeben und gemeinschaftlich den Aeußerungen der geistigen Kraft des Individuums zu Diensten stehen. So würde z. B. ein Mensch in seiner Geschäftigkeit ohne eine Dosis von Phlegma sich aufreiben u. s. w. —

An die Temperamente schließen sich diejenigen Naturanlagen an, welche dem Menschen zu seiner Veredlung verliehen sind, jedoch im Unterworfensein unter die Macht der Sünde zum Herd werden, von wo aus seine Corruption beginnt und immer weiter um sich greift. An das phlegmatische Temperament schließt sich die Gutmütigkeit als Anlage zur Tugend, wie zum Laster (vgl. R. Kübel über die Gutmütigkeit und ihre pädagogische Bedeutung im Süddeutschen Schulboten 1878 S. 73); an das sanguinische die Mitteilsamkeit (Redseligkeit) als Anlage zur Sprachgewandtheit, wie zur seichten und bösartigen Geschwätzigkeit; an das cholerische die Anhänglichkeit als Anlage zur teilnehmenden Herzlichkeit, wie zur Neckerei, Spottsucht und massiven Grobheit; an das nervöse die Empfindsamkeit als Anlage zur Begeisterung wie zur Empfindlichkeit und Aergerniß nehmenden Reizbarkeit. Diese Naturanlagen sind für den Lehrer leichter erkennbar, als die Temperamente. Auch ist leicht einzusehen, daß dort die Erziehung mehr heilend, hier mehr vorbeugend einzuwirken hat. — Zu diesen vier Anlagen, welchen Spontaneität eigen ist, kommen noch drei „Grundeigenschaften der Seele", eine dreifache Receptivität; nämlich die Sensibilität (Empfänglichkeit), die Reproduction (Kräftigkeit) und die Irritabilität (Lebendigkeit). Die krankhafte Irritabilität kommt zur Erscheinung in der Exaltation, die krankhafte Reproduction in der Depression, die krankhafte

Sensibilität in der Alteration. Hervorragend ist die Lebendigkeit in dem Genie, die Kräftigkeit in dem Talent, die Empfänglichkeit in dem dilettantischen Interesse, dem „Sinn für etwas.“

Aus dieser Erörterung ergibt sich, daß man in der Außenwelt geprüft wird, damit man lerne, während man in dem Schulleben lernt, damit man sich prüfen lassen könne. Dort wird vorzugsweise das Wollen und Thun geprüft, hier vorzugsweise das Wissen und Können. Dort wird einer geprüft, damit Andere erkennen, ob er tauge für das Leben, für die Gesellschaft, für die Freundschaft, ob er eine moralisch-politische Bildung besitze, d. h. ob er ein guter Christ sei und dem Volkswohl diene; hier hingegen wird einer geprüft, damit Andere erfahren, ob er die für einen erwählten Beruf nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich zu eigen gemacht habe und ob er eine allgemeine ästhetisch-intellectuelle Bildung besitze. Dort nimmt sichs Jeder heraus zu prüfen; denn die Welt, Freund und Feind, hat scharfe Augen, und jede Verkehrszeit ist Prüfungszeit; hier hingegen werden bestimmte Termine für die Prüfung anberaumt von bestimmten Männern, welche prüfen. Dort nun soll man sich die Prüfung dazu dienen lassen, daß man lernt einsichtiger werden um Gerechtigkeit zu üben, mehr Vorsicht gebrauchen um Böses zu verhüten, mehr Rücksichten nehmen um Gutes anzubahnen; hier hingegen soll man durchs Lernen eine Uebersicht gewinnen über den Wissensstoff, seinem Können mit Umsicht eine bestimmte Form geben und für sein Denken eine helle Aussicht offen halten, damit man die Prüfungen bestehe. So geht denn der Bildungsweg des Individuums unter Voraussetzung einer festen Grundlage mit schützendem Gehege vom Lernen zum Lernen durch Vermittlung der Prüfungen, die es zu bestehen hat. Die feste Grundlage und sicherstellende Umgebung ist die aus der ewigen Lebensquelle allezeit schöpfende Religiosität, von welcher der Zögling getragen und umringt sein muß sowohl für die ästhetisch-intellectuelle, als für die ethisch-politische Bildung. Was in der vorchristlichen Zeit auf einzelne Völker verteilt war, muß in der christlichen Erziehung und Bildung beisammen sein. Die religiöse Erziehung erinnert vorzugsweise an Israel,

die ästhetisch-intellectuelle Bildung vorzugsweise an Griechenland, die ethisch-politische Bildung vorzugsweise an Rom. Im Blick auf das alte Rom sagt Lübker (a. a. O. S. 155): „Lehrreich bleibt der Zusammenhang zwischen dem sittlichen und staatlichen Leben, der nirgend so stark hervortritt, als eben hier. Die Ethik mußte mit der Politik in Wechselwirkung stehen: je schöner das sittliche Leben sich entfaltete, um so herrlicher blühte das Vaterland.“ Ebenso können wir im Blick auf Griechenland sagen, daß der Zusammenhang zwischen dem Sinn für Kunst und dem für Wissenschaft lehrreich ist, deren Ausbildung nirgend im Altertum eine gleiche Höhe erreicht hat, wie eben dort. Weil ein Volk aber wie die Griechen ohne alle ethisch-politische Bildung doch kein Culturvolk hätte sein können, so schloß sich dort die Idee des Guten sowohl, als die des Wesenhaften an die Idee des Schönen an: daher die Kalokagathie und die Auffassung der Welt als eines Kosmos; und weil die Römer nicht ohne alle ästhetisch-intellectuelle Bildung zur Höhe der Zeit aufsteigen konnten, so wurden von ihnen sowohl das Angemessene (= Zweckmäßige) als das Wahre auf das Wirksame bezogen: daher die Auffassung der Welt als eines Mundus und das fortgesetzte Streben nach Entfaltung der Macht, nach Erweiterung der Herrschaft. — Die Alten brachten es aber, wie Heinroth (Psychologie S. 385) sagt, nicht weiter, als bis zu einer „Tüchtigkeit oder Tauglichkeit für das Leben, in welches die Seele gesetzt ist, d. h. für das Irdische, also das Weltleben, welches sowohl die Natur-, als die Menschenwelt in sich begreift, für die Weltbürgerschaft.“ Jedoch „faßten sie die Naturwelt“ „weit mehr in ihrer Kraft und Lebendigkeit auf, als wir;“ „sie waren Schüler, Vertraute, Freunde, Liebhaber der Natur; ihr ganzes Leben war auf menschliche Weise ein Naturleben, einfach und reich, wie das der Naturwelt selbst. Zu diesem Leben wurden ihre Seelen zunächst gebildet in einfacher Erziehung. Bei den Griechen hieß das Gesetz dieser Sitte Schönheit, bei den Römern Kraft. Die Seelen Beider waren in dieser Hinsicht ganz in ein leibliches, äußerliches Leben wie ausgegossen: in dem Leben der Leiber, die sich bald mehr mit An-

mut, bald mehr mit Kraft bewegten, erblickte man das Leben ihrer Seelen. Daher war ihre Erziehung in dieser Hinsicht ganz gymnastisch. Welche Gewandtheit, welche Kräftigkeit der Gestalten in ihren gymnastischen Kämpfen, Uebungen und Spielen! Das Ideal der Seelen ward hier zu einem Ideal leiblicher Vollkommenheit und sprach sich als solches in Lust und Liebe aus." „Himmel und Erde, Land und Meer, Hain und Flur waren die Zeugen, gleichsam die Mitgenossen dieses fröhlich-sinnlichen Lebens, soweit es eben ein Naturleben war." Wie ganz anders entfaltete sich das nationale Leben in Israel. Vergebens hatte es dieses Volk gelüstet, ein solches fröhlich-sinnliches Leben zu führen. „Wenn die natürliche Herzensbildung", sagt Lübker (a. a. O. S. 133) „vor der künstlichen Cultur gewiß den Vorzug verdient, so muß man zugestehen, daß diese dem Volke Israel bis zu einem gewissen Grade immer fern blieb. Aber insoweit die Mittel der Schrift und Literatur auch für die einfache Herzensbildung allerdings dienen müssen, ist sie auch dort in rechtem Maße vorhanden gewesen. Nur so konnte die Poesie und die Geschichte, die ihnen sonst fern gelegen hätten, ein belebendes Bildungsmittel für sie werden." Die Ideen des Schönen und Guten, des Zweckmäßigen und Rechten, des Wahren und Wesenhaften, des Erhabenen und Wirksamen wurden hier getragen von dem göttlichen Worte, das es weder an der Rektifikation irriger Auffassung, noch an der erziehlichen Einwirkung auf die Temperamente und Gegenwirkung gegen die Aeußerungen der Selbstsucht fehlen ließ. Daher offenbarte sich hier der lebendige wahre Gott selbst als die Autorität, nach welcher Seele und Geist, Verstand und Gemüt, Herz und Gewissen, Vernunft und Ahnungsvermögen sich richten sollten. Hier galt es, nicht von Menschen, sondern von Gott durch menschliche Vermittlung zu lernen und sich prüfen zu lassen. Die von der Bezogenheit alles Lernens und Geprüftwerdens auf Gott abhängige Entwicklung des israelitischen Volkstums ist der objektive Geschichtsgrund, auf welchem das Erziehungsprincip der Modalität steht.

Nun erst wird auch klar, daß Gott nicht nur der oberste Erzieher ist, dem wir bewundernde und nachahmende Liebe

schuldig sind, sondern auch der absolute Anfänger und Vollender, wie der Geschichte der Menschheit, so auch der Geschichte der Individualität, dem wir anbetende und dienende Liebe schuldig sind, daß somit der Erzieher auf sein Sein in Gott und auf Gottes Sein in ihm den Blick gerichtet halten muß, ohne welches er seine Zöglinge nicht zu heben vermag. — Ferner wird klar, daß man lernen soll, nicht weil man von Menschen teils geprüft werden wird, teils geprüft worden ist, sondern weil man unter der Prüfung des Geistes Gottes steht, daß somit die Prüfung, die von Menschen geschieht, nicht wie die göttliche Prüfung, Ursache und Beweggrund für das Lernen sein soll, sondern eine teils vor, teils hinter dem Lernenden liegende Veranlassung dazu. Daraus folgt, daß man zuerst fragen muß: was wird Gott urteilen? — bevor man fragt: was werden die Leute sagen? — Endlich wird auch klar, daß Gott den Menschen, so lange er auf Erden lebt, aus Seiner Schule nicht entläßt, von Seiner Zucht nicht emancipirt; also auch keinen von denen, welche intelligente Persönlichkeiten geworden sind, Menschen, die in Gott sind und in denen Gott ist, Gotteswerkzeuge, welche in lebendiger Beziehung zur Geschichte der Welt und zur Erziehung der Individualität stehen, Autoritäten, die Alles prüfen und das Gute behalten, indem sie zum Traditionellen sichtend und sammelnd sich verhalten und auf das Naturell des Einzelnen überführend und aufrichtend einwirken. Der Mensch wird Gott ähnlich, nicht ohne daß er frei geworden ist durch die Wahrheit und selbständig oder fest durch die Gnade. Nur wo der Geist ist, da ist Freiheit, und nur die Gnade wirkt die rechte Selbständigkeit. Diese Freiheit und Selbständigkeit ist selbst schon der Anfang der Gottähnlichkeit. Von der Freiheit als dem Wesen des Geistes sagt Erdmann (in seinen psychologischen Briefen S. 47): „So auffallend die Kantsche Erklärung, Freiheit sei die Möglichkeit anzufangen, für den ersten Augenblick erscheinen mag, so hebt sie doch den Punkt, den wir besonders im Auge haben, wenn wir das Wesen des Geistes in die Freiheit setzen, richtig hervor. Den Naturwesen nämlich mangelt diese Fähigkeit.“ „Wenn die Thiere sprechen könnten, so würde in ihren Unterhaltungen die Frage: was fangen wir

jetzt an? nicht vorkommen; sie würden anstatt dessen fragen: was setzen wir jetzt fort? Ihr ganzes Thun ist ein stetes Fortfahren und Wiederholen. Wenn eine Biene ihre Zelle baut, so ist es eigentlich nicht diese eine, die es thut, sondern in ihr arbeitet die Biene; daher hat jene eine nur die Bedeutung, ein Beispiel oder Exemplar ihrer Gattung zu sein, nicht sowohl die Zellenform zu erzeugen, als vielmehr zu copiren und Zellen hervorzubringen, die „„herrlich sind, wie am ersten Tag."" — Wo der Mensch sich zur Copistenarbeit hergibt, nennen wir sein Thun oder auch ihn selbst geistlos. Geist sprechen wir ihm nur zu, wo sich bei ihm Originalität zeigt, d. h. wirkliche Ursprünglichkeit." — Selbständigkeit oder Festigkeit andrerseits ist das Wesen des Charakters und als solches die Möglichkeit, zur Vollendung fortzuschreiten, zum Ziel zu eilen und es zu erreichen. Auch diese Fähigkeit mangelt den Naturwesen. Die Thiere haben für ihre Geschäftigkeit kein Endziel; denn es fehlt ihnen die unsterbliche, weil „unersetzbare" Subjektivität.

Die Freiheit und Selbständigkeit des Geistes und Charakters ist aber nicht blos der Anfang der Gottähnlichkeit, sondern auch das Ende der menschlichen Erziehung. Das Zeugniß der Reife besitzt derjenige, welcher seine Selbständigkeit erweist im Handeln nach guten Grundsätzen und seine Freiheit behauptet durch fortgesetzte Selbstprüfung. Grundsätze sind ins Gedächtniß aufgenommene und dem Handeln wie dem Begehren zu Grund gelegte Sätze, die nicht, wie Erdmann meint, die Bedeutung von Regeln — denn eine Regel wird durch Ausnahmen bestätigt —, sondern die Bedeutung von Gesetzen haben — denn ein Gesetz leidet keine Uebertretung —. Für die freie Selbstprüfung hingegen werden nicht, wie für das selbständige Handeln, gute Grundsätze, sondern unmittelbar die göttlichen Gebote und Naturgesetze selbst vorausgesetzt, mittels deren man seine ganze Aufmerksamkeit dem eigenen Wollen und Denken zuwendet. „Bei der Beurteilung der Grundsätze", sagt Erdmann (a. a. O. S. 372) richtig, „ist es gerade so gegangen, wie bei dem, was im Staatsleben die Grundsätze enthält, bei dem Staatsgrundgesetz. Es hat Politiker gegeben, welche gemeint haben, die Völker würden frei gemacht dadurch,

daß sie ein solches Staatsgrundgesetz bekämen, ganz wie es Pädagogen gegeben hat, welche ihre Erziehung mit dem Beibringen von Grundsätzen begonnen haben. Daß Beides absurd ist, war leicht einzusehen, und dies brachte nun Viele dahin, im Staatsleben dergleichen Urkunden als lebentödtend anzusehen, wie es ja auch Viele gibt, welche Grundsätze für Hindernisse des freien Handelns, für spanische Stiefeln 2c. halten. Auch dieses Letztere ist verkehrt." Die Erziehung soll darauf ausgehen, daß der Zögling gewöhnt werde, nichts zu begehren, was dem göttlichen Gesetze widerspricht, und daß er geübt werde, nicht im Widerspruche mit dem göttlichen Gesetz zu handeln. Damit, daß in Folge davon sein Begehren und Handeln endlich constant zu werden anfängt, hängt zusammen, daß er die Notwendigkeit jener Gewöhnung und Uebung einsieht und mit Hilfe der durch Abstraktion gewonnenen Grundsätze, welche zu „neuen Motiven" werden, fortan sich selbst gewöhnt und übt. Somit beruht das Begehren und Handeln dessen, der mit Recht erzogen und gebildet heißen will, auf einer dem göttlichen Gesetze als der Richtschnur zur Seite gehenden freien Selbstbestimmung als einem Akt sowohl des Denkens, als des Wollens. Die Selbstprüfung hingegen als ein Akt sowohl des Begehrens (= Gewißheit-haben-wollens) als des Schaffens (= Vollendens durch Herbeiführung von Ergebnissen) ist auf die logischen Gründe im Denken und die Beweggründe im Wollen gerichtet. Den Grundsätzen in der Selbstbestimmung entsprechen die Ergebnisse in der Selbstprüfung. Der Unterschied, der hier hervortritt, besteht darin, daß in den Ergebnissen (mit welchen die Selbstprüfung aufhört) das Begehren befriedigt und das Thun zum jeweiligen Abschluß gebracht wird, während in jedem Grundsatze (mit welchem die Selbstbestimmung anfängt) ein Schluß des Denkens zur Anwendung kommt und ein Entschluß des Willens permanent gemacht wird. Und wie man Grundsätze Anderen, welchen die eigene Erfahrung fehlt, zwar annehmbar machen, aber nicht mit der Macht, unausgesetzt zum Handeln zu bewegen, bekleiden kann, so ist es auch möglich, Ergebnisse Anderen begreiflich zu machen, nicht aber sie ihnen zu erklären, so lange

die eigene Erkenntniß fehlt. Gehorsam aber und Vertrauen gegenüber den Aussprüchen einer menschlichen Autorität können, wenn es sich um Selbstbestimmung und Selbstprüfung handelt, die auf dem Wege der Erfahrung zu gewinnende Gesinnungstüchtigkeit und die auf Erkenntniß basirte Ueberzeugungstreue nicht ersetzen. Doch ist es nur eine Sache der Möglichkeit, daß eine fremde Autorität irre leitet, während das eigenmächtige Behaupten einer Sache und die eigensinnige Consequenz wirklich oft mit Grundsätzlichkeit verwechselt, und die eigennützige Verfolgung eines Zweckes und die dünkelhafte Nichtbeteiligung bei guten Bestrebungen wirklich oft für ein Erweis gehalten wird, daß die vorausgegangene Prüfung zu richtigen Ergebnissen geführt habe. — Sowie nun die Grundsätze sich teils auf Beförderung unseres eigenen Wohles, teils auf Beförderung fremden Wohles beziehen, so gilt es auch, nicht nur sich selbst, sondern auch andere Menschen zu prüfen. Zwei Sätze stehen hier unwidersprechlich fest: Wer Anderer Wohl nicht befördert, befördert nicht recht sein eigenes Wohl, und wer sich selbst nicht prüfen kann, kann auch Andere nicht richtig prüfen. Ferner: wer nicht zu Gunsten der Natur sich selbst besiegt hat, kann sich auch nicht selbst bestimmen, wie er soll, und wer sich selbst nicht prüfen gelernt hat, kann sich auch nicht selbst beherrschen; folglich ist ihm die Cultur noch fremd; denn, wie Erdmann (a. a. O. S. 183) sagt: „die Cultur besteht darin, daß der Mensch über sich selbst Herr geworden ist und sich selber Maß und Form beigebracht hat." Das ist die Grundlage der harmonischen Ausbildung, welche nur dadurch vollendet wird, daß der Erzieher nicht allein durch sein Vorbild eine Harmonie seines Wesens als einer durchgebildeten Intelligenz und Persönlichkeit erkennen läßt, sondern auch durch die Allseitigkeit und Ebenmäßigkeit seiner Methode harmonisch auf den Zögling einwirkt. — L. Fr. Wir sind noch auf dem Wege: das Ziel ist uns vorgezeichnet. Laß uns nicht müde werden, auf dasselbe loszusteuern, auch wenn es uns dünkt, daß es um so weiter sich von uns entfernt, je ernstlicher wir suchen, uns ihm zu nähern. Gehab Dich wohl! —

VIII. Rückblick und Uebersicht.

L. Fr. Du möchtest gern, wie Du schreibst, noch Klarheit darüber haben, in welchem Verhältnisse die Erziehungsprincipien zu einander stehen. Weil ich durch Deine früher ausgesprochenen Gedanken und erhobenen Fragen erst zum Suchen bald des einen, bald des andern Princips veranlaßt wurde, so konnte es mir vorerst nur um Auffindung derselben, folglich noch nicht um ihren systematischen Zusammenhang zu thun sein. Weil nun aber auch ich das Bedürfniß habe, in diesen Zusammenhang einen hellen Einblick zu thun, so kommt Dein letzter Brief mir ganz gelegen, obgleich ich zur Befriedigung dieses beiderseitigen Bedürfnisses ein gar nicht leichtes Stück Gedankenarbeit übernehme.

Ich beginne mit der Hinweisung auf eine Schrift Dr. Ed. Krügers: Für und wider die moderne Erziehungslehre. Derselbe sagt, es handle sich in der Erziehung um ein Dreifaches, nämlich um Pflanzung der Liebe, der Treue und der Ehre. Dieser Gedanke Krügers hilft uns zurecht, um über den systematischen Zusammenhang der Erziehungsprincipien uns klar zu werden; denn wir gewinnen mit demselben den rechten Ausgangspunkt, von welchem aus sich unser Terrain erforschen, abgrenzen und übersehen läßt. (Nebenbei sei bemerkt, daß die drei Hilfszeitwörter der deutschen Sprache: s e i n, h a b e n und w e r d e n, diesen drei ethischen Begriffen entsprechen. Das Sein deutet auf Liebe, das Haben auf Treue, das Werden auf Ehre, was sich unschwer darthun läßt).

I.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Liebe: hier gilt das Wort: was zu Herzen gehen soll, muß von Herzen gehen. Es ist hier das an Gottes Statt stehende Herz des Erziehers, welches mit der Liebe auf das Herz des Zöglings einzuwirken

bemüht ist. Davon handelt das Idealprincip. Das Herz bedarf, wie der; Leib, der Ernährung. Die Liebe nährt das Herz mit Trost; der rechte Herzenstrost, der vom Himmel gekommen ist, enthält einen Nahrungsstoff und eine Nahrungskraft ohne Gleichen. Die Empfänglichkeit für diesen Trost erkennen wir an dem Schamgefühle, d. i. daran, daß das Herz sich des Bösen schämt. So lange die Geneigtheit besteht, im Verkehr mit Andern sich des Guten zu schämen, wie wir dies schon bei Kindern in ihrem Schulleben wahrnehmen, bedarf das Schamgefühl der Heilung, die durch Läuterung des Herzens geschieht. Erst durch Nahrung wird das Herz erwärmt und läuterungsfähig gemacht; erst muß ein Assimilationsstoff ins Herz aufgenommen sein, bevor eine Läuterung geschehen kann, sowie erst Metall dasein muß, damit eine Schmelzung und Reinigung von Schlacken geschehe. Unter der Läuterung verstehen wir die Macht der Zuchtübung, die im Dienst des Trostes steht. Wer als Erzieher nicht im Besitz desselben ist, der darf nicht von Herzensliebe reden; denn Getröstet-werden heißt Geliebt-werden, und der Anfang des Liebens setzt ein Geliebtsein voraus. Hiebei erinnere ich an ein Wort Ed. Krügers (a. a. O. S. 87 f.): „Liebe lehren ist unmöglich, wenn es soll auf lehrhafte Weise geschehen; aber ihr Wesen und Wirken abbilden ist wohl möglich. Die vollkommene Liebe ist keine andere, als die göttliche, in der Offenbarung aufgeschlossene, die Quelle aller Sitte, die Wurzel aller ethischen Begriffe. Wem die Wahrheit im Herzen lebendig aufgegangen ist, der hat den Grund der rechten Erziehung in sich und merkt auch bald, wie sich die Liebe zur Strenge verhält. Dem jungen Lehrer ist zu raten, daß er von gesetzlicher Strenge, welche auf Selbstzucht grundet, den Anfang nehme. Macchiavells Fürstenregel, mit Tyrannei zu beginnen und langsam die Gnade wirken zu lassen, sagt politisch dasselbe, was im kleinsten häuslichen Bezirk sich tiefer bezeugt, als auf der Weltbühne. Auch das Kind wird vom ersten Lächeln des strengen Lehrers inniger bewegt, als vom ungewohnten Strafgebot des sanftmütigen. Im heutigen Weltstand ist es nicht anders; seit der erste Fall unsere Wege von

der ewigen Liebe getrennt hat, müssen wir der Liebe mit Schmerzen nachringen. Daher der eifrige Gott auf Sinai Seine Liebe in der Wolke verhüllte, bis nach langer Pilgerfahrt der gottesarmen Menschheit die Zeit erfüllt ward, die reine Liebe unverhüllt zu offenbaren." Soll der Trost, den der Erzieher spendet, tief genug wirken, um ermahnungskräftig zu sein, so wird eben für denselben jene gesetzlich-ernste Haltung des Erziehers, jener für sich selbst schon Strafe androhende und dazu besonderer Worte nicht bedürfende Blick, durch welchen die Anwendung der Strafruthe auf Ausnahmsfälle beschränkt wird, vorausgesetzt. Die Anwendung der Ruthe ist nicht völlig mit der Zuchtübung identisch; je mehr jene von dieser ausgeschlossen wird, um so mehr entspricht diese ihrem Begriff. Jedoch darf auch die Zuchtübung ohne die geringste leibliche Bestrafung nicht zum Gesetz erhoben werden; der Ausschluß der letzteren soll nur als eine Regel gelten. Die Anwendung der Ruthe d. i. die leibliche Bestrafung, sei es mit Ein-, oder mit Ausschluß eines Maßes von Schmerzwirkung kann zwar im einzelnen Fall, muß aber nicht in jedem Fall ein Mißgriff sein. Aber wahr ist, daß bei der Herzensbildung die Tröstung die Hauptsache ist, daß nicht von der Tröstung auf die Zuchtübung, sondern von der Zuchtübung auf die Tröstung abgezielt werden muß, bis jene mit der in dieser enthaltenen Ermahnungskraft identisch geworden ist. Der Ernst des Gesetzes, welches der Erzieher repräsentirt, will das Herz des Zöglings durch Beschämung traurig machen, weil ohne irgendwelche Traurigkeit es keine Empfänglichkeit für irgendwelchen Trost gibt, wie der Arzt eine Wunde schlägt, um Heilung zu erzielen. Die Herzenstraurigkeit des Zöglings muß jedoch nicht immer durch den Erzieher vermittelt sein, wie es auch Wunden gibt, die der Arzt nicht geschlagen hat. In jedem Fall aber soll die Traurigkeit des Zöglings, weil sie nicht Selbstzweck ist, auch bald gehoben werden. Wird sie nicht gehoben, nicht in Heiterkeit umgewandelt, so gesellt sich zu ihr früher oder später ein Ausbruch des Zorns. Das Gesetz richtet auch Zorn an. Traurigkeit gehört dem Herzen, Zorn teils dem Gemüte, teils dem Gedächtnisse an. Mit beiden, dem Gemüte und dem Ge-

dächtnisse, beschäftigt sich das Materialprincip. Das Gemüt ist zum hitzigen, das Gedächtniß zum kalten Zorn geneigt. So lange der hitzige Zorn das Gemüt fesselt, fehlt ihm die Sanftmut, und so lange der kalte Zorn das Gedächtniß gefangen hält, gebricht es ihm an der Langmut. Wie nun der Trost die Umwandlung der Traurigkeit des Herzens in Heiterkeit vermittelt da, wo Empfänglichkeit für den Trost ist, so wird die Erhebung des Gemütes über den hitzigen Zorn an der Schamröte und die Erhebung des Gedächtnisses über den kalten Zorn an der Schamblässe erkannt da, wo Empfänglichkeit für die Ermahnung ist. Betrachten wir weiter das Verhältniß des Herzens zum Gemüte und zum Gedächtnisse, so finden wir, daß, wie das Herz der Liebe bedarf, so das Gemüt für die Hoffnung und das Gedächtniß für den Glauben angelegt ist. Fehlt dem Herzen die Liebe, nimmt es diese unter dem Ernste des Gesetzes nicht wahr, so wird es eben traurig; fehlt dem Gemüte die Hoffnung, so äußert es seine anfangende Verzagtheit eben durch hitzigen Zorn; fehlt endlich dem Gedächtnisse der Glaube, so gibt sich der Anfang seines Trotzes eben durch kalten Zorn kund. Von der Heiterkeit des Herzens hängt für die Erziehung außerordentlich viel ab. Dr. P. Möbius in Gotha preist (in einem Festgruße) die Heiterkeit im Sinne der „alles verklärenden innern Freude an dem göttlichen Inhalt des Lebens" als das Geheimniß aller Pädagogik. Dieser Gedanke ist wahr, wenn er eine Beschränkung erfährt. Denn so hoch fürwahr diese „Tugend" steht, so ist sie doch ebensowenig das einzige Geheimniß, als das Idealprincip das einzige Princip der Erziehung ist, und als man unter dem Reiche Gottes blos ein Reich der Freude versteht. Zur Heiterkeit oder Freude (Frohsinn) des Herzens gesellt sich die Sanftheit des Gemütes. Daß auch auf die Pflege des Gemütes viel ankommt, hebt Lübker (a. a. O. S. 246) bei Vergleichung von Schule und Haus hervor: „Wenn auch die Schule über einen weit größeren Reichthum von Mitteln zu gebieten hat, so wird es ihr doch schwerer, gerade diejenige Seite des menschlichen Wesens zu pflegen, deren Verabsäumung früher oder später sich auf das bitterste rächt. Denn die Pflege des Gemütes, die dem Hause so leicht und natürlich

ist, darf auch der Schule nicht fehlen; aber alle ihre desfallsigen Veranstaltungen dafür erscheinen leicht als absichtlich und künstlich und entbehren darum jener frischen und eindringlichen Wirkung, deren das Haus um so gewisser sein darf, je mehr sie hier unbewußt und unwillkürlich sich ausbreitet. Andrerseits darf die Schule auf keinen Fall es ganz daran fehlen lassen, vielmehr muß sie auch dieser Seite ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwenden. Nicht glücklich genug kann man daher die Schule preisen, die recht viele solcher Lehrer zählt, welche mitten unter allen ihren übrigen Aufgaben auch das Gemüt zu beleben und zu erwärmen geschickt sind, die also in schönster Weise erziehend zu lehren verstehen." „Für das Haus" (S. 247) „ist diese Aufgabe eine selbstverständliche, man kann sagen, instinctive", „aber nur, wenn das Haus auf dem einzig rechten und allein wahren Grunde gebaut ist, auf welchem es stehen muß." Was Lübker noch weiter ein paar Seiten lang über die Pflege des Gemütes sagt, bitte ich Dich, l. Fr., weil es höchst beachtenswert ist, selbst nachzulesen (wozu ich Dir Gelegenheit verschaffen kann). Wo nun Herz und Gemüt in Betracht gezogen wird, da darf auch das Gedächtniß nicht übersehen werden. Von ihm sagt Deinhardt im Pädag. Handbuch v. Schmid (I. S. 501): „Durch das Gedächtniß ist erst eine Entwicklung" des menschlichen Geistes „von Stufe zu Stufe bis in alle Ewigkeit möglich gemacht. Das Gedächtniß allein bewirkt es, daß ein Mensch nicht immer wieder von vorn anzufangen hat, sondern die bereits erarbeiteten Resultate als Material zu immer neuen Bildungen verwenden und so sein geistiges Selbst bis ins Unendliche erweitern und vertiefen kann." So viel wir wissen können, so viel Stoff haben wir für unser Gedächtniß, und „so viel wir behalten, so viel wissen wir." Es bedarf keiner Erklärung, daß das Gedächtniß sich des Denkstoffes bemächtigt, damit derselbe in ihm zur Ruhe komme und Wissensstoff werde, um sich dann wieder für die Denkformen verwenden zu lassen. Aber es handelt sich uns auch beim Gedächtniß nicht blos um Erweiterung, sondern so bald als möglich auch um Vertiefung. Oder soll etwa nichts darauf ankommen, ob Jemand ein Gedächtniß hat für fremde

Wohlthaten und für eigene Fehltritte oder umgekehrt für fremde Beleidigungen und eigene Tugendbeweise; ob Jemand fremde Sünden vergisst und eigene Dankbarkeit bewahrt oder eigene Sünden vergisst und fremden Undank nachträgt? Gesunde Kinder haben ein gutes Gedächtniß; es kommt für die Erziehung jedoch viel darauf an, daß man demselben die Richtung in die Tiefe gibt. Es ist erstaunlich, wie leicht der Mensch eigenes Unrecht vergisst und fremdes Unrecht im Gedächtniß behält. Daher ist es hoch anzuschlagen, wenn der Zögling dahin gebracht ist, daß er seines eigenen Unrechts, auch wenn es längst verziehen ist, sich von selbst erinnert und über eine ihm widerfahrene Unbill sich leicht hinwegsetzt, um sie als verziehen auch für immer zu vergessen. Um dieses Ziel anzustreben, hat der Erzieher die Aufmerksamkeit des Zöglings durch wiederholte Hinlenkung derselben auf die göttliche Wahrheit als Gegenstand des Glaubens zu schärfen, bis dieselbe, aufgenommen ins Gedächtniß und auf das eigene Leben angewendet, sich praktisch wirksam erweist. Dies muß geschehen im Zusammenhange mit der Bildung des Gemütes. Auch das Gemüt muß vertieft werden: dies geschieht durch fortschreitende Unterordnung unter die göttliche Gnade als Gegenstand der christlichen Hoffnung. Die Pflanzung der Langmut in das Gedächtniß und die der Sanftmut in das Gemüt bedingen einander; es gibt nur begrifflich, nicht thatsächlich eine zweiseitige, die Möglichkeit einer Einseitigkeit involvirende Gesinnung; Langmut und Sanftmut stehen einander nicht zur Seite, als wenn sie außer einander existiren könnten, sondern anfänglich wiegt die eine vor der andern vor, damit nach Gottes Absicht endlich die eine die andere durchdringe. Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, ist auch eine Gleichmäßigkeit des dienenden Verhaltens eingetreten, mit welchem das hoffende Gemüt und die glaubende Gedächtnißkraft die Herrschaft des liebenden Herzens anerkennen. Nebenbei sei bemerkt, daß zwar Niemand zweifelt, es sei die Hoffnung Sache des Gemütes, daß es aber Manchem befremdlich erscheinen wird, wenn man ihm sagt, daß der Glaube der Gedächtnißkraft unmittelbar zugehöre, oder daß die Glaubenskraft mit der

Gedächtnißkraft in nächster Verwandtschaft stehe. Ich frage aber: was heißt glauben ganz im Allgemeinen? Es heißt doch wohl, ein gehörtes Wort als wahr und das Gotteswort als die Wahrheit aufnehmen, nicht um dasselbe alsbald wieder zu verlieren, sondern um es zu bewahren. Die bewahrende Kraft ist aber auch die aufnehmende; denn wer etwas bewahren will und kann, muß es zuvor aufnehmen können und wollen, er muß aufmerken. Nur durch Vermittlung des Gedächtnisses ist der Glaube auch als eine Kraft des Geistes zu fassen (was der Verfasser des Artikels „Gedächtniß“ in Schmid's Päd. Handbuch, wenn er noch lebte, für richtig halten würde), sowie es schließlich die Seele ist, welcher die durch das Gemüt vermittelte Hoffnung zugeschrieben werden muß. — Die Aufnahme der Wahrheit geht nun aber nicht mit einem Male vor sich, sondern geschieht durch wiederholtes Aufmerken auf dieselbe. Wiederholung wird mit Recht die Mutter der Studien genannt, weil sie die Pflegerin des Gedächtnisses ist. Hingegen das Kommen des Gemütes zur Gnade geschieht nicht durch Wiederholung, sondern durch stetiges Fortschreiten in der Richtung zur Gnade hin oder durch Concentration im Streben. Diesen bei einerlei Zielpunkt im Fortschreiten auf gewundenem Wege beharrenden Sinn kann man als den Vater der Studien bezeichnen, weil er zur Pflege des Gemütes hilft. Vergleichen wir noch weiter das Gedächtniß mit dem Gemüte, so weiß sich jenes abhängig von der geglaubten Wahrheit als seinem Stoffe und dieses unvermögend gegenüber der gehofften Gnade als seiner Kraft. Beide müssen getragen werden, das Gedächtniß väterlich, das Gemüt mütterlich. Hier zeigt mir die Erfahrung einen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlechtscharakter. Das weibliche Gemüt verlangt Pflege des Gedächtnisses, die männliche Gedächtnißkraft erheischt Pflege des Gemütes. Knaben empfinden z. B. Langeweile, wenn sie eine und dieselbe Geschichte, so anziehend sie auch sein mag, immer von Neuem anhören sollen; dagegen habe ich an muntern Mädchen wahrgenommen, daß sie mit größtem Vergnügen eine schon oft vernommene Geschichte immer wieder anhören und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Faden der Erzählung folgen. Zum Bleiben des männlichen Gemütes

bei einerlei Skopus gesellt sich das Bedürfniß der Abwechselung des Stoffes; dagegen schließt sich für die weibliche Gedächtnißkraft an die genaue Einprägung, die durch Wiederholung geschieht, das lebhafte Interesse an der Form. Nun wird klar werden, was ich behaupte, nämlich daß beide, Gedächtniß und Gemüt, getragen werden müssen. Tragend verhält sich ein fester Boden, auf welchem etwas steht oder liegt, tragend aber auch ein Magnet, an welchem ein Stück Eisen hängt. Das Gemüt hat das Bedürfniß zu ruhen, das Gedächtniß das Bedürfniß des Anhangens. Ruhen kann das Gemüt, wenn es sich dem Erzieher als dem Vertreter der göttlichen Gnade gleich einem Mutterschoße anvertrauen darf, und sicher hangen kann das Gedächtniß, wenn der Erzieher als der väterliche Vertreter der göttlichen Wahrheit dieselbe so behandelt, daß sie für jenes eine Anziehungskraft besitzt. — Für Beides, das Ruhen und das Anhangen, wird nun aber das vorausgesetzt, was wir zuerst betrachteten, nämlich die Ernährung des Herzens mit dem ermahnungskräftigen Trost, den die sowohl väterliche, als mütterliche Liebe spendet; andrerseits wird das Verlangen nach dieser Nahrung, die Empfänglichkeit des kindlichen Herzens für diesen Trost, aufrechterhalten, wenn das Gemüt in constanter Ruhe sich befindet, und wenn dem Gedächtnisse alles, was man ihm anvertraut, nach irgend einer Seite hin oder in irgendwelcher Beziehung anziehend erscheint. Der Empfänglichkeit für den Trost der Liebe muß daher der Sinn für die Tragkraft der Gnade und Wahrheit entsprechen. Wie aber die rechte Zuchtübung für den Trost der Liebe empfänglich macht, so weckt sie auch das Bedürfniß des Ruhens in der Gnade und des Hangens an der Wahrheit.

II.

Zur Liebe muß die Treue kommen. Mit der Treue wendet sich der Erzieher an das Gewissen des Zöglings. Davon handelt das Realprincip. Wie das Herz einer Nahrung bedarf, so hat das Gewissen eine Kleidung nötig; und wie das Herz eine Läuterung (gleich der von Schlacken) braucht, so darf eine Reinigung des Gewissens (wie die von Schmutz) nicht unter-

bleiben. Die Treue ist unermüdlich im Vergeben. Nur diejenige Vergebung, die von der Treue ausgeht, entspricht ihrem Begriffe und ist wirksam. Die Wirkung der Vergebung besteht eben in der Reinigung des Gewissens, welchem sie zu Teil geworden ist. Auf die Reinigung von dem sittlichen Schmutze, welcher Schuld heißt, muß die Gerechterklärung folgen, ohne welche die Befriedigung des Gewissens unvollendet bleibt. Wie ein Kleid angezogen wird, nachdem eine Waschung geschehen ist, so wird das Gewissen durch Gerechterklärung in Licht gehüllt, nachdem ihm die Schuld vergeben ist; und wie ein Kleid zur Erwärung dient, so wirkt die Gerechterklärung erwärmend wie Sonnenlicht. Wie spricht nun aber der Erzieher die Gerechterklärung aus? Nicht anders, als dadurch, daß er in seinem ganzen Verhalten gegenüber dem Zögling zu erkennen gibt, er habe seine Schuld wie vergeben, so auch vergessen. Die Treue vergibt nicht nur, sondern sie vergisst auch die Schuld, und zwar nicht nur Eine, sondern alle Schuld. Die Treue hält den Zögling, nachdem sie ihm verziehen hat, für sittlich so beschaffen, wie er sein soll, und richtet darnach ihr Verhalten ein. Ein Erzieher, welcher des Zöglings Schuld zwar vergeben, aber nicht vergessen kann, hat sie nicht gründlich vergeben und wird es fehlen lassen an der Treue. Aber freilich muß auch, wie für das Reinigung wirkende Verzeihen und Vergeben ein reuiges Schuldbewußtsein, so für das zur Gerechterklärung dienende Vergessen eine kindliche Furcht — dieses Wort im weiteren Sinne genommen, wornach es das kindliche Erschrecken in sich einschließt — zu Grunde liegen. Am Vorhandensein dieser Furcht des erleuchteten Gewissens — denn das umnachtete Gewissen hat auch eine Furcht — ist eben zu erkennen, daß die vergebende Treue die Schuld wirklich abgenommen, d. i. reinigend gewirkt hat, sowie am Vorhandensein des reuigen Schuldbewußtseins erkannt wird, daß die zuvorkommende Treue des Erziehers Gott nicht vergeblich um Weckung dieses Schuldbewußtseins angerufen hat. Die Sprache des tiefen Schuldbewußtseins lautet: Ich habe nicht recht gethan vor Gott und Gott selbst beleidigt; und die Sprache der kindlichen Furcht lautet: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen? Bis

man diese Sprache aus dem Verhalten des Zöglings herausliest, kann freilich eine lange Zeit vergehen; wie oft läßt sich wahrnehmen, daß ein Zögling durch sein Unrechtthun sich nur in äußere Unannehmlichkeit versetzt weiß, nicht aber einer drückenden Schuld sich bewußt ist, und daß er die Strafe, nicht aber fremdes Mißfallen fürchtet: aber die Treue des rechten Erziehers ist eben unermüdlich, seitdem er die selbsterfahrene Treue Gottes sich zum Vorbild gesetzt hat. „Der Erzieher darf", wie Lübker (a. a. O. S. 72) sagt, „allerdings frühzeitige Gewissensregungen annehmen, aber er muß sich auch wohl hüten, daß er nicht auf sittliche Anschauungen baue, die in der That noch nicht vorhanden sind." „Daher ist für den Erzieher große Vorsicht und Aufmerksamkeit nötig." „Solche Kenntniß zu verfrühen ist Unnatur und in hohem Maße gefährlich." Zum Mittel, auf das Gewissen erziehend einzuwirken, dient die Ueberführung, wo Thatsachen vorliegen. In ihr liegt die Bedeutung des heilsamen Tadels. Weil die Kinder gar bald merken, ob der Erzieher gern verzeiht und mit dem guten Willen fürlieb nimmt, oder ob er gern jede Unvollkommenheit rügt, um nicht ihr Lastträger zu sein, darum muß er auch gleich von vorn herein auf Verhütung des Mißbrauches seiner vergebenden Treue Bedacht nehmen dadurch, daß er seine Amtsmajestät vor ihnen leuchten läßt. Diese wirkt aber eben nicht nur vorbeugend, sondern auch überführend. Weil die Amtsmajestät an die Majestät des Gesetzes erinnert, deren Widerschein sie ist, darum ist es ihr möglich, dem Kinde ohne besondere Mühe einen Spiegel vorzuhalten, in welchem es seine Schuld erkennen kann, bis es dieselbe früher oder später auch fühlt und bekennt. Nicht soll man das Kind zum Bekenntniß seiner Schuld zwingen: von innen muß es sich dazu gedrungen fühlen; aber eine Ueberführung muß doch geschehen eben durch Vorhaltung des Spiegels, weil ohne Weckung des allgemeinen Schuldbewußtseins von Gewissensbildung keine Rede sein kann. Nur wenn der Mensch kein Sünder ist, wie diejenigen behaupten, die von Gott nichts wissen, muß die Appellation an die Unschuld principiell an die Stelle der bei der Schuld anhebenden sittlichen E r r e g u n g treten. Man

redet heutzutage viel von Entwicklung; die aber am meisten dieses Wort in den Mund nehmen, scheinen die Notwendigkeit besonderer Keimbildung nicht anzuerkennen. Ohne daß in den Boden der kindlichen Einfalt religiös-sittliche Keime gepflanzt werden, verschwindet dieser Boden unter den Füßen. Nur durch die rechte Keimbildung kann die natürliche Gottesgabe der Einfalt, die sonst auf der Flucht begriffen ist und der Schalkheit Platz macht, gehütet werden. Was hilft die für die Keimbildung vorausgesetzte Besamung des Bodens, wenn nicht der Aufrichtigkeit, welche das Kind — gemäß dem keineswegs unwahren Worte: „alle Menschen sind Lügner" — nicht ebenso, wie die Einfalt, mit auf die Welt bringt, durch Weckung des allgemeinen Schuldbewußtseins Bahn gemacht wird? Die Unaufrichtigkeit ist der Beweis, daß das Gewissen eine allgemeine Schuld mit sich herumträgt. Die Erzielung der Aufrichtigkeit, der Scheu vor der Lüge, ist es aber eben, durch welche der gute Samen zum Keimen gebracht, die Einfalt bewahrt, das Gewissen gebildet und mit Treue erfüllt wird. Wie wird nun aber die dauernde Aufrichtigkeit erzielt? Keineswegs dadurch, daß man mit der Folter auf das Kind einstürmt. Zunächst ist glücklicher Weise die Macht der Einfalt im Kinde noch größer, als die Macht der in ihm vorhandenen Schuld. Der Einfalt gegenüber ist die Schuld, so zu sagen, noch flüssig, noch nicht fest aufliegend. Um so weniger kann es dem christlichen Erzieher schwer sein, des Kindes Schuld auf sich zu nehmen, um zuvorkommend das Kind entschuldigen zu können. Der gewissenhafte Erzieher ist geneigt, sich selbst lieber zu beschuldigen, als zu entschuldigen, und seine Zöglinge lieber zu entschuldigen, als zu beschuldigen. Ein solcher hütet seine Kinder, wie eine Henne ihre Küchlein, soweit er für sie verantwortlich ist, indem er der Schuld suchenden Feindschaft gegenüber als Freund sie in Schutz nimmt; ein solcher unterschreibt auch das pädagogische Symbolum Salzmanns, welches lautet: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher" (entweder der Lehrer in einer Erziehungsanstalt oder Vater und Mutter im Hause oder, wenn man Haus und Schule sich vereinigt denkt, Eltern und Lehrer

zusammengenommen) „den Grund in sich selbst suchen“ (s. sein „Ameisenbüchlein“, Schnepfenthal 1806). Daß die Zöglinge nur auf diesem Wege zu gefühlvoller Aufrichtigkeit — denn es gibt auch eine gefühllose — erzogen werden, daß solcher wie die Sonne nicht nur erleuchtenden, sondern auch erwärmenden Treue gegenüber auch das Schuldbewußtsein der Zöglinge, wenn nicht sonst, so doch jedenfalls da laut wird, wo ein besonderer Fehltritt untersucht werden soll, wird nicht zu bezweifeln sein, sowie es offenbar ist, daß, wie die Ueberführung das Augenlicht des Gewissens vermittelt, so die Vergebung das Tageslicht für das Gewissen herbeiführt, und daß das Gewissen, wie es durch Ueberführung heilsam geängstigt wird, so durch Vergebung zum Frieden kommt. Nachdem wir nun soweit in unserer Untersuchung vorgeschritten sind, gilt es auch, die Wirkung des Gewissensfriedens zu erörtern. Ob dem Gewissen zum Frieden geholfen worden ist oder nicht, erkennt man daran, ob der Verstand demütig und die Einbildungskraft bescheiden, oder ob jener hochmütig und diese hoffährtig ist. Also, wo Friede des Gewissens ist, da folgt Demut des Verstandes und Bescheidenheit der Einbildungskraft. Fehlt es nicht daran, daß das Gewissen in Licht gekleidet wird, so werden auch Verstand und Einbildungskraft unter der Leitung stehen, deren sie bedürfen. Im Begriff der Leitung liegt Führung und Zügelung: der Verstand muß geführt, die Einbildungskraft gezügelt werden; und zwar ist es die Gnade, die den Verstand führen, und die Wahrheit, die die Einbildungskraft zügeln muß. Geschieht diese zweifache Leitung nicht, auf welche das Formalprincip hinweist, so sind Verstand und Einbildungskraft dem Irrtum preisgegeben, und zwar gerät jener, erfüllt mit Hochmut, auf einen Irrweg, und diese verfällt, von Hoffahrt eingenommen, in einen Irrwahn. Auch hier wieder, wie beim Gemüt und Gedächtniß, muß der Erzieher die Gnade und Wahrheit repräsentiren, und zwar hier, um dem Verstand und der Einbildungskraft des Zöglings zur wachsamen Demut und nüchternen Bescheidenheit zu verhelfen. Er muß durch Schuld vergebende und vergessende Treue das Gewissen des Zöglings immer mehr in den Frieden hineinführen, bis dieser die Grund-

ehre wird, zu welcher der Verstand und die Einbildungskraft lagabsteigen können. Daß hiebei die Furcht zur Demut und das Erschrecken zur Bescheidenheit den Weg bahnt, lehrt die Erfahrung und ist auch erklärlich, wenn man bedenkt, daß Hochmut und Hoffart in Gottes Augen ein Greuel sind, und daß Verstand und Einbildungskraft gehorchen lernen müssen. So erst gewinnen der Verstand und die Einbildungskraft eine feste Ueberzeugung (gegenüber dem Gemüte und dem Gedächtnisse als den Trägern der Gesinnung) und können wachend und nüchtern dem Gewissen hinwiederum zu Diensten stehen. Der Verstand beschäftigt sich mit Begriffen, die Einbildungskraft mit Vorstellungen. Die Begriffe können klar und unklar, die Vorstellungen rein und unrein sein. Ohne Demut werden die Begriffe nimmer klar und ohne Bescheidenheit (das Mäßig-von-sich-halten) die Vorstellungen nimmer rein sein. Von der Beschaffenheit der Begriffe und der Vorstellungen hängt die Beschaffenheit der Ueberzeugung ab (wie von dem Gefühl des Gewichtes einer Sache und dem Interesse die Beschaffenheit der Gesinnung). Daß aber eine einseitige Verstandescultur mit „Gamaschendienst“ und „Dressur“ ebenso verwerflich ist, als die unkeusche Pflege der Einbildungskraft mit Bezauberung und Vorführung von Schreckgestalten, ist uns selbstverständlich.

III.

Zur Liebe und Treue will sich gesellen die Ehre, zum Herzen und Gewissen der Charakter. Die Ehre dient zum Schutz der Liebe und zur Sicherstellung der Treue. Nur die geschützte Liebe des Herzens kann geduldig, und nur die sichergestellte Treue des Gewissens mutig sein. Geduld (oder Ausdauer) und Mut sind zusammengenommen die Festigkeit, die zum Wesen des Charakters gehört. Wer es für eine Ehre hält, daß er Liebe übt und Treue beweist, und in der Gewißheit, daß Liebe und Treue sich selbst Anerkennung verschaffen werden, keine Ehre für sich fordert, nur der hat das rechte Ehrgefühl. Weil diese über dem Haschen nach Ehre erhabene Gewißheit geduldig und mutig macht, so folgt, daß die Charakterbildung, die Prägung des Herzens und Gewissens, nicht

ohne die eigene Thätigkeit des Menschen geschieht, nachdem ihm die Erziehung zu dieser Gewißheit verholfen hat. Der Charakter ist ein fester Halt für das Herz, gleich dem Mastbaum für das Segel, und für das Gewissen, gleich dem Ankertau für den Anker. Des Segels bedarf man, wenn das Schiff unter Benützung des Windes zum Ufer eilen soll, hingegen des Ankers, wenn es unter Stürmen Stand halten soll: so kann auch ohne Mut das Herz nicht sein Ziel erreichen und ohne Geduld das Gewissen nicht die Widerwärtigkeiten des Lebens überdauern. Auf diesen beiderseitigen Charakter zielt ab das Modalitätsprincip. Wie anders soll nun aber der Erzieher das Herz und Gewissen des Zöglings mit jener für die Charakterbildung erforderlichen Gewißheit erfüllen, als auf dem Wege der Religion? Ist nicht Christus der primitive und absolute Charakter selbst, der durch Seine Gegenwart im Lebensschiff dem Herzen das Menschen erst den rechten Halt gibt und durch Sein Sitzen zur rechten Hand Gottes sich dem Gewissen desselben jenseits des Meeres (d. i. der Feindschaft) zum festen Grunde darbietet? Wer Ihn ehrt dadurch, daß er wahre Liebe und Treue an den Tag legt, braucht für seine eigene Ehre nicht zu sorgen. — Doch nicht nur Gott ist das die Liebe und Treue anerkennende Subjekt, sondern auch die Menschen, denen man mit Liebe und Treue begegnet. Ehren wir Gott, so werden uns Gott und Menschen Anerkennung zollen, und ehren wir Menschen, so wird uns Anerkennung weder von Menschen, noch von Gott versagt werden. Folglich handelt es sich für die Charakterbildung nicht nur von dem Ehrgefühle, sondern auch von der Ehrerbietigkeit. Für die Ehrerbietigkeit liegt der Schwerpunkt im Gewissen, für das Ehrgefühl im Herzen. Das Ehrgefühl schließt sich an die kindliche Scham, die Ehrerbietigkeit an die kindliche Furcht an. Ohne Ehrgefühl wird das Herz nicht mit Mut erfüllt, und ohne Geduld wird es fehlen an der Ehrerbietigkeit des Gewissens.

Um also zum rechten Lebensmut (Kampfesmut im weiteren Sinne) sich aufzuschwingen oder auch herabzusteigen, braucht man Ehrgefühl. Wer mutlos ist, soll aufsteigen, wer übermütig ist, soll herabsteigen. Die Schamhaftigkeit, welche bedingt

ist durch Demut und Bescheidenheit„ ist die negative Voraussetzung für das positive Ehrgefühl. „Wenn ich“ (s. Schmid, Päd. Handbuch I. S. 341) „dem Knaben sage: schäme dich dieser Unart 2c., so liegt darin bereits ein positiver Kern; denn da sich der Zögling erniedrigen kann, so muß er also an sich höher stehen, er muß einen Wert haben, den er momentan verleugnet hat. Dieser Wert liegt“ in erster Linie „darin, daß das Kind geschaffen ist zum Bilde Gottes.“ Das Ehrgefühl verhält sich also zum Schamgefühl, wie das Eintreten dieses eignen Wertes ins Bewußtsein zu dem Gedanken an die mögliche oder wirkliche Verleugnung desselben. „Hat sich der Zögling in irgend etwas wacker gehalten“, „so darf der Erzieher Anerkennung, wie sie die Wahrheit fordert und die Liebe so gern ausspricht, keineswegs versagen“, er möchte sonst nicht nur „dem Ehrgeiz steuern“, sondern auch „das Ehrgefühl selber ersticken.“ Die Anerkennung besteht entweder in der Einzelheit des Lobes oder in der Besonderheit des Vertrauens. Wo alle Anerkennung fehlt, da wird der Zögling, welchem sie gebührt, „nicht demütig, sondern mutlos.“ Wenn aber der Zögling übermütig genug ist, um bei seinem Handeln über fremdes Urteil sich hinwegzusetzen, so gebührt ihm diejenige Wertschätzung und Erbarmung, die in der von der Gerechtigkeit geforderten und von der Liebe auferlegten Geduldübung besteht. Sowohl aber dem Zöglinge, welcher herabgedrückt, als dem, welcher gehoben werden muß, „bezeichne man vom zartesten Alter an in concreto das Unehrenhafte stets als solches; gräbt sich der Abscheu gegen alle einzelnen malhonetten Dinge in das Bewußtsein, in das Gefühl des Kindes ein, so ist eben damit für das Halten auf Ehre am besten vorgesorgt.“ Dazu gehört aber auch, daß der Erzieher keine Worte ungerügt lassen darf, durch welche Gott (wie z. B. durch den gedankenlosen Mißbrauch des göttlichen Namens) verunehrt oder irgend ein Mensch beschimpft oder verspottet wird. Am durchschlagendsten ist aber, daß der Zögling durch Ernährung mit Gottes Wort dahin gebracht wird, sich von Gott persönlich geliebt, sich von Ihm spezieller Liebe wertgeachtet zu wissen, um gerüstet mit solchem ermutigenden Bewußtsein dem Kampf des Lebens gewachsen zu sein. Wenn der Zög-

ling erst einmal so steht, so weiß er, daß die Ehre immer mit der Tugend zusammenhängen will, daß sie selbst „der Abschein des Guten, die Schönheit des Sittlichen" ist, wie Ed. Krüger (a. a. O. S. 89) sie nach ihrer deutschen Grundbedeutung bezeichnet. Doch da es Zöglinge nicht nur aus niedrigem Stande, sondern auch aus höheren Ständen gibt, so muß letzteren besonders klar gemacht werden, daß die Ehre nicht nur auf die Tugend folgt, sondern auch der Tugend vorhergehen kann (wie die Wohlhabenheit nicht nur dem Wohlthun vorhergehen, sondern auch auf das Wohlthun folgen kann), und daß, wer vorweg Ehre hat, sich der ihm erwiesenen Ehre wert machen, sich durch sie veranlaßt fühlen soll, nach Tugend zu streben, während man, wo Ehre erst auf Tugend folgt, sich nicht überheben, sondern in der Tugendhaftigkeit beharren soll. An den Mut schließt sich die Geduld an. Auch wer nicht übermütig ist, muß Geduld lernen. Der Unterschied ist nur der, daß den Einen die Ermutigung, den Anderen das Geduldlernen schwer ankommt.

Erst von der Geduld führt der Weg zur Ehrerbietigkeit, durch welche „der eigene Erwerb an Ehre gefördert und gewahrt" wird (Schmid, Päd. Handb. I. S. 342). Somit steht der Charakter im engern Sinn in der Mitte zwischen dem Ehrgefühle und der Ehrerbietigkeit. — Bezüglich dieser letzteren gilt das Wort: Ehre, dem Ehre gebührt. Wem gebührt Ehre? Dem, der ehrenwert ist. Wer ist ehrenwert? Im Allgemeinen ist es jeder Mensch, sofern ein jeder zur Gemeinschaft und Aehnlichkeit mit Gott geschaffen ist. Hat Gott zuvorkommend einem jeden Menschen einen Wert verliehen, so stehen wir mit allen Menschen auf Einer Linie; und hat Gott, nachdem die Menschheit sündig geworden ist, keinen von der Versöhnung ausgeschlossen, sondern alle Menschen derselben wertgeachtet, so stehen wir wiederum mit allen auf Einer Linie: in Beziehung auf diese zweifache Gleichheit gebührt keinem Andern mehr oder weniger Ehre, als uns selbst. Diesen gemeinsamen Wert bei jeder Begegnung anzuerkennen, ist Sache der Humanität. Doch ist diese nur die Unterlage für die Erbietung besonderer Ehre, welche besondern Personen gebührt. Hiernach ist ehrenwert erstens jeder, der unter göttlichem Beistand sich ein Verdienst

erworben hat, zweitens jeder, den Gott durch eine hervorragende Berufsstellung, deren höchste im Staate die des Landesfürsten ist, geehrt hat. Ist die hervorragende Berufsstellung erblich, so wird die Ehre den Nachkommen eines Ahnherrn zu Teil um dieses ihres Ahnherrn willen, d. h. der Ahnherr wird noch in seinen Kindern geehrt. (Dem entspricht, was der Kirchenvater Hieronymus [s. seine von P. Lechner herausgegebenen Ausgewählten Briefe] an Paulinus schreibt: „Es ist Vorschrift der Rhetorik, daß zuerst die Ahnen dessen, der gelobt werden soll, und ihre Thaten heraufgeholt werden, und dann erst stufenweise die Rede auf ihn selbst komme“ 2c.) Beide Richtungen der Ehrerbietung schließen sich da zusammen, wo Jemand sowohl durch sein ihn auszeichnendes sittliches Verhalten, als durch seinen hervorragenden Stand und Amt einer besonderen Ehre wert erscheint. So besteht denn ein manigfacher Unterschied in der Ehre, der sich steigern kann bis zum Gegensatz zwischen höchster Ehrwürdigkeit und gänzlicher Ehrlosigkeit. Wer seine Menschenwürde verleugnet, der ist ehrlos. „Wer aber keine Ehre hat, der kann auch keine Ehre geben“, und wer gleichgiltig ist gegen fremdes Urteil, darf sich nicht wundern, wenn Andere gleichgiltig sind gegen das seinige. Aber auch eine Standes- und Amtsperson kann sich der Ehre unwert machen. Es ist allerdings Pflicht, auch um des blosen Standes und Amtes willen einem Höheren Ehre zu erweisen; nicht einmal ein Gleichhochstehender, geschweige ein Niedriger ist zum Richter gesetzt über eine Standes- und Amtsperson. Erwartet aber eine solche Person Ehre, ohne Tugend zu haben, so soll sie auch wissen, daß die Ehre, die ihr erwiesen wird und werden soll, eben nur ihrem Stande und Amte gilt; denn sie wird früher oder später erfahren müssen, daß sich Amt und Stand nicht nur nicht mit gänzlicher Untüchtigkeit, sondern auch nicht mit Unsittlichkeit verträgt. Hier gilt das Wort: du kannst ohne deine Verschuldung gehaßt und ungeachtet deiner Verschuldung geliebt werden; aber ob du verachtet oder geachtet wirst, das steht bei dir. — Uebrigens soll nicht nur ein Niederer einem Höheren Ehre erweisen, sondern auch umgekehrt ein Höherer einem Niedern. Das Volk soll seinen Fürsten, aber auch der

Fürst sein Volk, der Diener seinen Herrn, aber auch der Herr seinen Diener, die Kinder ihre Eltern und Lehrer, aber auch die Eltern und Lehrer ihre Kinder ehren. Was wären die Großen ohne die Kleinen, die Hohen ohne die Niederen? Aber auch bei dieser Gegenseitigkeit im politischen Gebiete hat es nicht sein Bewenden; dieselbe greift auch über in das ethische Gebiet; daher geschieht es, daß Solche, die im bürgerlichen Leben gleich hoch oder gleich niedrig stehen, einander begrüßen mit der Anrede: „Ihr Diener!“ und: „mein Herr!“ — zum Zeichen, daß man einander Ehre schuldig ist, und daß die Erbietung der Ehre in der freien Unterordnung seiner selbst oder, was dasselbe ist, in der freien Hochstellung des Anderen besteht. Wir unterscheiden daher zwischen freier und gesetzlicher Ehrerbietigkeit. Frei ist die Ehrerweisung des Fürsten gegen sein Volk, des Herrn gegen seinen Knecht, der Eltern und Lehrer gegen ihre Kinder: hingegen gesetzlich ist die Ehrerbietigkeit der Kinder gegen ihre Eltern und Lehrer, des Knechtes gegen seinen Herrn, des Volkes gegen seinen Fürsten. Das Gesetz verhält sich zur Freiheit, wie die Pflicht zur Pflege, wie die Hilfleistung zur Ordnung, wie die Pietät zur Autorität. — Von der Ehrerbietigkeit der Kinder gegen ihre Eltern sagt Lübker (a. a. O. S. 89 und S. 263): „Die Hauptmächte der Erziehung, die Autorität und die Pietät, wirken nirgend besser, kräftiger, naturgemäßer, als eben in dem Schoße der Familie.“ „Die Pietät ist vornehmlich auf Seiten der Mutter, die Autorität auf der des Vaters; und wer mit Erfolg lehren will, was zum Gebiete der Religion gehört, muß eine väterliche Autorität genießen und eine mütterliche Pietät erwecken.“ Der Vater soll Autorität haben für die Ueberzeugung und für die Uebung, und die Mutter soll sie mitgenießen; hingegen die Pietät, welche als die durch Gewöhnung wurzelhaft gewordene Zuneigung und Dienstwilligkeit zu bezeichnen ist, nimmt ihre Richtung zuerst hin zur Mutter und durch Vermittlung derselben auch hin zum Vater. — Ehrerbietigkeit ist man aber nicht nur den Eltern, den Vorgesetzten und dem Alter schuldig, sondern auch den beiden Mächten, die in der Geschichte walten, der Macht der Tradition und der Macht der Persönlichkeit. Hievon sagt Lübker (a. a. O. S. 284):

„Die Erwägung und Beherzigung des Traditionellen erfüllt mit einer unbedingten Achtung vor dem Recht und der Gewalt der Geschichte, lehrt das Positive und Bestehende mit Ehrerbietung betrachten und allem Frevel gegen den Bruch mit dem Ueberlieferten wehren; es nährt und bewahrt den edlen conservativen Sinn und bannt alles revolutionäre Wesen. Die Würdigung und Betrachtung der großen Charaktere aber, die Anschauung ihrer persönlichen Eigenschaften und die Berechnung ihres weitreichenden Einflusses läßt alles roh Colossale aus der Geschichte weichen, den imponirenden Einfluß der Massen schwinden und dagegen die sittliche Macht der Autorität in ihrer vollen Berechtigung und Wahrheit erkennen. Gerade für diese Seite der sittlichen Erziehung kann die recht betriebene und wohl verstandene Geschichte eine überaus segensreiche Wirkung üben." —

Dieser Gang in der Darstellung des Charakters, welcher anhebt mit der Befestigung des Ehrgefühls, sich fortsetzt in der Aneignung von Mut und Geduld, und mit der Vertiefung der Ehrerbietigkeit abschließt, muß sich immer von Neuem wiederholen. Den umgekehrten Weg aber muß der Erzieher für seine Zöglinge immer von Neuem einschlagen: sie müssen anheben mit der Ehre, die sie schuldig sind, müssen dann in der Geduld geübt, zum Mut ermuntert und schließlich zur Wahrung der eigenen Ehre angehalten werden. Darauf bezieht sich, was K. Strack in Schmid's Päd. Handbuch (I. S. 16) sagt: „Vor Allem hat der Erzieher darauf zu sehen, daß er durch intellectuelle und sittliche Ueberlegenheit dem Zögling imponire. Seine ganze Haltung muß eine Achtung gebietende sein; er muß die Schwächen seines Charakters, natürlich nicht in heuchlerischer Weise, zu verbergen, d. h. zu bemeistern suchen, selbst in seinem äußeren Betragen, in seinen Manieren, in seiner Kleidung muß er alles vermeiden, was Anstoß erregen oder ihn gar lächerlich machen könnte. Es sei ihm eine heilige Gewissenspflicht, sich immer so gründlich vorzubereiten, daß er nicht in Verlegenheit kommt, wenn er auch durch Fragen der Schüler genötigt wird, beim Unterricht ein wenig abzuschweifen. Trifft es sich jedoch einmal, daß er die gewünschte Auskunft nicht zu

geben vermag, so gestehe er dieses offen ein, bemühe sich aber möglichst bald, wenn es irgend geschehen kann, die Wißbegierde des Zöglings zu befriedigen. In seinem geselligen Verkehr muß er vorsichtig sein, besonders hüte er sich bei geselligen Ergetzlichkeiten, sich als Kameraden seiner Zöglinge zu geriren, daß auch nicht für einen Augenblick das Verhältniß der Gleichheit und Brüderlichkeit eintreten kann."

An die Charakterbildung muß sich anschließen die Bildung der Vernunft und des Ahnungsvermögens. Auf dieses Beides weist das theoretische Princip hin. Die Vernunft braucht zu ihrer Bildung, d. i. zur Aufrichtung und Befestigung des Urteils, eine Kraft, auf die sie sich gründen kann. Die natürliche Vernunft befindet sich in falscher Tiefe und bedarf daher der Hebung. Wer sich irgendwo dem Geschäft der Hebung unterzieht, hat die Absicht, das Gehobene entweder momentan oder auf die Dauer zu tragen oder ihm eine bessere Unterlage zu geben, als die es bisher gehabt hat. Der allein gute Grund, auf welchen die Vernunft gehoben werden muß, ist die Kraft der Wahrheit. Ihre Hebung ist eine Heraushebung aus ihrer Unsicherheit. Es ist eine Wirkung der Friede bringenden Gnade, wenn die Vernunft durch Gewinnung einer richtigen Ueberzeugung aus ihrer Unsicherheit herauskommt, um ihren Stoff, den sie mittels der Einbildungskraft aus der Gegenwart — denn für diese gibt es nichts Altes — und mittels des Gedächtnisses aus der Vergangenheit — denn für dieses gibt es nichts Neues — entnimmt, für die Zukunft verwenden zu können. Denn sie beschäftigt sich mit realem Stoff, geht auf realem Boden einher nur, um Ideen, d. h. Zielvorstellungen (= Vorstellungen von dem Seinsollenden) zu gewinnen und urteilen, d. h. vergleichen und unterscheiden zu können. Zum rechten Urteilen gehört also ein richtiges Vergleichen und Unterscheiden. Damit beides richtig sei, muß es beisammen sein und im Gleichgewicht mit einander stehen, wie Lübker (a. a. O. S. 55) sagt: Das Vergleichungs- und das Unterscheidungsvermögen „müssen sich gegenseitig ergänzen, wenn nicht Einseitigkeiten entstehen sollen: ein übertriebenes Vergleichungsvermögen läuft Gefahr, Alles unterschieds-

los verschwimmen zu lassen und, da dieses namentlich in religiöser Beziehung große Gefahr bietet, den Glauben an einen persönlichen Gott in pantheistische Vorstellung zu verwandeln, während das einseitige Unterscheidungsvermögen heillos spaltet und auf religiösem Gebiete zum kahlen Deismus führt. Es gibt allerdings Lebensalter und geistig-sittliche Dispositionen, die mehr für das eine oder andere befähigen und daher einen gewissen Keim der Einseitigkeit schon in sich tragen. Das Aehnlich-Finden gehört in die Kindheit und erste Jugend, das Unterscheiden in das höhere Jünglings- und Mannesalter. Gleichnisse wirken auf gewissen Stufen und bei manchen Stimmungen mit außerordentlicher Kraft. Wer ihre Sprache nicht versteht und wiedergeben kann, ist kein Jugendlehrer; wer aber ihre Sprache nicht vernehmen kann und für sie ganz unempfänglich ist, dem fehlt der oft so unerläßliche kindliche Sinn." Das Gleichgewicht zwischen beiden Vermögen läßt sich nun aber nur herstellen durch den Gehorsam der Vernunft gegen die objektive Wahrheit, d. i. gegen das in Christo persönlich gewordene, erkennbare ewig-reale Sein, welches allem zeitlich-realen Dasein zu Grunde liegt. Erst durch diesen ihren Gehorsam beweist die Vernunft, daß sie sich nicht nur immer von Neuem aus ihrem durch Sünde irrig gewordenen Zustand herausheben, sondern auch auf dasselbe ewig-reale Sein sich gründen läßt, auf welchem alles zeitlich-reale Dasein ruht. Der Gehorsam aber ist Sache des Wollens und Thuns. Hiebei erinnere ich mich eines Gedankens, den Hölder in Schmid's Päd. Handbuch (II S. 1115) ausgesprochen hat: „Der gesund organisirte Mensch will nicht" „an der Erreichbarkeit seiner Bestimmung im Erkennen und sittlichen Handeln verzweifeln, und deshalb hält er es mit instinktiver Sicherheit nicht blos für sein Recht, sondern für seine Pflicht, an die Wahrheit dessen zu glauben und unter Voraussetzung der Wahrheit dessen zu handeln, was seinem Bewußtsein sich einmal unwiderstehlich aufdrängt." Allem Erkennen liegt ein Wollen zu Grunde. Darum hat die Erziehung nicht nur die Erinnerungs- und die Einbildungskraft, sondern auch die Vernunft in Absicht auf Gehorsam zu belehren und in Zucht zu nehmen. „Zur Vernunftbildung gehört"

(S. 1116) „eine derartige Heranbildung zu selbständigem Denken, daß die allgemeinen Sätze des Denkens mit Bewußtsein und Einsicht gehandhabt werden.“ „Aber die Energie des Willens muß auch speziell auf sittliche Ziele geleitet, der Wille für solche begeistert werden; darum gehören zur Vernunftbildung nicht nur formelle Fächer, sondern auch andere, namentlich Religion und Geschichte.“

Die Kehrseite der Vernunft ist das Ahnungsvermögen, welches in der Wissenschaft mit Unrecht fast verächtlich auf die Seite geschoben worden ist. Während die Vernunft die Wahrheit erkennen will, zu welcher die Gnade sie hinleitet, will das Ahnungsvermögen die Gnade erfahren, welche sich durch Vermittlung der Wahrheit zu ihm in Beziehung setzt. Wenn dem Menschen die vorlaufende Gnade sich nicht darböte, so gäbe es in ihm überhaupt kein Wollen des Guten; und wenn die vorlaufende Gnade auf sein Ahnungsvermögen nicht einwirkte, so gäbe es auch keine Begeisterung für Edles und Erhabenes und keinen Forschersinn. Das Ahnungsvermögen als Vermögen des sittlichen Schlusses befindet sich in seiner natürlichen Beschaffenheit auf unsicherer Höhe und bedarf einer Kraft, von der es dauernd abhangen kann, damit es sich gesichert wisse. Zum Abhangen von der Gnade bedarf es des Ergriffenseins von der Wahrheit. Während das Gedächtniß mit Vergangenem und die Einbildungskraft mit Gegenwärtigem sich befaßt, geht die Richtung des Ahnungsvermögens auf zukünftige Dinge hin. Dazu kommt, daß es die Gnade ist, welche diesem Vermögen imponirt und sich anziehungskräftig erweist. Was Anderes mag es also sein, als die Hoffnung, worauf das Ahnungsvermögen angelegt ist? Wie die gedeihliche Vernunftbildung sich an den Mut als das Gepräge des Herzens anschließt, so die ungehinderte Bildung des Ahnungsvermögens an die Geduld als das Gepräge des Gewissens. Mut ist durch irgendwelchen Kampf bedingt, Geduld setzt irgend einen Leidenszustand voraus. Nicht umsonst schließt sich die Vernunftbildung an die Ermutigung und die Bildung des Ahnungsvermögens an die Uebung der Geduld an: denn ohne die richtig urteilende Thätigkeit der

Vernunft wird kein Sieg errungen, und ohne die lebendige Hoffnung, die im Ahnungsvermögen ihren Sitz einnimmt, ist an eine rechte Erhebung über das Leiden nicht zu denken. Ferner sehen wir: nicht nur die Vernunft, sondern auch das Ahnungsvermögen beschäftigt sich, auf realem Boden stehend, mit der idealen Welt. Denn wie die Vernunft als Urteilskraft vergleichend und unterscheidend sich verhält, so ist die Thätigkeit des Ahnungsvermögens als der Schlußkraft eine folgernde und begründende. Vom Hoffen selbst aus wird vorwärts und rückwärts geschlossen. Der allerbeste Schluß ist der aus dem rechten Glauben der göttlichen Wahrheit auf die aus der Wahrheit stammende Hoffnung auf Gnade gezogene, und der allerbeste Rückschluß die Schließung von der lebendigen Hoffnung auf Gnade zurück auf die Wiedergeburt. Lübker (a. a. O. S. 78) sagt von der Hoffnung: „Hat sie schon an sich etwas Ideales, so wird das noch erhöht durch jede Vertiefung, die ihr Inhalt erfährt. Dieser kann freilich auch auf der andern Seite ungeheuer verflacht und verweltlicht werden; es kann ein leichtsinniges Fortstoßen der Gegenwart mit allen ihren tieferen Beziehungen und Interessen daraus werden, so daß das Auge nur auf das Kommende, das dann aber ebenso rasch wieder verschwindet, somit auf das Endliche und Vergängliche gerichtet ist, aber sich so gut wie gar nicht vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, aus der Welt des sinnlichen Begehrens und Genießens in das Gebiet der Gedanken erhebt.“ Nachdem dann Lübker an das Altertum und speziell an die beiden ahnungsreichen Philosophen Heraklit und Platon erinnert hat, sagt er (S. 79) weiter: „Seitdem die Hoffnung Erfüllung geworden, seitdem auf Erden erschienen ist, was in Zukunft ewig sein wird, seitdem ergreift der Glaube das Entfernte, Jenseitige und Ewige und hat es bei sich und immer und genießt es, wenn auch erst im Anbruche dessen, was einst ein volles Maß sein wird. Wer darnach noch die Hoffnung in der eitlen und nichtigen Weise fassen kann, wie es gar manche Dichter unseres und anderer Völker gethan haben, der betrügt sich selbst um das köstlichste Gut.“ „In solchem Affecte liegt also auch eine stille Macht, die das Leben erziehen und bilden kann.“ Man denke nur an die „dumpfen Stimmungen der

Seele, die träge und unfruchtbar, kein inneres Leben, keine heilsame That hervorbringen können", an „jenes schwerfällige, düstere, grämliche Wesen in seinen mancherlei Schattirungen, das sich wie ein drückender Alp auf den edelsten Regungen der anima naturaliter christiana, der zum höheren Leben bestimmten Seele, lagert", um einzusehen, daß Begründung und Folgerung falsch sind, wo dem Ahnungsvermögen als ihrem Subjekt die lebendige Hoffnung fehlt. Wann aber fehlt diese? Sicherlich dann, wenn das rechte Vertrauen gegen die Gnade fehlt. Sowie die Vernunft nicht beständig richtig urteilt, wenn sie nicht unausgesetzt der Wahrheit gehorcht, so ist es mit der Hoffnung des Ahnungsvermögens schlecht bestellt, wenn es nicht auf die Gnade vertraut. Mißtrauisch gegen die Gnade sein, heißt in der Gefahr stehen, alle Hoffnung zu verlieren. Das Vertrauen überhaupt soll das Ahnungsvermögen gemeinsam haben mit dem Verstand; hingegen die Richtung auf die Gnade hin soll es teilen mit dem Gemüt, während das umgekehrte Verhältniß besteht bezüglich des Gehorsams der Vernunft und ihrer Richtung auf die Wahrheit. Und wie dort für den Gehorsam der Vernunft zwischen dem Wollen einerseits und dem auf dem sittlichen Urteil beruhenden Thun des Gesetzes andrerseits das Innewerden, d. h. das Aufmerken, Glauben und Erkennen in der Mitte liegt, so gibt es für das Vertrauen des Ahnungsvermögens einen Weg von dem Begehren eines geistigen Gutes zur gegründeten Hoffnung und Erlangung desselben, auf welchem man, wie im Leben, so auch in der Wissenschaft das Spekuliren, d. h. das Beobachten, Untersuchen und Erfahrungmachen, nicht umgehen kann. Dies erinnert an das Uebergangsgebiet der Hypothesen, Konjekturen und Experimente, an den divinatorischen und prophetischen Blick des dem discursiven Denken zur Seite gehenden intuitiven Denkens und weiterhin an den Sinn des Spürens und des Witterns bei gewissen Thieren. Es ist dies zwar ein Dämmerungsgebiet; aber weil es eine geheime Verbindung des Diesseits mit dem relativen und dem absoluten Jenseits andeutet und zum Licht oder zur Finsterniß hindrängt, je nachdem das Ahnungsvermögen mit Vertrauen oder mit Mißtrauen erfüllt ist und von Hoffnung oder Furcht beherrscht

wird, so ist es, wie überhaupt, so auch insonderheit bei der Erziehung aller Beachtung wert. Mit dem Ahnen beginnt und schließt das innere Leben. Es kommt darauf an, daß dem Ahnungsvermögen Vertrauen eingepflanzt wird gegen die Gnade, sowie der Vernunft Gehorsam eingepflanzt werden muß gegen die Wahrheit. Damit der Gehorsam aus dem Mut hervorgehe, muß der Glaube dem Mut den Weg bereiten; ebenso vermittelt die Geduld den Zusammenhang des Vertrauens mit der Hoffnung gleich einem Stamme, der die Wurzel mit der Krone verbindet. Wenn die Vernunft der Wahrheit nicht gehorcht, so ist sie umringt vom Fluche des Gesetzes, und wenn das Ahnungsvermögen der Gnade nicht vertraut, da sieht es früher oder später überall Feindschaft oder Gespenster. Und wie gerade derjenige Mensch über Ungerechtigkeit oder Gesetzwidrigkeit Anderer am meisten klagt, dessen Vernunft der Wahrheit nicht gehorcht, so ist gerade derjenige, dessen Ahnungsvermögen der Gnade kein Vertrauen schenkt, voll Unzufriedenheit darüber, daß die feindselige Welt ihn für unzuverlässig hält. Wer an der Wahrheit verzweifelt, der verzweifelt zuletzt an Allem, und wer der Gnade Trotz bietet, der trotzt zuletzt gegen Alles. Wie du glaubst und hoffest, so widerfährt dir: glaubst du mit Ungehorsam, so widerfährt dir dasjenige Böse, welches dein Herz mutlos macht, und hoffest du mit Mißtrauen, so kommt dasjenige Böse über dich, welches dein Gewissen mit Ungeduld erfüllt. —

Somit handelt es sich nicht blos davon, daß wir anderen Personen gegenüber Ehrgefühl haben und ihnen mit Ehrerbietung begegnen, sondern auch davon, daß wir uns selbst ehren, wenn wir alles das ehren, was einen Wert hat, also in erster Linie die Wahrheit und Gnade, weil beides zum Wesen Gottes gehört, und dann auch alles Geschaffene, weil es Ihm als Eigentum gehört.

IV.

Doch nicht blos, daß Liebe und Treue durch die Ehre geschützt werden, müssen wir in Betracht ziehen, sondern auch, daß Liebe und Treue eine Zugänglichkeit, ein Offenstehen für

gute Einflüsse voraussetzen und schließlich wirksam werden, indem sie selbst wieder auf Andere guten Einfluß ausüben. Daher handelt es sich nicht blos von dem der Bildung bedürftigen Charakter als dem Gepräge des Herzens und des Gewissens, sondern auch von der Cultur des Geistes als des gemeinsamen Bodens, auf welchem Herz und Gewissen Frucht erzielen. Von der Geistescultur handelt das praktische Princip. Wie das Herz Träger des Sittengesetzes und das Gewissen Stimme der sittlichen Weltordnung sein soll, so sollen Charakter und Geist eine Autorität, jener für die Ueberzeugung, dieser für die Uebung repräsentiren. Wo gebildeter Charakter, da Festigkeit und Ehre; wo cultivirter Geist, da Freiheit und Tugend. Der religiös-sittliche Charakter hält sich an das Ewige, sofern es anfangslos ist, hingegen der religiös-sittliche Geist befaßt sich mit dem Ewigen, sofern es kein Ende hat; denn nur das Anfangslos-Ewige ist absolut fest und hat eine absolute Ehre; und nur das Endlos-Ewige ist absolut frei und absolut vollkommen. Während es dem Charakter erst zuletzt ein Bedürfniß wird, dem Anfangslos-Ewigen, also dem, was in Gott das Erste ist, sich zuzuwenden, ist das Endlos-Ewige, also das, was in Gott das Letzte ist, für den Menschen das Erste, worauf sein Geist sich hinzurichten hat. Wo Charakter ist, da ist Freundschaft, welche sich gegen Feindschaft wehrt und siegesgewiß ist; hingegen, wo Geist ist, da ist Mitgliedschaft, welche, um gegenüber dem Gefühl des Fremd- und Verlassenseins das Daheimgefühl zu behaupten, Leiden übernimmt. Wir haben gesehen, daß der Charakter im engern Sinne, der Charakter als Siegesgewißheit, sich in dem Mute und der Geduld äußert. Dem gegenüber will der Geist in allem sich heimisch fühlen, womit er sich befaßt. Im Daheimgefühl liegt ein Zweifaches, das Gefühl des Geborgenseins und das des Vertrautseins. Wo Geist ist, da weiß man sich überall geborgen oder aufgehoben, und da findet man sich in Allem gar bald zurecht; Geistlosigkeit hingegen weiß sich nirgends sicher und kommt nie völlig aus der Verworrenheit und Unbekanntschaft mit dem Wesen der Dinge heraus. Das ist eben die Gebundenheit eines geistlosen Menschen gegenüber

der Freiheit dessen, welcher Geist hat. Wie nun die Siegesgewißheit des Charakters von der Ehre umschlossen wird, so ist die Freiheit des Geistes umringt von der Tugend; und wie wir in der Ehre das Ehrgefühl von der Ehrerbietigkeit unterschieden haben, so unterscheiden wir in der Tugend zwischen der Frömmigkeit und der Gerechtigkeit. Das ist die ächte Geistescultur, welche anhebt mit der Pflanzung der Frömmigkeit, bis dieselbe in dem Gefühl des Vertrautseins gipfelt, und welche dann, das Gefühl des Geborgenseins voraussetzend, zur Uebung der Gerechtigkeit fortschreitet. Die Frömmigkeit ist das Offenstehen für alle guten Geisteszuflüsse, ja die gesegnete Zugänglichkeit für den Geist Gottes selbst, somit die Herstellung der Gemeinschaft mit Gott; hingegen die Gerechtigkeit, welche durch Ausübung eines guten geistigen Einflusses auf Andere Segen um sich her verbreitet und die Gemeinschaft mit Gott bewahrt, kommt darin zur Erscheinung, daß man Jedem gibt, was ihm gebührt. Solches Empfangen und Geben ist eben die Tugend, von welcher die Freiheit des Geistes umringt ist. Palmer sagt (in Schmid's Päd. Handbuch II S. 1043): Sofern die Tugend ihren Ursprung in Gott hat, „ist sie nicht lehrbar, so wenig, als z. B. die Gesundheit.“ Doch sowie man um Gesundheit besorgt sein und Schädliches abwehren kann, so läßt sich auch über die einzelnen Tugenden Belehrung geben. „Der Erzieher“, sagt Palmer (ebendaselbst S. 1045), „weiß und muß wissen, daß, indem er das Kind eine Tugend lehrt, in dieser partiellen Tugend die ganze Tugend schon mitgesetzt ist; aber das Kind weiß das noch nicht und soll und kann es noch nicht wissen; es lernt eine Tugend nach und neben der andern.“ Was ferner die Freiheit betrifft, so besteht sie nach der Seite des Geborgenseins in der „Abwesenheit von äußerem Zwang“, nach der Seite des Vertrautseins in der Spontaneität, dem Vermögen, selbstthätig zu sein. Wir sehen hier wieder die hohe Bedeutsamkeit des menschlichen Willens. Es ist der Wille, der im Herzen durch Strebsamkeit, im Gewissen durch Entschiedenheit, im Charakter durch Entschlossenheit und Gelassenheit sich zu erkennen gibt; es ist aber auch der Wille, der in dem Geiste seine Freiheit geltend

macht, und zwar als Wahlfreiheit und als Freiheit des Thuns und Lassens. Und wie die Strebsamkeit voraussetzt, daß der Wille lenksam geworden ist, und die Entschiedenheit, daß er gebrochen ist, und weiter die Entschlossenheit und Gelassenheit, daß er Hindernisse überwinden, jedoch auch von Hindernissen bezwungen werden kann je nach der Größe derselben im Verhältniß zu seiner Ueberzeugung, so setzt die zweifache Form der Freiheit voraus, daß der Wille durch Gefahren je nach ihrer Größe im Verhältniß zu seiner Geübtheit sich bestimmen läßt. Es ist leicht begreiflich, daß die Wahlfreiheit nur dann nicht fehlgreift, noch einen schlimmen Einfluß ausübt, wenn der Geist völlig mit dem vertraut ist, womit er, um eine Wahl zu treffen, sich zu befassen hat; ebenso daß der Geist die Freiheit, selbstthätig zu sein, nur dann nicht notwendig mißbraucht, wenn er geborgen, d. h. verwahrt ist gegen fremde schlimme Beeinflussung. Die Freiheit bedarf aber darum der Verwahrung, damit sie der sie umringenden Tugend diene: nur die wohlverwahrte Spontaneität dient der segnenden Gerechtigkeit, und nur die mit Vertrautheit ausgerüstete Wahlfreiheit verletzt nicht die Segen empfangende Frömmigkeit. Also ist bei der Cultivirung des Geistes das Hauptgewicht zu legen auf die Vertrautmachung mit der Innenseite der verschiedenen Lebensverhältnisse, um richtig wählen zu können, und auf die Absonderung von bösen Einflüssen, um eine Uebung in der Gerechtigkeit zu ermöglichen. Solche Vertrautheit gewinnt aber ein Zögling nur, wenn er selbst unter segnendem Einfluß, d. i. heilsamer Gewalt steht, sowie er nur bei Fernhaltung von verderblichem Einfluß, d. i. Fluch bringender Gewalt sich wahrhaft wohl fühlen kann.

Der Begriff der Gewalt verhält sich zu dem des Geistes, wie der Begriff der Ehre zu dem des Charakters. Die Charakterbildung sowie die der Vernunft und des Ahnungsvermögens bedarf der Bahnmachung durch die Geistescultur. Hier hat die Erziehung ihr Augenmerk darauf zu richten, daß gewisse Gegensätze, wenn man sie vorfindet, möglichst abgeschwächt werden. Denn es gibt geistreiche Leute, welche charakterlos sind oder sich unvernünftig gebahren oder ahnungslos

in die Zukunft tappen; ebenso gibt es charakterfeste oder vernünftig handelnde oder ahnungsvolle Menschen, denen jedoch an Geistesgaben nur eine karge Ausstattung zugefallen ist. Doch liegen solche Gegensätze mehr auf der Oberfläche, als in der Tiefe. Das Universale deckt sich nicht immer mit dem Totalen; die sogenannten Geistreichen sind keineswegs immer geistvoll, und die an Geistesgaben Armen keineswegs immer arm an Geisteskraft; daher wo Charakter, Vernunft und Ahnungsvermögen bildungsfähig sind, muß irgendwelche Geisteskraft vorhanden sein. Ohne alle Geistesgabe gibt es keine Tüchtigkeit, ohne alle Geisteskraft keine Tugend. Geistesgabe und Tüchtigkeit können mißbraucht werden durch Anwendung eigener verderblicher Gewalt; Geisteskraft und Tugend können verloren gehen durch Erleidung fremder verderblicher Gewalt. Daraus folgt, daß zur Wahrung der Geistescultur die Charakterbildung erforderlich ist, nachdem jene zur Vorbereitung dieser gedient hat.

Wir gehen über zur Seelenpflege. Hier ist nicht von Gewalt die Rede, sondern von Pflicht; aber das Pflichtgefühl der Seele schließt sich an die für die Tugend erforderliche Kraft des Geistes an. Es gilt, wie Palmer (in Schmids Päd. Handb. II S. 1043) sagt, unsere Kinder alle Christenpflichten zu lehren" und „durch Angewöhnung, Beispiel und Haussitte die Tugend als Gesinnung und Fertigkeit ihnen so beizubringen, daß das Pflichtbewußtsein im reiferen Alter hintennach kommt und somit nur das dem Geiste klar wird, was man schon längst zu thun gewohnt sei, was man gar nicht mehr lassen könnte, das sei recht vor Gott, das fordere Er eben: dann ist der Erziehung ein Meisterstück gelungen. Es wird aber kaum je ein Individuum existiren, dem nicht schon zur Aneignung einer Tugend durchs wiederholte Geltendmachen der Pflicht Impulse gegeben werden müßten; und wenn nur diese Impulse wirksam sind, wenn es nur schon so steht, daß ohne äußere Nötigung das eigene Pflichtbewußtsein treibt, so ist die Tugend bereits im Werden begriffen." Weil mit dem Pflichtgefühl der Seele die Neigungen derselben gar bald, nachdem jenes erwacht ist, in Widerspruch geraten, darum muß

die Seele sich selbst entäußern, damit ihr Pflichtgefühl stark genug sei, jede widerstreitende Neigung bezwingen: ohne Selbstentäußerung ist das Pflichtgefühl den Neigungen gegenüber machtlos. Hier sehen wir nun, daß die Seele in eben solchem Verhältniß zum Herzen steht, wie der Geist zum Charakter. Das Pflichtgefühl der Seele verhält sich vorbereitend zur Liebe des Herzens, ebenso die Geneigtheit der Seele zur Strebsamkeit des Herzens, die Hilfsbedürftigkeit der Seele zur Trostesempfänglichkeit des Herzens, und so auch die Selbstentäußerung der Seele (ihr Eintreten aus einem Herrschaftsverhältniß, in welchem das Pflichtgefühl Andern gebieten kann, in ein Dienstverhältniß, in welchem man sich gebieten läßt) zu demjenigen Schuldbewußtsein des Herzens, welches sich auf die Unterlassung des Guten bezieht. Was die hier am nächsten liegende Hilfsbedürftigkeit betrifft, so ist es selbstverständlich, daß dem Kinde die nötige Hilfe, deren Bedürftigkeit die Seele fühlt, geleistet werden muß, wenn es selbst einen Drang in sich fühlen soll, Andern Hilfe zu leisten, sobald es dessen fähig ist. Aber es ist auch gewiß, daß man einem Kinde zur Strafe seine eigenen Wünsche und Bitten versagen muß, wenn es sich über die Pflicht, einem andern Hilfe zu leisten, leichtsinnig hinwegsetzt.

An die Seelenpflege schließt sich die erziehliche Behandlung des Naturells an. Auf beides bezieht sich wieder das Modalitätsprincip. Auch hier ist nicht die Rede von Gewalt, aber auch nicht von Pflicht, sondern von Recht. Wie sich die Einfalt zur Aufrichtigkeit verhält, so das Rechtsgefühl zum Pflichtgefühl; denn wie das Kind die natürliche Einfalt mit auf die Welt bringt, zur Aufrichtigkeit aber erst erzogen werden muß, so tritt in ihm auch das natürliche Rechtsgefühl gar bald ungesucht hervor, während das Pflichtgefühl erst geweckt werden muß. Alles, was natürlich ist, bedarf der Heiligung durch Gottes Wort und Gebet: so auch das Rechtsgefühl nicht minder, als die Einfalt. Dem Rechtsgefühle stehen nicht, wie dem Pflichtgefühle, Neigungen gegenüber, sondern Triebe stehen ihm zur Seite, m. a. W., während die Neigungen von dem Pflichtgefühle divergiren, besteht eine Convergenz der Triebe mit dem Rechtsgefühle. Es ist offenbar, daß hier, wie

dort, ein Parallismus hergestellt werden muß, daß, wie die Neigungen mit dem Pflichtgefühle, so die Triebe mit dem Rechtsgefühle parallel laufen, eine gleiche Richtung einhalten müssen. Hiezu bedarf, wie die Seele einer Führung, so das Naturell einer Zügelung, somit beide einer Leitung gemäß dem Begehren, welches beiden je nach ihrer Bedürftigkeit eigen ist. Die Seele begehrt Hilfe, das Naturell Schonung. Daher setzt sich das Begehren in Verhältniß wie dort zu den Neigungen, so hier zu den Trieben. Wie unsere Seele früher an die Pflicht denkt, welche Andere gegen uns oder gegen Dritte zu leisten haben, als an die Pflicht, die wir selbst zu leisten haben, so wird unser Naturell eher erschüttert durch das Unrecht, welches uns selbst wiederfahren ist, als durch das, welches wir selbst gegen Andere begangen haben. Wenn der Seele eine Hilfe versagt wird, so gerät sie in Unruhe und Angst; hingegen wenn das Naturell sein eigenes Recht nicht geschont sieht, so wird es empfindlich und bitter. Daher muß das Kind nicht nur angeleitet werden, Anderen bereitwillig Hilfe zu leisten, wie wir bereits gesehen haben, sondern auch fremdes Recht zu schonen; aber „zuerst muß", wie Grube (im Schmids Päd. Handbuch II S. 418) sagt, „das eigene Recht des Kindes geschont und geschützt werden, wenn es fremdes Recht achten und sein Rechtssinn überhaupt sich gedeihlich entwickeln soll." Folglich muß der Trieb, das eigene Recht sich zu wahren, durch den Sinn für Billigkeit gemäßigt werden, sowie die Neigung, der Pflicht zuwider zu handeln, durch den Sinn für Niedrigkeit überwunden werden muß. Dem Sinn für Billigkeit entspricht die Selbstverleugnung im Sinn des göttlichen Verbotes, wie dem Sinn für Niedrigkeit die Selbstentäußerung im Sinn des göttlichen Gebotes. — Endlich ist noch ein zweifaches Verhältniß zu beachten, welches ich nur kurz berühren will; einmal das Verhältniß des Rechts zur Freiheit, welches dem Verhältniß der Pflicht zur Tugend entspricht; dann das Verhältniß des Rechtsgefühles zum Gewissen, wornach die rechte Behandlung des Naturells die Gewissensbildung vorbereitet, bis hinwiederum das Gewissen dem Naturell bewahrend zur Seite stehen kann. — Aus dieser Vergleichung des Naturells und

der Seele geht hervor, daß beide, wie Fleisch und Blut, eine Einheit bilden müssen, welche sich verwirklicht, sobald die Ermahnung erfüllt wird: Widerfährt dir Unrecht, so hüte dich nicht nur vor Rechtsverletzung, sondern fahre auch fort, dich in der Pflichterfüllung zu üben; und wird eine Pflichterfüllung von Andern dir versagt, so versäume nicht nur keine Pflicht, sondern fahre auch fort, dich vor Rechtsverletzung zu hüten. Willst du Hilfe haben, so schone das Recht Anderer, und forderst du Schonung deines Rechts, so hilf Andern. — Wo aber solche Einigung von Naturell und Seele hergestellt ist, da steht auch der Einigung dieser beiden mit dem Geiste nichts im Wege.

Wer nicht selbst gesegnet ist, der kann nicht segnen. Wer helfen und schonen will, der muß auch segnen können; ein mit Fluch Beladener ist unfähig, recht zu helfen und zu schonen. Hinwiederum dient das rechte Schonen und Helfen zur Bewahrung des segnenden Waltens. Wie ferner der Wille das Gemeinsame im Herzen, Gewissen und Charakter ist, so ist er auch das Sich-gleichbleibende in Seele, Naturell und Geist. Palmer sagt (a. a. O. II S. 1043): „Das gleiche sittlich Gute erscheint in der Form der Pflicht als ein Sollen, in der Form der Tugend als ein Wollen". Diesem Worte kann ich nicht völlig zustimmen; wenigstens bedarf es einer Ergänzung. Man wird vielmehr sagen müssen, das gleiche sittlich Gute erscheine in Form der Tugend als ein Können und Wollen, in Form des Pflichtgefühles als ein Sollen und Wollen, in Form des Rechtsgefühles als ein Dürfen und Wollen. Daß Palmer, wenn er noch lebte, dieser Fassung zustimmen würde, läßt sich aus einem andern Satze vermuten, den er (eben daselbst) ausspricht: „Die Wissenschaft hat durch die Verbindung des Tugendbegriffs mit dem Pflichtbegriff und dem Güterbegriff eine ethische Fundamentaltrias gewonnen." In der Ethik handelt es sich aber zuerst und zuletzt von dem Willen. Hier begegnet uns wieder der Gedanke an den Unterschied von Gesellschaft und Gemeinschaft. Geist und Geist, der freie Wille des Einen und der des Andern, bilden eine Gesellschaft; ebenso Seele und Seele, der abhängige Wille des Einen

und der des Andern, und wiederum Naturell und Naturell, der bedingte Wille des Einen und der des Andern. Hingegen Charakter und Charakter, der in Gelassenheit entschlossene Wille des Einen und der des Andern bilden eine Gemeinschaft; ebenso Herz und Herz, der strebende Wille des Einen und der des Andern, und wiederum Gewissen und Gewissen, der entschiedene Wille des Einen und der des Andern. Endlich ist noch hervorzuheben, daß der Begriff der Gesellschaft den der Gemeinschaft fordert, damit diese mit jener sich zusammenschließe: die Freiheit des Willens fordert seine Entschlossenheit, die Abhängigkeit des Willens seine Strebsamkeit, die Bedingtheit des Willens seine Entschiedenheit. Die höchste Gemeinschaft will sich zusammenschließen mit der niedrigsten Gesellschaft, wie wir schon früher gesehen haben. Wegen der Gegensätzlichkeit aber bedarf beides der Vermittlung: der Mensch in seiner Stellung, nach welcher sein Wille bald nach oben, bald nach unten gerichtet ist, ist der Vermittler. Die Gemeinschaft zielt ab auf Verähnlichung des Thuns: die höchste Gemeinschaft ist die Gemeinschaft mit Gott. „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig", spricht Gott der HErr. Die Gesellschaft zielt ab auf Gegenseitigkeit des Thuns: die niedrigste Gesellschaft ist die Gesellschaft der Thiere. Thiere können uns helfen, und wir sollen sie schonen. Wir sprechen vom Charakter und vom Herzen Gottes, aber nicht von einem Gewissen Gottes; wir sprechen von einer Thierseele und von einem Thiernaturell, aber nicht von einem Thiergeist. Der Mensch ist zum Priester und Herrscher bestimmt, als Priester in der Richtung seines Willens nach oben, als Herrscher in der Richtung seines Willens nach unten. Das erinnert an den ersten Menschen im wonnigen Garten; es erinnert aber auch an die Geburt JEsu, sofern Er als unser Priesterkönig im Schoße Seines Vaters im Himmel blieb, während Er in einer für Thiere bestimmten Wohnung, einem Schafstall, geboren und bei Ermangelung eines bessern Lagers in eine Krippe gebettet wurde.

V.

L. Fr. Was ich am Anfang dieses meines Briefes sagte, daß nämlich in der Erziehung auf Pflanzung der Liebe, Treue und Ehre Alles ankomme, wird nun wohl hinreichend erörtert sein. Wo Liebe, Treue und Ehre nicht gepflanzt werden, „da ist," um mit Ed. Krüger (a. a O. S. 90) zu reden, „Mühe und Arbeit verloren: nur Sklaven und Tyrannen, Majorität und Schrecken." Denn wo bleibt dann Religion und Sittlichkeit, Religion und Confession, Religion und Bürgersinn (Patriotismus = Staatsbürgersinn und Kosmopolitismus = Weltbürgersinn)? Wo bleibt das Lernen von der Geschichte des Reiches Gottes, von der Geschichte der Kirche, von der Geschichte der Völker, von der Geschichte des Einzellebens? Wo bleibt das physische und psychische Gedeihen im Ganzen und im Einzelnen?

Aber wie der Garten, der in Eden stand, nicht nur bebaut, sondern auch bewahrt werden sollte, so müssen auch wir nicht nur pflanzen, sondern uns auch abwehrend verhalten gegen die Verwüster unseres Gartens. Du weißt, welche Feinde geschäftig sind, der Pflanzung zu schaden, ja auf jede Gelegenheit lauern, sie zu vernichten. Eine dreiköpfige furchtbare Macht herrscht in der Welt: als einheitliche Macht ist sie die mit Herrschsucht erfüllte Gottes- und Menschenfeindschaft, nach ihren drei Köpfen wird sie bezeichnet als Genußsucht, Habsucht und Ehrsucht. Die Genußsucht ist lieblos, treulos und ehrlos, aber vorzugsweise lieblos; die Habsucht ist treulos, lieblos und ehrlos, aber vorzugsweise treulos; die Ehrsucht ist ehrlos, lieblos und treulos, aber vorzugsweise ehrlos. Doch nicht durch einfache Lieblosigkeit, Treulosigkeit und Ehrlosigkeit wird unserer Pflanzung wesentlich geschadet, sondern durch Vermischung der Lieblosigkeit mit der Liebe, der Treulosigkeit mit der Treue, der Ehrlosigkeit mit der Ehre. So entsteht unreine Liebe, scheinbare Treue, eitle Ehre. Ich will nur auf das Wichtigste hinweisen:

A. Es gibt eine dreifache Genußsucht, eine leibliche, eine seelische und eine geistige. Vorzugsweise leiblich ist die Unmäßigkeit im Genusse des Erlaubten, wenn sie für sich besteht. „Für den Erzieher" sagt Köhler in Schmids Päd. Handbuch

(II. S. 57) „liegt die Hauptsache in dem Fernhalten, in der spätern Kindheit in dem sparsamen Gewähren aller Genüsse, welche den Gaumen kitzeln, ebenso in der strengen Einhaltung der Zeiten des Essens“ („Maßhalten in der Menge“ und „Beschränkung durch strenge Ordnung“). Seelisch ist die Genußsucht, wenn sie als Unkeuschheit auftritt. Von der Keuschheit sagt Ed. Krüger (Für und wider die moderne Erziehungslehre S. 94): „Den Grund zu dieser Erztugend legt niemand sicherer, als die Mutter: wo nicht Mutter und Haus den Kern pflanzen, da steht es schlimm um die Jugend.“ „Hier ist die Aufgabe der Erzieher schwierig; sie erfordert ihre ganze Kraft und kann doch nirgend auf sichtbare Erfolge hinsteuern; unabweislich ist sie, weil die Lebenskraft der Völker mit diesem Kleinod verknüpft ist. Sichere Hilfe ist hier nur aus Gottes Wort und Kraft zu entnehmen.“ „Keuschheit schirmen“, sagt derselbe weiter (S. 95), „können nur keusche Eltern, aber nicht lehren. Was etwa lehrbar wäre, zeigen liebevoll ernst die Bücher von Raumer und Zeller.“ — Geistiger Art ist die Genußsucht als Neugier und als Schaulust. Unter der Neugier versteht man das Haschen nach Neuigkeiten, die immer von Neuem auftauchende Gier, etwas Neues zu hören. Während die edle Wißbegierde sich auf das Alte erstreckt, welches der strebsame Mensch als etwas für ihn Neues, d. h. als etwas ihm bisher Unbekanntes, kennen lernen will, nämlich auf das Alte als das Dagewesene (Geschichte) und als das längst Bestehende (Natur), währenddem nimmt die unedle Neugier jede Gelegenheit wahr, wo sie — nicht zur Belehrung, sondern — zur Unterhaltung etwas erfahren kann, was natürlich den Reiz der Neuheit hat, mag es auch denselben sogleich nach der augenblicklichen Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses verlieren und alt werden. — An die Neugier schließt sich die Schaulust an. An sie erinnert ein Vortrag des Reallehrers Israel in Hanau. Da heißt es u. A.: „Die Schaulust ist auch die Feindin des historischen Sinnes; denn sie klammert sich an den dahineineilenden Augenblick, und die Ereignisse der allernächsten Vergangenheit verschwinden in der Erinnerung. Die Geschichte des eigenen Volkes wird geradezu vergessen, oder es geht wenigstens das Verständniß

desselben verloren. Damit geht die Begeisterung und Frische verloren. Der Gesichtskreis wird immer enger und beschränkter. Wer aber keine Vergangenheit hat, der hat auch keine Zukunft" 2c. „Größer noch sind die Zerstörungen der Schaulust auf dem Gebiete des Christentums. Sie macht ein gedeihliches Anhören des Wortes Gottes unmöglich, fördert aber eine hohle Plauderei von christlichen Dingen; — zur Zeit der Anfechtung verdorrt der Same im Sonnenbrand: sie haben umsonst geglaubt!" 2c. Nicht zu verwechseln mit der Schaulust ist das berechtigte Verlangen nach Anschauung von Seiten dessen, der lernen will, und dem jeder Lehrgegenstand als solcher ein mehr oder weniger erhabenes Objekt ist, während man von der Schaulust wird sagen dürfen, daß sie — wenn auch unbewußt — sich alles dessen gern bemeistert, was es zu schauen gibt, um es früher oder später ins Gemeine, Kuriose und Komische herabzuziehen. — Die hungrige Schaulust und die durstige Neugier verhalten sich zur edlen Lern- und Wißbegier, wie die Liebhaberei am flüchtigen Schein zum Vertrautwerdenwollen mit dem Wesen der Dinge. Nur für dieses, nicht für jene, kann eine Erkenntniß der Wahrheit und eine Erfahrung der Gnade in Aussicht gestellt werden. Denn wie im schlimmen, so auch im guten Sinne sind zwei Richtungen des Wissenwollens zu unterscheiden, weil es ein zweifaches Wissen gibt, ein „beschauliches" und ein „beachtendes." Beides ist nicht, wie Schleiermacher in seiner Ethik (S. 17) meint, so von einander unterschieden, wie das „Wesen" einer Sache von seinem „Dasein", oder wie die „Kraft" von der „Erscheinung", sondern beiderlei Wissen hat es unmittelbar mit der Erscheinung — dort für das Auge, hier für das Ohr — und dann durch Vermittlung des tieferen Denkens mit dem Wesen der Dinge zu thun. Damit der Verstand sammt der Einbildungskraft und dem Herzen sich nicht dem flüchtigen Scheine überliefere, ist nichts so nötig, als die rechte Tröstung und Gewöhnung zur Erzielung einer Freude, von der die lieblose Welt nichts weiß.

B. Der unreinen Liebe steht zur Seite die scheinbare Treue, den unlauteren Gefühlen die ungeordneten Empfindungen, dem verkehrten Wissenwollen das verkehrte Könnenwollen.

Beginnen wir mit Letzterem. Das Können ist ein Thunkönnen und ein Erlangenkönnen. Das Könnenwollen stellt sich dar im Versuchen, welches einerseits ein Probiren, andrerseits ein Wagen ist. Man probirt, ob etwas gelingt; man wagt, um etwas zu gewinnen. „Probiren geht über Studiren", und „wer nichts wagt, gewinnt nichts." Das Probiren ist ein Messen der eigenen Kräfte oder Mittel an einer Sache, die erst bezweckt werden soll; das Wagen ist ein Unternehmen im Vertrauen nicht auf Kräfte und Mittel, sondern auf die Gunst der Umstände und Verhältnisse. Wenn dem Probiren ein Hemmniß gegenübersteht, welchem die Kräfte nicht gewachsen sind, so verbietet es sich von selbst, und wenn man eine Gefahr vor Augen sieht oder einen mißlichen Umstand, welcher stärker ist als die Gunst der übrigen Umstände, so wäre das Wagen eine Verwegenheit. Also muß man Vorsicht brauchen, wenn man etwas wagen, und Ueberlegung, wenn man etwas probiren will. Aber nicht blos im Blick auf den Weg ist Vorsicht und Ueberlegung nötig, sondern auch beim Ausblick auf das Ziel: man soll nicht nur sehen wollen, ob durchs Probiren ein Werk gelingt, und ob man durchs Wagen eine Sache gewinnt, sondern man soll auch die Frage vorher erwägen, ob das Werk, wenn es gelungen, und die Sache, wenn sie gewonnen ist, einen Segen mit sich bringen wird. Hier kommt es nun sehr auf die Haltung des Gewissens und die Beschaffenheit der Gesinnung an. Denn wie das Herz die Folter des Gewissens verursacht und umgekehrt die Ruhe des Gewissens vermittelt, so übt das Gewissen eine irgendwie gesetzgebende und bestimmende Macht über das Herz aus. Durch jedes in Folge von unvorsichtigem Probiren verkehrte Werk zeigt es sich früher oder später, daß das Versessensein darauf, die Experimentirsucht, das Pfuschen in Alles, zur Verschwendung von Kräften dient, und durch jedes auf das Eitle gerichtete Wagniß wird es früher oder später offenbar, daß irgend eine Art von Gewinnsucht im Spiele war, die zur Verschwendung von Mitteln dient. — Doch nicht nur der Experimentirsüchtige und Gewinnsüchtige ist ein Verschwender, sondern auch jeder, der nicht an Sparsamkeit gewöhnt worden ist, der nicht mit Geld und Zeit spar-

sam umzugehen gelernt hat. Hier, wie dort, ist Belehrung nötig und Gewöhnung an Arbeitsamkeit, welche den Nutzen bringt, daß man mit dem ordnungsmäßig erworbenen Gute bei dargebotenen Gelegenheiten in freier Weise Wohlthätigkeit üben kann. Es muß ein Gleichgewicht hergestellt werden zwischen der keine Mühe scheuenden Arbeitsamkeit und der Kräfte sammelnden Erholung, sowie zwischen der weisen Sparsamkeit (dem relativen Werte des irdischen Gutes gegenüber) und der edlen Freigebigkeit (der relativen Macht desselben gegenüber). Die Grundlage aber muß sein die Wahrhaftigkeit und das Ziel die Zufriedenheit: denn wer lügt, der stiehlt, und wer eigennützig ist, der hadert. Wo freilich der wohlhabende Vater dem Geize fröhnt, und die arme Mutter eine Diebin ist, da ist für die Erziehung nichts zu hoffen. Kinder, die im Element der Treulosigkeit, in der Luft des „defensiven“ Eigennutzes (Philargyrie) und der „aggressiven“ Ungenügsamkeit (Pleonexie) groß gezogen werden, sind in hohem Grade bemitleidenswert. Wo keine Treue ist, da hat die Liebe weder Kraft noch Wert; denn es fehlt ihr die schützende Mauer. Wo sie aber ist, da muß aufhören die verschwenderische und habsüchtige Preisgebung des hohen Gutes im Gewissen, welches Friede heißt.

C. Was endlich die Ehrsucht betrifft, so ist dieselbe, wie Palmer in Schmids Päd. Handbuch (I. 340) sagt, „so wenig eine blose Steigerung des Ehrgefühls, daß gerade, je mehr Ehrgeiz da ist, um so schwächer das Ehrgefühl wird. Denn nicht nur hascht der Ehrgeizige so leidenschaftlich nach seinem Phantom, daß er gar nicht mehr gewahr wird, wie sehr er sich durch seine Begehrlichkeit lächerlich macht, sondern er scheut zu seinem Zwecke sogar entschieden ehrlose Mittel nicht“ ꝛc. „Man hat zwar schon gesagt, daß die großartigsten Facta der Weltgeschichte dem Ehrgeiz, überhaupt den Leidenschaften der Menschen ihren Ursprung verdanken. Demnach müßte man, um die Weltgeschichte bei Athem zu erhalten, den Ehrgeiz eher nähren, als dämpfen. Aber abgesehen davon, daß die größte weltgeschichtliche Thatsache, das Christentum mit Einschluß der Reformation, nicht das Werk der Leidenschaft ist, hat es die Erziehung nicht mit der Weltgeschichte, sondern mit dem ein-

zelnen Menschen zu thun; und diesen zur Leidenschaft erziehen, damit er ein welthistorischer Mann werde, wäre eine Pädagogik, die den Zögling einem Moloch opferte ohne irgend eine Bürgschaft, daß dafür sein Name auf den Blättern der Weltgeschichte zu lesen sein werde". — Sowie nun dem Ehrgefühl die Ehrerbietigkeit zur Seite geht, so fordert die Ehrsucht ihren Gegensatz, den Servilismus, und schlägt in denselben um. Und wie die Ehrsucht keine Steigerung des Ehrgefühls ist, so ist auch der Sklavensinn keine eigentliche Steigerung der Ehrerbietigkeit: das rechte Ehrgefühl verbittet sich die Schmeichelei und Kriecherei. Die Erziehung darf daher weder eine servile, noch eine falsch-liberale sein. Vgl., was Erler in Schmids Päd. Handbuch (II S. 931 f.) darüber sagt. — Es kann endlich, wie anderwärts, so auch hier etwas an sich Gutes in den Dienst von etwas Bösem treten: es kann die Bescheidenheit nicht nur mit dem Ehrgefühle, sondern auch mit der Ehrsucht, und das Mäßig-von-sich-halten nicht nur mit der Ehrerbietigkeit, sondern auch mit dem Servilismus Hand in Hand gehen. Das Böse wird dadurch nicht überwunden, sondern nur verfeinert. — Hier ist nichts so sehr an seinem Ort, als Kraftmitteilung zur Ermutigung auf der einen und zur Geduldübung auf der andern Seite, und der Erzieher muß die rechte Milde der Regierung, sowie die rechte Strenge der Zucht einzuhalten wissen.

VI.

Weil nun der Erzieher nach diesen drei Seiten hin sich abwehrend zu verhalten hat, so folgt, daß der gute Einfluß, welchen er auf das Kind ausüben soll, stärker sein muß, als die auf die Jugend verheerend einwirkende Macht des feindseligen Geistes, der in der Welt herrscht. Daher müssen wir noch die Frage erwägen, welche Aufgabe der Erzieher zu lösen hat, sofern es sich darum handelt, ob er mit Recht Erzieher heißt. Hiemit kommen wir auf den Begriff der Erziehung. Diese bewegt sich in dem Verhältniß eines Starken zu einem Schwachen oder eines Mündigen zu einem Unmündigen. G. Baur (Grundzüge der Erziehungslehre S. 8) sagt von der Erziehung,

sie sei „eine solche Einwirkung eines mündigen Menschen auf einen unmündigen, wodurch dieser in den Stand gesetzt wird, bewußt und selbstthätig“ „als ein lebendiges Glied im Organismus der Menschheit“ „die Aufgabe seines Daseins zu verfolgen.“ Was das für eine Aufgabe sei, wollen wir nicht wiederholen; aber welches jene Einwirkung des Erziehers sei, darauf vorerst müssen wir kürzlich unsern Blick richten. Des Erziehers Aufgabe ist diese: a) er soll nicht anders als mit Gütigkeit (Agathosyne im Unterschied von Chrestotes) den Zögling belehren; b) er soll sowohl gegenüber dem gesetzlichen, als dem gesetzwidrigen Verhalten des Zöglings nicht anders, als mit Gerechtigkeit verfahren; c) er soll nicht anders, als in der Wahrheit sich selbst als Vorbild dem Zögling darstellen. Der Grundton a) in seiner Mitteilsamkeit soll also sein die Gütigkeit, b) in seinem richtenden Verfahren die Gerechtigkeit, c) in seiner Vorbildlichkeit die Wahrheit. Zu all' dem erforderlich ist Kraft und Weisheit.

A. Was zunächst das Lehrgeschäft als Kunst betrifft, so rechne ich im Unterricht zur Gütigkeit der Person auch das Gutsein der Sache nach ihrer formellen Seite. Hievon sagt Palmer in Schmids Päd. Handbuch (II. S. 1080): „Wir werden uns meist schon zufrieden geben, wenn nur nichts Unschönes mit unterläuft; also etwaige Ausbrüche von Zorn und Unmut, gemeine Ausdrücke oder Fehler der Darstellung, wie Unklarheit, Incorrectheit der Sprache, unnötiges Sich-wiederholen oder allzu häufiges Sich-corrigiren; lauter Dinge, die freilich nicht blos die Schönheit, sondern auch den Erfolg des Unterrichts beeinträchtigen“ 2c. Auf die Gütigkeit im Unterrichten und Belehren weisen vor Allem hin „alle die sittlichen Eigenschaften des guten Lehrers, die aus allem Ernst hervorleuchtende Liebe, die jeden Schüler auf dem Herzen trägt, die sich der Wahrheit, auch des Mitteilens der Wahrheit, wie der vom Schüler erkannten Wahrheit und darum jeder guten Arbeit, jeder guten Antwort freut, die reine, heitere und constante Stimmung des Gemüts, die Treue, die sich auch am Kleinen bewährt und nimmer müde wird: das Alles hebt das Lehrgeschäft weit über Handwerk und Taglöhnerarbeit, es macht

dasselbe zur Kunst.“ Aber nicht blos die Lehrer, sondern auch die Eltern sollen, weil ja auch sie bei ihrer häuslichen Erziehung es nicht an Unterweisung, am wenigsten an beratender Zurechtweisung fehlen lassen dürfen, dabei mit Gütigkeit verfahren. Hiebei erinnere ich mich eines gleichfalls sehr wahren Wortes, welches Th. Ebeling in seinen Briefen über Erziehung (S. 119) sagt: „Daß das so sehr beliebte Moralpredigen allemal nutzlos ist, versteht sich von selbst; und daß es dem kindlichen Gemüte in keiner Weise sympathisch sein kann, sondern im besten Falle Langeweile verursacht, hat wohl jeder Erwachsene zur Genüge an sich selbst empfunden. Und dennoch gefallen sich viele Erzieher ganz ungemein in solchen abgedroschenen Salbadereien und thun sich wohl gar etwas darauf zu Gute. In ihrer einseitigen Verblendung merken sie es natürlich auch nicht, daß sie sich das Kind entfremden und sich dadurch allein schon unfähig machen, es zu erziehen.“ Die Kinder merken gar bald, daß, wer neben dem Demonstriren so gern moralisirt, nicht stark, sondern schwach, keine feste Mauer, sondern eine wackelige Wand ist. Doch nicht blos da, wo das Moralpredigen so recht zu Hause ist, wird die wahre Gütigkeit in der Belehrung vermißt, sondern auch da, wo der Erzieher als Künstler im blosen Sinne eines Bildners sich so sehr in seiner Stärke fühlt, daß in seiner Anschauung der Zögling zu einem geist- und seelenlosen Bildestoff herabsinkt: so Beneke und Th. Ebeling, von denen jener den Zögling mit einem Marmorblock, dieser mit einem Scheit Birkenholz vergleicht. Zur Gütigkeit in der Belehrung gehört auch die Ermunterung zu allem Guten je nach der Veranlassung, die sich darbietet, vor Allem zur Ehrfurcht gegen Gottes Wort und zum Gebetsumgang mit Gott. —

B. Der Erzieher steht dem Zögling auch gegenüber als Richter, dem es zukommt, Lob und Tadel, Lohn und Strafe zu erteilen. Loben und Tadeln heißt das Verhalten des Kindes zu Personen oder zu Sachen ausdrücklich billigen oder mißbilligen, „sei es durch Mienen und Gebärden, sei es durch Worte.“ Im Allgemeinen sind „Lob und Tadel“, wie L. Völter (Päd. Früchte S. 153) sagt, „der objektive Ausdruck für das

sittliche Verhalten des Kindes, jenes für die Angemessenheit, dieses für die Unangemessenheit desselben zur sittlichen Weltordnung", deren Repräsentant der Erzieher ist. Hier fordert die Gerechtigkeit, daß „die Persönlichkeit des Erziehers", (S. 154) „eine gewisse richterliche Majestät durchleuchten läßt, welche Jedem das Seine gibt." Zu solcher richterlichen Majestät gehört, daß man weder durch Lob und Lohn eine Voreingenommenheit verrät, noch durch Tadel und Strafe eine Anmaßung, Selbstrache, Ueberschreitung der Amtsbefugniß sich zu Schulden kommen läßt, daß man überhaupt (S. 168) „sein Amt mit Furcht und Zittern führt, nicht nach dem Zufall augenblicklicher Aufreizung und Mißstimmung, nicht nach den Eingebungen wechselnder Launen und Leidenschaften, nicht nach der Willkür persönlicher Zuneigung oder Abneigung." Zum Begriff des Lobes gesellt sich der des Lohnes, zum Begriff des Tadels der der Strafe. Der Erzieher hat darauf zu schauen, ob für den Empfänger schon das Lob die Bedeutung des Lohnes und schon der Tadel die Bedeutung der Strafe hat, während begrifflich gerade umgekehrt im Lohne das Lob und in der Strafe der Tadel mitenthalten ist. Der Erzieher hat es als ein gutes Zeichen zu betrachten, wenn ein Zögling an Lob und Tadel vollauf genug hat und zu seiner sittlichen Förderung nicht einer besondern Belohnung oder Bestrafung bedarf; dagegen als ein schlimmes Zeichen, wenn ein anderer lieber wegen seines Könnens gerühmt sein, als sein Wollen anerkannt sehen will, und wenn er Schande wegen eines sittlichen Vergehens leichter erträgt, als Schmach wegen allzu geringer Leistungen. Das Lob soll zur Aufmunterung, nicht zur Ueberhebung, der Tadel zur Selbstbesinnung und höchstens zur Beschämung, nicht aber zum Verdrossenwerden und noch weniger zur Verbitterung dienen. Es hat Jemand mit Recht gesagt: „wenn Einer bescheiden bleibt nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er es"; und man wird weiter sagen müssen: wenn Einer mäßig von sich hält nicht blos nach empfangenem Tadel, sondern auch nach empfangenem Lobe, dann hat er mit dem Dünkel nichts zu schaffen. Was die Absicht bei der Belohnung und Bestrafung betrifft, so soll sie bei jener auf nichts

Anderes gehen, als darauf, daß das Kind auf dem guten Weg beharre, und bei dieser auf nichts Anderes, als darauf, daß es zum verlassenen guten Weg zurückkehre. Unter Lohn verstehe ich aber nicht sowohl eine Austeilung von Prämien, als vielmehr eine freie Erweisung besonderer Freundlichkeit, eine Bestätigung des guten Zutrauens, sei es durch eine gelegentlich erwiesene Gefälligkeit oder durch eine im Vorbeigehen erteilte kleine Gabe oder durch Uebertragung einer auszeichnenden Arbeit oder durch Raumgebung zu freierer Bewegung &c. Ueber die besonderen Strafarten s. Chr. H. Zellers Lehren der Erfahrung III. S. 52 ff. — Vom momentanen Lob ist nur da die Rede, wo auch die Möglichkeit des Tadels nicht ganz ferne liegt, während Lohn und Strafe nicht nahe zusammenrücken dürfen. Eher kann auf Strafe Lob, auf Lohn Tadel folgen; ja wenn Solches nicht blos mit Liebe, sondern auch rechtzeitig geschieht, wird es sogar eine durchschlagend heilsame Wirkung thun. — Verkehrt wäre es, das günstige Naturell mit dem sittlichen Wohlverhalten, die gute Begabung mit den hervorragenden Leistungen zu identifiziren, das eine Kind wegen seines günstigen Naturells oder seiner guten Begabung zu loben und das andere wegen der Ungunst seines Naturells oder des Mangels an Begabung zu tadeln; denn dadurch würde „die sittliche Energie des Willens geschwächt", wie L. Völter (a. a. O. I. S. 162) sagt. Aber nicht blos ist Tugend und Untugend von Tüchtigkeit und Untüchtigkeit zu unterscheiden, sondern beidem steht auch zur Seite das Vorhanden- und Nichtvorhandensein religiöser Uebungen, z. B. der freien Uebung des Gebetes. Hier in dem einen Fall zu loben oder gar zu lohnen, in dem andern Fall zu tadeln oder gar zu strafen, wäre das Verkehrteste, was es geben kann. Das Beten ist als Sache der Religiosität über menschlichem Lob erhaben, sowie die geflissentliche Unterlassung des Gebetes tief unter menschlichem Tadel steht: hier würde durch das Lob die Innigkeit des religiösen Gefühls verflüchtigt, durch den Tadel die Erregung desselben gehindert. — Verkehrt wäre aber auch noch etwas Anderes: eigentliche Schändung und Schmähung eines Kindes, d. i. permanenter Tadel, ist von der rechten Erziehung ebenso absolut ausgeschlossen, als

ein solches Ehren und Rühmen, welches als permanentes Lob unterschieden ist von der allgemeinen Wertschätzung der Kinder nach dem Vorbild des großen Kinderfreundes, der die Kleinen in Seinen Arm und Schoß gerufen und ihnen „die goldene Krone aufs Haupt gelegt hat mit den Worten: Ihrer ist das Himmelreich." Th. Ebeling sagt (in seinen Briefen S. 115): „Gewöhnlich sind die Väter zu hart und die Mütter zu nachsichtig gegen ihre Kinder. Und man darf nicht etwa glauben, daß beide Extreme sich aufheben; — nein, eben weil beide an sich Fehler sind, so summiren sie sich. Noch schlimmer aber ist es, wenn der umgekehrte Fall eintritt, wenn der Vater zu nachsichtig, die Mutter zu strenge ist. Feinfühlend, wie alle Kinder selbst schon in zartester Jugend sind, werden sie durch solchen widernatürlichen Austausch der Charaktere irre an dem, was ihnen instinktartig das Richtige dünkt. Sie entbehren den natürlichen Halt, die immer offene Zufluchtsstätte bei der Mutter, ihren einzigen Trost in den häufigen Widerwärtigkeiten, die doch, so unbedeutend sie an sich sein mögen, ihr kleines Herz bis zum Ueberlaufen füllen. Kein Wunder, wenn ihr Gemüt sich dann selbst den Eltern gegenüber verhärtet und seine ursprüngliche Empfänglichkeit auch später nicht völlig wiedererlangt." Es ist die Gnade Gottes, welche nicht nur die Fehlgriffe desjenigen Erziehers corrigirt, der in ihrem Dienste steht, sondern auch Vorsorge getroffen hat, daß selbst bei schlechter Erziehung nicht alle Kinder verderben. Dies erinnert an ein anderes Wort von Th. Ebeling (a. a. O. S. 101): Verkehrte Erzieher „müßten in ihren Kreisen notwendig unsägliches Unheil anrichten, wenn nicht Gott in Seiner unendlichen Weisheit die Menschen mit einer gewissen zähen Widerstandskraft ausgerüstet hätte, die sich schon im frühesten Kindesalter deutlich bemerkbar macht. Wir begegnen dieser Widerstandsfähigkeit auf allen Gebieten der Erziehung; und sie allein ist es, welche die tausend und abertausend Mißgriffe der Erziehung entweder ganz unschädlich macht oder sie doch in ihrer Wirkung mildert." Verkehrte Erzieher sind übrigens nicht blos viele Eltern, sondern auch hie und da ein Lehrer. Oder soll man jenen Lehrer als rechten Erzieher gelten lassen, der bei einem öffentlich veran-

stalteten Festspiele, welchem ich zufällig beiwohnte, gegen einen momentan etwas ungeschickt sich anstellenden Knaben flugs ein „Donnerwetter“ ausschäumte? Ich frage: Wird ein fluchender Lehrer beten können? Und wird ein nichtbetender Lehrer erziehen und insbesondere strafen können? L. Völter gibt die Antwort (a. a. O. I. S. 168): „Wer nicht beten kann, der kann auch nicht erziehen, der kann und darf auch nicht strafen.“ Fürwahr, wenn nicht auch in der Schule der Gifthauch, welcher hie und da die Schüler anweht, bisweilen einer Widerstandskraft begegnete, es würde die Jugend sich viel rapider und allgemeiner in den Strudel der sittlichen Verkehrtheiten stürzen, als es ohnehin geschieht. — Der Erzieher hat ein dreifaches Verhältniß zu beachten, in welchem der Zögling steht, dem Lohn oder Strafe gebührt: 1) sein Verhältniß zu dem unsichtbaren lebendigen Gott, 2) sein Verhältniß zu andern Menschen, in erster Linie zum Erzieher, 3) sein Verhältniß zu sich selbst. Bei sittlicher Verfehlung ist ein Zwiespalt in allen drei Beziehungen eingetreten, der als selbstverschuldet zum Bewußtsein gebracht werden muß. Bei sittlich gutem Verhalten besteht Friede nach allen drei Seiten hin, welcher indeß, wenn die Zeit gekommen ist, wo religiöse Begründung eintreten kann, nicht auf eigenes Verdienst, sondern auf Gottes Gnade zurückzuführen ist. Zwiespalt rezeugt Lebenshemmung, Lebenshemmung erzeugt Schmerz. Wer diesen Schmerz nicht von selbst fühlt, „bei dem muß eine Hemmung des sinnlichen Lebens eintreten, es muß ihm sinnlicher Schmerz bereitet werden, um hiedurch den seelischen in ihm zum Bewußtsein zu bringen“ (L. Völter I. S. 171). Friede andrerseits erzeugt Lebensförderung, Lebensförderung erzeugt Freude. Es muß dem Erzieher eine Lust sein, seinen Kindern Freude zu machen. Wesentlich auf nichts Anderes läuft Lob und Lohn hinaus, wie auch Tadel und Strafe keinen andern Zweck haben, als die Kinder vor tieferem Leid zu bewahren. So wird der Erzieher im Dienst der Gnade stehend recht richten. An wem die Gnade arbeitet, der verdirbt nicht. Die Gnade will aber nicht minder mit ihrem ernsten Angesichte, als mit ihrem freundlichen Auge aufgenommen sein, womit die Thatsache nicht im

Widerspruche steht, daß das eine Kind vorwiegend durch hebende und aufrichtende Freundlichkeit, das andere vorwiegend durch niederhaltenden und züchtigenden Ernst zurechtgebracht wird.

C. Es ist noch übrig, die Vorbildlichkeit des Erziehers ins Auge zu fassen. Niemand kann ein Vorbild für Andere werden, der nicht ein Vorbild hat, welchem er selber nachahmend nachfolgt. Die Absicht in der Nachfolge ist das Dienen. Wie der Dienstknecht Christophorus keine Ruhe hatte, bis er den höchsten Dienstherrn gefunden, so muß auch der Erzieher erst die rechte Ruhe gefunden haben in der Verpflichtung zu dem Dienste, welchen er dem höchsten Kinderfreunde unausgesetzt zu leisten schuldig ist, um durch Verähnlichung mit demselben eine Leiter zu sein, auf welcher seine Zöglinge zu diesem ihrem höchsten Freunde aufsteigen können. — Zur Vorbildlichkeit gehört eine gereifte Tauglichkeit, welche sich als Tugend und Tüchtigkeit darstellt, und beides muß im Gleichgewichte stehen, wie Nägelsbach in seiner Gymnasialpädagogik (S. 18) sagt: „Je begabter ein Lehrer ist, desto demütiger muß er sein, wenn er nicht schaden soll.“ „Glänzende Gaben sind dem Lehrer nicht eben vonnöten; die Versuchung zur Selbstüberschätzung und zur Unterschätzung der Schüler liegt zu nah und führt zur Ungeduld und Unzufriedenheit. Bei glänzenden Gaben ist das entsprechende Gegengewicht von sittlichen Eigenschaften in hohem Grade nötig.“ Was das sittliche Verhalten des Erziehers betrifft, er sei Lehrer oder eines der Eltern, so darf er Anstoß und Aergerniß weder geben noch nehmen: denn wer Anstoß gibt, kann nicht führen, und wer Anstoß nimmt, kann nicht heben; wer Aergerniß gibt, kann nicht aufnehmen, und wer Aergerniß nimmt, kann nicht tragen. Folglich ist Tugend selbst schon identisch mit der sittlichen Seite der Berufstüchtigkeit. „Ein Erzieher, der nicht auch durch sein Beispiel lehrt, entbehrt bei seiner Thätigkeit der wirksamsten Hilfe“, sagt G. Baur (in Schmids Päd. Handbuch I S. 390). „Nichts feuert so sehr an, als das Vorbild eines Erziehers, welcher in frischem Streben, gemeinschaftlich mit den Zöglingen und ihnen voran, dem vorgesteckten Ziele nachjagt; und wenn ihnen auch gerade durch sein Ringen nach höherer Vollkommenheit klar werden

sollte, daß er von menschlicher Unvollkommenheit selbst nicht völlig frei sei, so rechtfertigt auch vor Kindern nicht das fertige äußere Werk, sondern der lebendige Glaube, das aufrichtige, ernste Hingegebensein an das höhere Leben und an die Ziele, welche es vorhält; und die diesem lebendigen Glauben entwachsende thätige Liebe deckt auch vor dem kindlichen Auge die Schwächen des geliebten und geachteten Erziehers zu." G. Baur erinnert dabei an das schöne Wort von J. J. Wagner: „Nichts erzieht besser, als die Gegenwart eines trefflichen Menschen; er braucht nicht zu dociren und zu predigen: sein stilles Dasein ist eine Sonne, die wärmt und leuchtet." Andrerseits muß, wer einem Zögling zur Erlangung einer Berufstüchtigkeit helfen, ihn zur Ergreifung eines Berufes vorbereiten will, selbst in seinem Erzieherberufe tüchtig sein. Wir haben gesehen, daß die Tugend in der auf dem Grund der Gnade und Wahrheit ruhenden Liebe und Treue besteht. Ihr gegenüber, d. h. unterschieden von ihr, kann die Tüchtigkeit eine der Liebe und Treue vorausgehende natürliche Gabe sein, welche, unter dem Gesetzesschutz geheiligt in der Wahrheit, erst einen wahren Wert bekommt; sie kann aber auch ein der Liebe und Treue erst nachfolgendes Erzeugniß der keimbildenden Gnade sein, welches, wenn es unter der Gunst der Umstände im Frieden gepflegt wird, seine Kraft beweist. Durch die Tugend ehrt der Mensch sich selbst, mag er ihrer allein wegen von außen geehrt werden oder nicht; hingegen an die von der Tugend unterschiedene Tüchtigkeit eines Menschen schließt sich die Ehre an, welche ihm von außen widerfährt, sowohl wenn sie eine geheiligte Naturgabe, als wenn sie eine der Natur anheimgegebene Gnadengabe ist. — Zum Vorbild nun aber kann weder eine Natur-, noch eine Gnadengabe, sondern an sich nur die Tugend dienen: nur sofern der Wille bei der rechten Verwertung der Naturgabe oder bei der Kraftäußerung der Gnadengabe beteiligt ist, stellt sich auch die Tüchtigkeit Anderen zum Vorbild dar.

VII.

An G. Baur's Definition der Erziehung knüpfe ich noch die dritte Frage: Wann ist die Erziehungsthätigkeit vollendet?

Ich denke: doch wohl dann, wenn es gelungen ist, Liebe, Treue und Ehre so zu pflanzen, daß sie Wurzel schlagen können. Weiter hinauf haben wir mit unserer Erziehungsaufgabe nicht zu steigen; und wir wollen Gott danken, wenn wir dies erreichen. Denn „die Erziehungsperiode ist“, wie Fr. Dittes in seinem Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre (S. 216) sagt, „nur die erste Stufe der gesammten menschlichen Entwicklung; während derselben erreicht der Mensch nach keiner Seite hin einen Abschluß seiner Entfaltung. Es gibt keine absolute, sondern nur eine relative Erziehung.“ Erst wenn im „selbständigen Leben“ Liebe, Treue und Ehre Stand halten, gleichviel, ob man sich öffentlicher Ehre als eines Schildes erfreut oder nicht, und ob man öffentliche Ehre als Lohn erwarten darf oder nicht, also unabhängig von der öffentlichen Ehre als Beweggrund und unbedingt durch die öffentliche Ehre als Erfolg, — erst dann wird die Aufgabe des menschlichen Daseins erfüllt; denn erst dann stellt sich heraus eine intelligente Persönlichkeit und persönliche Intelligenz. Auf die Frage, wie sich Persönlichkeit und Intelligenz zu einander verhalten, wird man antworten können: sie verhalten sich zu einander, wie wohlthuende Liebe zu dankbarer Treue. Von der wohlthuenden Macht der Persönlichkeit für die Erziehung reden die meisten der neueren pädagogischen Schriftsteller. Hier indeß handelt es sich nicht von der Persönlichkeit als Haupterforderniß auf Seiten des Erziehers, sondern von ihr als Hauptkennzeichen der gedeihlichen Fortentwicklung des Erzogenen. Ein Gleiches gilt von der Intelligenz. Daß und wie diese mit der Dankbarkeit im Zusammenhange steht, zeigt eine sehr schöne Abhandlung von J. S. Büttner im IV. Heft von Luthardts Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben. Nun scheint es allerdings, besonders nach Dittes, als wenn uns das, was jenseits der Erziehungsperiode liegt, hier nichts anginge. Doch schwindet dieser Schein bei der Erwägung dessen, was, wenn nicht als Gegenstand zuversichtlicher Hoffnung, so doch als Inhalt eines von der Liebe gehegten Wunsches immerhin im Bereich der Möglichkeit liegt. Liebe, Treue und Ehre sollen Stand halten im selbständigen Leben, nachdem sie innerhalb der Erziehungs-

periode gepflanzt worden sind. Ist das nicht möglich? Ihr Standhalten geschieht nun aber nicht, ohne daß sie im Wachsen begriffen sind nach innen und außen und folglich sich ausbreiten. Ist ihre Pflanzung geschehen durch die Wahrheit und Gnade Gottes, so kann auch ihre Ausbreitung erfolgen durch den Geist der Gnade und Wahrheit als den Geist der Gemeinschaft, sollte diese Ausbreitung auch nur sehr langsam vor sich gehen. Und so würde im erwünschten Falle gegenseitige Liebe, gegenseitige Treue, gegenseitige Ehre in der Familie, in der Gemeinde und im Volke wieder mehr emporkommen, worauf es uns gerade für die Jugenderziehung ankommen muß: denn wenn weit und breit die Jugend im Elemente dieser dreifachen Gegenseitigkeit aufwachsen würde, dann fürwahr müßte es ja leicht sein, ihre große Mehrzahl erfolgreich zu erziehen; es müßte sich erwarten lassen im Gegensatze zu den traurigen Erlebnissen unserer Tage, daß die Jugend über die Zeit ihrer Entlassung aus der Volksschule hinaus den scharfen Gegensatz zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen dem Segen der Gottesfreundschaft und dem Fluche der Gottesfeindschaft, zwischen dem Scheinwesen und der Wirklichkeit, zwischen dem Leiden, das den Tugendhaften trifft, und dem Glücke, in welchem der Lasterhafte schwelgt, sich tief zu Herzen nehmen und so mindestens vor den schlimmsten Abwegen bewahrt würde. Inzwischen müssen wir herzlich froh sein, wenn unter unserer Arbeit und Mühe auch nur spärlich hie und da ein Pflänzlein gedeiht. Doch weil die rechte Kampfesmühe und Friedensarbeit keinesfalls umsonst ist, so laß uns im Erzieherberufe nicht verdrossen werden. Obgleich der Weg, der abwärts führt, leichter und rascher und von einer größeren Menge betreten wird, als der, der in die Höhe führt, so wollen wir es uns doch nicht nehmen lassen, daß, sowenig die Tragweite der verkehrten Erziehung mit der Erziehungsperiode zu Ende geht, ebensowenig die Nachwirkung einer wahrhaft guten Erziehung ausbleibt. Zwar auch bei dieser können später noch sittliche oder religiöse Verirrungen geschehen, für welche ein guter Erzieher nicht verantwortlich ist; aber es kann auch in Zukunft mancher Verirrte wieder zurechtkommen und den Weg des Friedens finden.

Mögen auch nicht wenige bei erlangter äußerer Selbständigkeit sich als innerlich ganz unselbständig, um nicht zu sagen, als „unseres Herrgotts dumme Jungen" erweisen, wie eine Sibylle bei Ludwig Tieck sich ausdrückt, so läßt sich doch auch auf Grund von Erfahrungen die Behauptung aussprechen, daß, was in der Erziehungsperiode für Sittlichkeit und Religiosität geschieht, immerhin die bedeutsamsten Folgen hat für die spätere Lebenszeit. Selbst ein solches Leben, wie das des alten „genial angelegten" Augustin, welches tiefe und langjährige Verirrungen in sich schloß, ist nicht nur ein Thatbeweis, daß die rechte Liebe und Treue in der Erziehung endlich doch den Sieg davonträgt, sondern ist auch ein für die Nachwelt im hohen Grade segensreiches Lebensbild — gegenüber einem solchen Leben, welches der neue, gleichfalls „genial angelegte" Heinrich Heine als „ein innerlich zerissener Geist" beschloß, der auf seine Vergangenheit zurückblicken mußte, wie auf ein „Trümmerfeld." Möge nur Jeder, der Einsicht hat, nach Kräften seine Schuldigkeit thun, um beim Blick auf den nervösen, indifferentistischen und parteisüchtigen Zeitgeist, beim Blick auf die „Weltanschauung der Diesseitigkeit", beim Blick auf den „Widerspruch gegen alle Autorität" sich von der Mitschuld an dem allgemeinen Verfall frei zu machen, welcher als eine Vernichtung der erlangten Blüte über unser Volk hereinzubrechen droht. Nur keine Furcht, l. Fr., vor dem brausenden Meer und den hochgehenden Wellen, aber auch keine Unvorsichtigkeit und Unbesonnenheit! Fangen wir nur immer wieder bei uns selber an, indem wir es nie an der Selbstprüfung und Selbstzucht fehlen lassen, und sorgen wir dafür, daß wir den guten Lenker unserer Wege, der zur rechten Hand Gottes sitzt, bei uns im Schiffe haben, so wird auch für das aufzuhißende Segel, das Herz, — für den in den Meeresgrund zu senkenden Anker, das Gewissen, — für die Brauchbarkeit des Steuerruders, der Vernunft, — für die stetige Richtung des Kompasses, des Verstandes, — für die Befestigung des Mastbaums und die Haltbarkeit des Schiffstaues, des zweifachen Charakters, und für die vor jedem Leck zu bewahrende Schiffswölbung, das Gemüt, gesorgt sein, damit wir schließlich beim Rückblick

auf unser Leben, auf unsere Fehltritte und Fehlgriffe Gott für Seine Liebe und Treue danken können. Wie traurig ist es doch, für Andere gesorgt und seine eigene ewige Wohlfahrt verscherzt zu haben und gleich zu werden einem Menschen, wie ihn J. S. Büttner zeichnet, wenn er (a. a. O. S. 215) sagt: „Wir hören manchmal einen Menschen seine Lebensgeschichte darstellen. Wenn wir über seine Erzählung nachdenken, so haben wir den Eindruck: es ist Alles planlos; ein Stück ist an das andere gereiht; es ist Mosaikarbeit, aber eine Mosaik ohne Vorzeichnung. Der Mensch versteht seinen Lebensgang nicht; darum begleitet er eine Periode seines Lebens mit Seufzen, die andere mit Anklagen gegen Gott und Menschen und wieder eine andere mit ausgelassenem Jauchzen. Es ist etwas unaussprechlich Wehmütiges, solch ein Lebensbild zu beschauen, wo der Held des Stückes sich selbst nicht zurechtfinden und den Plan des Ganzen nicht auffinden kann. Ohne Dank, ohne Freude zieht er seine Straße. Das Leben scheint verfehlt, weil es ihn nicht an das Ziel gebracht hat, welches er sich steckte. Das Leben, das ihm ein Segen werden sollte, endet mit einem Fluche auf Vater und Mutter, auf Gott und Menschen." Wie köstlich dagegen ist es, einen fröhlichen Ausblick zu haben, weil man einen tröstlichen Rückblick thun kann, wie Jener, von welchem J. S. Büttner (a. a. O.) sagt: „Wir treten an das Sterbebett eines Mannes heran, der seines Lebens bunte und mannigfaltige Wege in einer richtigen Perspektive aufgefaßt hat, der es versteht, wie ein Feldherr von dominirender Höhe das ganze Gewirr der verschiedenartigsten mitwirkenden Faktoren zu einem klaren Schlachtplan zusammenzustellen. Hören wir aus seinem Munde, wie er sein Leben ansieht! Da wird das scheinbar Widerstreitendste zur Förderung; da muß der Menschen Feindschaft ihm Brücken bauen und des Schicksals Widerstreit ihm Flügel geben. Die Widersprüche des Daseins lösen sich, und anstatt jenes Weltschmerzes mit seinem Aufschrei: Verloren ist Leben und Arbeit! erklingt aus dem ehrwürdigen Munde solchen Greises, der eine wirkliche Intelligenz hat, das Bekenntniß: Gott hat noch nie etwas versehen in Seinem Regiment; nein, was Er thut und läßt

geschehen, das nimmt ein selig' End!" Wie stark ermuntern doch solche Beispiele, Herz und Gewissen des Zöglings auf Gottes Gnade hinzulenken, welche die Führerin durchs Leben sein muß, wenn man zurückblickend auf den eigenen Lebensgang im Hintergrunde vieler Dissonanzen Harmonie entdecken will!

VIII.

So eben, wo ich diesen meinen langen Brief endlich zu schließen gedachte, l. Fr., finde ich beim wiederholten Durchlesen Deines Briefes eine noch zu erörternde Frage, die ich beinahe übersehen hätte. Du fragst nämlich, ob nicht der naturkundliche Unterricht für die Erziehung ebenso bedeutsam sei, als der Geschichtsunterricht, und ob man sich nicht denken müsse, daß die Principien der Erziehung nicht minder auf dem Boden der Natur, als auf dem Grund der Geschichte stehen. Weil bei der Uebersicht über ein Wissenschaftsgebiet der Blick auch an das anstreift, was jenseits der Grenze liegt, so ist es mir ganz lieb, daß Du durch diese Deine Frage mir Gelegenheit gegeben hast, mich auch über das an die Erziehungsprincipien angrenzende Gebiet mit einigen Worten auszusprechen.

Vorerst erinnere ich Dich an das Verhältniß, in welchem der Unterricht zur Erziehung steht. Der Unterricht soll erziehlich, die Erziehung unterrichtlich sein, jedoch nur in dem Verhältniß, daß die Erziehung den Unterricht in ihre Mitte nimmt, m. a. W., daß der Unterricht die Erziehung ebenso voraussetzt, als er durch sie bedingt ist. In unserem Briefwechsel haben wir uns nur mit der unterrichtlichen Erziehung, nicht auch mit dem erziehlichen Unterricht befaßt. Glücklicher Weise warst Du in Deinen Briefen immer, um mich vulgär auszudrücken, bei der Stange geblieben, so daß ich nicht so leicht in die Versuchung kam, von der unterrichtlichen Erziehung zum erziehlichen Unterricht überzuspringen. Man wird kurz so sagen müssen: In der unterrichtlichen Erziehung prävaliren die Principien, während in dem erziehlichen Unterricht die Methode dominirt; in der unterrichtlichen Erziehung ferner beruht auf den Principien die wesentlich individualisirende Methode der Erziehung, während in dem erziehlichen Unterricht aus der wesentlich generellen Methode die

Principien des Unterrichts sich ergeben. Dem aber entspricht nun auch, daß die unterrichtliche Erziehung auf dem Grund der Geschichte, hingegen der erziehliche Unterricht auf dem Boden der Natur steht, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß einerseits der primitive Naturboden (die Naturordnung, das individuelle Naturell, die Natureigentümlichkeit eines Landes und Volkes) die dienende Folie der Geschichte und andrerseits der substantielle Geschichtsgrund das Substrat der Natur (mit ihrem Reichtum an Kräften, Stoffen und Formen) ist. Aber wir dürfen nicht nur nicht die Grenzlinie verwischen, welche beide Gebiete von einander scheidet, sondern auch bei Wertschätzung eines der beiden Gebiete nicht das andere unterschätzen. Jenes wäre ein Fehler in der Theorie, dieses in der Praxis, jenes ein Zeichen von Kurzsicht oder Weitsicht, dieses von kecker oder furchtsamer Schwäche. Daß die Religion in beiden Gebieten ihre absolute Gültigkeit behauptet, daß sie nicht nur in der unterrichtlichen Erziehung das A und O, sondern auch im erziehlichen Unterricht die Thür und das Medium zur Vollendung ist, indem sie dort, wie hier ihren eigenen Ideenkreis hat, der nach dem Unterschied der beiden Gebiete ein verschiedener ist, dies nachzuweisen wäre eine Arbeit, welcher Du für jetzt mich überheben wirst. Gehab Dich wohl!

Druck von Reider & Hezner in Ansbach.